UEBER DEN PHYSIOLOGISCHEN SCHWACHSINN DES WEIBES

Paul Julius Möbius







Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes.

Von

Dr. P. J. Möbius
in Leipzig.

Sechste, veränderte Auflage.



Halle a. d. S.
Verlag von Carl Marhold.
1904.

Die erste und die zweite Auflage dieser Abhandlung sind in der

Sammlung zwangloser Abhandlungen
aus dem Gebiete der

Nerven- und Geisteskrankheiten

begründet von
Direktor Dr. med. **Konrad Alt,** Uchtspringe (Altmark),
in Rücksicht auf den Zusammenhang mit der allgemeinen Medizin und die Bedürfnisse des praktischen Arztes
herausgegeben von
Prof. Dr. **A. Hoche,** Freiburg i. Br.
III. Band, Heft 3

erschienen.



Inhalts - Uebersicht.

Vorwort.

Meine Gegnerinnen sind recht still geworden. Sie müssen wohl eingesehen haben, dass hier Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit ist, und nach üblen Erfahrungen möchten sie mich nachträglich todtschweigen. Es thut mir leid, denn ich hätte so gern mit neuen Kritiken à la Dohm aufgewartet, aber was soll ich machen?

In meinem Aufsatze habe ich gesagt, vernünftigerweise sollte das Gesetz bei der geistigen Verschiedenheit der Geschlechter das Weib anders behandeln als den Mann. Von juristischer Seite habe ich verschiedene Zustimmungen erhalten und ich hoffe, dass in der Zukunft meine Forderung erfüllt werden werde. Gleiches Recht für Alle ist die grösste Ungerechtigkeit. Wird der 17jährige Jüngling milder behandelt als der Mann, so muss auch dem Weibe Schonung gewährt werden. Ich komme deshalb auf diese Gedanken zurück, weil ein französisches Buch mich angeregt hat.

Dr. Paul Dubuisson, Oberarzt in der Pariser Irrenanstalt Sainte-Anne und Gerichtsarzt, hat ein äusserst interessantes Buch über die Waarenhaus-Diebinnen geschrieben*), dessen leitender Gedankengang etwa folgender ist.

Es vergeht kein Tag, an dem die Pariser Strafkammern nicht über ein Weib zu urtheilen hätten, das beschuldigt ist, im Bon-Marché, im Louvre oder im Printemps gestohlen zu haben. Bedenkt man, dass nur ein kleiner Theil dieser Diebstähle entdeckt wird, so begreift man, dass hier eine bedeutungsvolle Erscheinung vorliegt. Das Erstaunen wächst noch, wenn man erfährt, dass fast alle Waarenhaus-Diebinnen weder aus Noth stehlen noch zu den Gewohnheitverbrechern gehören,

*) „Les Voleuses de Grands Magasins.“ Paris, A. Storck et Comp.

dass sie vielmehr in der Hauptsache den wohlhabenden und ehrenwerthen Bürgerklassen angehören.

Die Waarenhaus-Diebinnen sind in folgender Weise gekennzeichnet: sie stehlen nur in den Waarenhäusern; die meisten von ihnen sind bemittelt, manche sogar reich, sie könnten sich also die Sachen sehr wohl kaufen; die gestohlenen Gegenstände sind ihnen meist gar nicht nöthig, da sie die Dinge oft schon, ja im Ueberflusse, besitzen. Bei der Arretirung gestehen sie den Diebstahl gewöhnlich ohne weiteres ein, nicht selten mit einer Art von Aufathmen, als ob ihnen eine Last abgenommen würde. Viele von ihnen erzählen, ohne danach gefragt zu sein, von frühern ähnlichen Diebstählen und geben an, man werde in ihrer Wohnung die und die gestohlenen Dinge finden. In der That ergiebt die Haussuchung solche Vorräthe, die geschickt versteckt, unbenutzt, oft noch mit der Etikette des Waarenhauses versehen in Schränken, in dunkeln Winkeln, unter dem Ueberzuge von Polstermöbeln aufbewahrt worden sind und erst mit Hilfe der Diebin aufgefunden werden. Alle erklären übereinstimmend: Ich konnte nicht widerstehen — ich habe den Kopf verloren — es schien mir alles zu gehören — ich bekam immer mehr Lust — hätte man mich nicht arretirt, ich hätte immer mehr genommen . . . . usw.

Wie soll man sich alle diese Wunderlichkeiten erklären? Offenbar muss man zweierlei in Betracht ziehen, einmal die Beschaffenheit des Waarenhauses, zum andern die darin Verführten. Das Waarenhaus von heute ist ein Meisterwerk, denn seine Besitzer haben mit wunderbarer Geschicklichkeit alles so eingerichtet, dass die Verführung zum Kaufen gar nicht grösser sein könnte. Sie führen die Besucherinnen mit geradezu genialer Kunst in Versuchung. Kaum je kommt eine Frau, die mit dem festen Entschlusse, nichts zu kaufen, hineingegangen war, ohne eine Anzahl von Paketchen wieder heraus. Zuerst wird die Lust durch Prospekte und Preisverzeichnisse erweckt, die verschwenderisch in die Häuser geschickt werden, und aus denen die Leserinnen die Ueberzeugung gewinnen, dass der Kauf unter den angegebenen Bedingungen der reine Gewinn sein müsse. Bald kommt ihnen die Idee: einmal hingehen kann ja nichts schaden, man kann es sich doch ansehen, der Eintritt

ist frei, man braucht ja nicht gleich zu kaufen. Ist die Unglückliche einmal in der Höhle des Löwen, so wird sie verzaubert. Bei dem Anblicke dieser Ueberfülle von schönen und guten Sachen erwachen alle Wünsche nach Wohlleben, Eleganz, Besitz, und die weibliche Gefallsucht wird aufs tiefste erregt. Die Besucherin darf alle Herrlichkeiten nach Belieben anfassen und hin und her wenden, was an sich schon ein Genuss ist, denn niemand fragt oder scheint sich darum zu kümmern, sie kann sich sogar den Gegenstand ihres Begehrens für ein paar Tage zur Ansicht ins Haus schicken lassen. Der Versucher hat noch mehr gethan, denn den Damen, die doch nicht ermüdet werden sollen, stehen Säle mit Ruhebänken, in denen ihnen Journale, ja Speisen und Getränke unentgeltlich angeboten werden, zur Verfügung. Die Besucherin soll sich im Waarenhause wie in ihrem Heim fühlen, nur dass alles unendlich grösser, schöner, reicher ist, dass keine Mühe ihrer wartet, dass alles Höflichkeit, Liebenswürdigkeit ist. Das Waarenhaus stellt die angenehmsten und liebenswürdigsten jungen Männer an, die es bekommen kann.

All diesen Versuchungen können nur Wenige widerstehen, die Meisten werden zu Einkäufen verführt, denen nicht selten kein Bedürfniss entspricht, und die über die vorhandenen Mittel hinausgehen. Viele Frauen zieht das Waarenhaus an wie andre die Kirche, denn hier wie dort finden sie süsse Erregungen, mag auch die Art verschieden sein. Manche verlieben sich geradezu in irgend eine dieser Karawansereien und können nicht mehr leben, ohne täglich oder wenigstens einmal in der Woche ihren Besuch im Louvre, im Bon-Marché oder im Printemps gemacht zu haben. Eine junge Frau, die eben von einer schweren Krankheit aufgestanden war, verlangte stürmisch nach dem Waarenhause, ging hin und starb nach einigen Tagen. Sie wollte nichts kaufen, aber sie sehnte sich nach der Atmosphäre ihres Tempels und nach dem Anblicke der schönen Sachen. Endlich kommt in Betracht, dass in den der Versuchung ausgesetzten Damen absichtlich die Meinung hervorgerufen wird, sie wären ganz ohne Aufsicht. Wenn die Besucherin ihre Waare gefunden hat, ruft sie einen der Angestellten herbei, der sie zur Kasse zu führen hat, der aber keine

Ueberwachung ausübt. Nur verborgenerweise beobachtet eine Anzahl von Angestellten, die kein Zeichen an sich tragen, die Käuferinnen; nichts warnt diese, erst nach dem Diebstahle greift der Aufpasser zu.

Trotz alledem wird keine ehrenhafte Frau stehlen. Aber die Erfahrung zeigt leider, dass eine Menge von Frauen, die für ehrenhaft und unantastbar gegolten haben, zu Falle kommt. Man könnte denken, dass nur nach einem heftigen Kampfe zwischen den guten und den bösen Gedanken dies Unterliegen möglich sei, und gewiss findet manchmal ein solcher Kampf statt, aber recht oft ist nach den Bekenntnissen der Diebinnen die Sache anders zugegangen. Das Begehren tritt mit einem Male so heftig auf, dass die Hand zugreift, ehe der Kopf nachgedacht hat. Hinterher mögen wohl Gewissensbisse kommen, aber auch diese scheinen nicht immer arg zu sein.

Abgesehen von den Diebinnen vom Fach, die gelegentlich im Waarenhause gerade so stehlen, wie sie sonst stehlen, und die nicht eben häufig sind, zerfallen die Waarenhaus-Diebinnen in zwei Gruppen, nämlich in solche, die, obwohl sie für ehrenhaft gelten, doch moralisch schwach sind, ohne im engern Sinne des Wortes krank zu sein, und in solche, bei denen bestimmte krankhafte Zustände nachzuweisen sind.

Obwohl das psychologische Interesse vorwiegend an der ersten Gruppe haftet, kann doch der Arzt nur über Die berichten, die wegen zweifelhaften Geisteszustandes ihm zugewiesen worden sind. Dubuisson berichtet aus persönlicher Erfahrung über 120 Fälle. Darunter waren acht Frauen mit der sogen. Gehirnerweichung (der progressiven Paralyse) und drei mit andern groben Gehirnerkrankungen. Bei neun konnte der Arzt nichts Krankhaftes finden. Von den übrigen hundert Diebinnen waren neun im engern Sinne des Wortes Geisteskranke (krankhaft Schwachsinnige, Verrückte usw.). Alle andern waren das, was man gewöhnlich nervenkrank nennt; sie litten an Nervenschwäche, an Hysterie, und ein Theil dieser Nervösen war zur Zeit der strafbaren Handlung in einer der kritischen Zeiten des weiblichen Lebens (Monatregel, Schwangerschaft). Natürlich treibt die Nervenkrankheit nicht direkt zum Diebstahle, aber sie setzt die Willenskraft herab, sie macht ge-

neigt zu rauschartigen Zuständen, und es wird in der Regel bei gleichen moralischen Anlagen die Kranke der Versuchung leichter unterliegen als die Gesunde.

Bei alledem ist nicht zu verkennen, dass zwischen den sogenannten Gesunden und Denen, deren Krankheit ihre Zurechnungsfähigkeit vermindern sollte, keine Kluft aufgethan ist. Unmerkliche Uebergänge führen von der einfachen moralischen Schwäche bis zur krankhaften Widerstandsunfähigkeit. Es giebt wahrscheinlich Grade der Versuchung, denen niemand gewachsen ist, und auf jeden Fall entspricht der Grösse der Versuchung die Zahl der Opfer. Das moderne Waarenhaus ist für einen Theil der weiblichen Bevölkerung einfach eine zu grosse Versuchung, weil seine Einrichtungen zum Diebstahle verlocken. Man soll aber das Böse zu verhüten suchen, und das wäre in unserm Falle nicht einmal schwer. Es brauchte nur durch sichtbare, an bestimmten Zeichen erkennbare Aufseher eine fortwährende Warnung vor dem Stehlen ausgedrückt zu werden. Dann würden viele weibliche Personen, deren Geisteszustand sie im gewöhnlichen Leben vor dem Straucheln schützt, die aber den übermässigen Lockungen des Waarenhauses nicht gewachsen sind, gerettet werden, und mit ihnen würden ihren Familien Kummer und Schande erspart werden. Denn die Ertappten, bei denen geistige Störungen nicht nachgewiesen werden konnten, sind einfach als Diebinnen eingesperrt worden. Hätten die Behörden Verständniss für die weibliche Geistesbeschaffenheit, so dürften sie entweder die sich als Weiberfallen darstellenden Waarenhäuser nicht dulden, oder sie müssten die Verführten nicht der Strenge des Gesetzes überliefern.

Mir scheint, dass diese Geschichte mit den Waarenhäusern ein ganz gutes Beispiel ist, und dass man dabei sieht, wie der physiologische Schwachsinn ernsthaft zu nehmen ist. Gleichmacherei ist überall vom Uebel, aber die Geschlechtsgleichmacherei ist ein besonders grosses Uebel.

Leipzig, im November 1903. M.

Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes.

A. Erster Theil.

Man kann vom physiologischen Schwachsinne des Weibes*) in zwei Bedeutungen reden.

I.

Es ist nicht leicht, zu sagen, was Schwachsinn sei. Man kann sagen: das, was zwischen Blödsinn und normalem Verhalten liegt. Indessen die Schwierigkeit liegt in der Abgrenzung des Schwachsinns gegen das normale Verhalten. Für das letztere haben wir nicht einmal ein deutsches Wort, denn Gesundheit ist durchaus nicht der passende Begriff, vollsinnig bezieht sich auf die Sinne, nicht auf den Sinn, scharfsinnig bedeutet eine Entwicklung des Sinnes über die Norm hinaus, geradsinnig geht auf das moralische Verhalten. Im gewöhnlichen Leben haben wir die Gegensätze: gescheit und dumm; gescheit ist einer, der unterscheiden kann, dem Dummen fehlt das kritische Vermögen. In der That dürfte zwischen der Dummheit und den leichten Formen des Schwach-

*) Es ist ganz ungehörig, zur Geschlechtsbezeichnung den Ausdruck „Frau“ zu verwenden. Frau ist die ehrende Anrede und bedeutet Herrin, Domina, Dame, aber nach unserem Sprachgebrauche darf nur die Verheirathete als Frau bezeichnet werden. Wenn man von einer Frauenfrage, Frauenversorgung u. s. w. spricht, so meint man vorwiegend die Angelegenheiten der Weiber, die nicht Frau sind, denn die Frauen brauchen nicht versorgt zu werden u. s. w., sondern die Ledigen und die Wittwen; man drückt sich also falsch aus. Dem Manne steht das Weib gegenüber, und der Plural heisst nicht die Frauen, sondern die Weiber. Wenn die Weiber sich ihres Namens schämen sollten, so ist das schlimm genug, aber kein Grund, die Sprache zu vergewaltigen.

sinnes kein wesentlicher Unterschied sein. Man wende nicht ein, Dummheit sei gesund, Schwachsinn krankhaft, denn diese Entgegenstellung ist im schlechten Sinne populär und beruht im Grunde auf der ungehörigen Einmischung von Werthurtheilen. Für die wissenschaftliche Betrachtung kann die landläufige Dummheit gerade so eine krankhafte Abweichung sein wie abnorme Kleinheit oder Schwachsichtigkeit u. s. w. Andererseits giebt es wirklich einen physiologischen Schwachsinn, da das Kind schwachsinnig ist im Vergleiche mit dem Erwachsenen, und da man doch das Altwerden nicht als Krankheit bezeichnen kann (trotz dem senectus ipsa morbus), mit dem Altwerden aber eine Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit früher oder später eintritt. Uebrigens braucht auch die Sprache das Wort dumm bei krankhaften Veränderungen: er ist durch das Trinken, oder durch eine hitzige Krankheit dumm geworden. Indessen, auch wenn wir die Dummheit zum Schwachsinne rechnen, die Schwierigkeit ist deshalb nicht beseitigt, weil die Grenze der Dummheit nach oben nicht feststeht. In gewisser Hinsicht ist Jeder dumm, der eine in der Musik, der andere in der Mathematik, dieser in den Sprachen, jener in Handel und Wandel, u. s. f. Man müsste demnach partiellen und allgemeinen Schwachsinn unterscheiden. Mit gewissem Rechte wird man sagen, ja die besonderen Talente zählen nicht mit, es braucht Einer nur im Durchschnitte gute Fähigkeiten zu haben. Das ist es eben, was bedeutet der Durchschnitt, wie stellt man die Norm fest? Hier wie überall bei der Bestimmung feinerer pathologischer Formen, die mit den groben Angaben der gewöhnlichen Klinik nicht zu erledigen ist, stossen wir auf den Mangel eines geistigen Canon. Für die Körperformen haben wir den Canon und können leicht bestimmen, ob diese oder jene Zahl von Centimetern noch normal sei, für die geistigen Fähigkeiten aber fehlt die Regel, hier herrscht die Willkür. Man denke nur an die Verschiedenheit der Gutachten in zweifelhaften Fällen. Es wäre thöricht, zu behaupten, die jetzt herrschende Unsicherheit sei nothwendig, denn man könne keine Grenzen ziehen, wo in Wirklichkeit keine sind. So schlimm ist die Sache nicht: wenn man sich

nur Mühe giebt, so wird es schon gelingen, annähernd einen Canon aufzustellen und die Unsicherheit, wenn nicht zu beseitigen, so doch einzuschränken. Im allgemeinen und auch in Puncto Schwachsinn dürfte der richtige Weg der sein, dass man nicht mehr vom Menschen schlechtweg spricht, sondern von bestimmten Menschenarten, dass man fragt, was kann man verlangen von diesem Alter, diesem Geschlechte, diesem Volke. Das normale Verhalten des Kindes ist bei dem Erwachsenen pathologisch, das des Weibes bei dem Manne, das des Negers bei dem Europäer. Vergleichung verschiedener Gruppen also ist die Hauptsache, denn nur so kann man erfahren, was von einem Gliede einer bestimmten Gruppe zu erwarten sei, nur so wird man verhüten, dass man einen Menschen dumm oder schwachsinnig nennt, weil er nicht das leistet, was irgend ein beliebiger Mensch leisten kann. Mit anderen Worten: Schwachsinn ist eine Relation und Schwachsinn schlechtweg kann nur bedeuten im Vergleiche mit Seinesgleichen. Darf man nicht das Glied der einen Gruppe an dem der anderen messen, so darf man doch die Gruppen selbst einander gegenüberstellen. Ein Eskimo, der nicht bis hundert zählen kann, ist als Eskimo nicht schwachsinnig, aber weil es so ist, ist der Eskimo als solcher schwachsinnig im Vergleiche mit dem Deutschen oder Franzosen. Wie ist es nun mit den Geschlechtern? Das ist wohl von vornherein sicher, dass die männlichen und die weiblichen Geistesfähigkeiten sehr verschieden sind, aber findet ein Ausgleich statt derart, dass die Weiber hier mehr leisten, die Männer dort, oder sind die Weiber im Ganzen genommen schwachsinnig im Vergleiche mit den Männern? Das Sprichwort ist der letzteren Meinung, denn es sagt: lange Haare, kurzer Verstand, die moderne Weisheit aber will nichts davon wissen, ihr steht der weibliche Geist zum mindesten dem männlichen gleich. Ein Meer von Tinte ist wegen dieser Dinge verbraucht worden und doch ist von Uebereinstimmung und Klarheit keine Rede. Die beste Zusammenfassung, die ich kenne, ist der 1. Theil des Buches von Ferrero und Lombroso*), der von dem

*) Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte; von C. Lombroso und G. Ferrero. Deutsch von Kurella. Hamburg 1894.

normalen Weibe handelt. Natürlich kann ich nicht allen einzelnen Angaben der Vff. zustimmen, noch mir alle ihre Constructionen aneignen, aber im Grossen und Ganzen ist hier der Beweis der geistigen Inferiorität des Weibes sehr gut geführt. Die Darstellung der Italiener umfasst 192 Druckseiten und ist doch aphoristisch. Wollte man gründlich verfahren, so entstände ein dickes Buch. Es ist daher begreiflich, dass ich hier nur das Wichtigste andeuten kann.

Immer wird man gut thun, sowohl den directen wie den indirecten Weg zu beschreiten, d. h. sich nicht nur auf die psychologische, sondern auch auf die anatomische Beobachtung zu beziehen.

Körperlich genommen ist, abgesehen von den Geschlechtsmerkmalen, das Weib ein Mittelding zwischen Kind und Mann und geistig ist sie es, wenigstens in vielen Hinsichten, auch. Im Einzelnen giebt es freilich Unterschiede. Beim Kinde ist der Kopf relativ grösser als beim Manne, beim Weibe ist der Kopf nicht nur absolut, sondern auch relativ kleiner*). Ein kleiner Kopf umschliesst natürlich auch ein kleines Gehirn, aber hier kann man, ebenso wie gegen Bischoff's Gehirnwägungen, die Ausflucht brauchen, ein kleines Gehirn könne ebenso viel werth sein wie ein grosses, da es die für das geistige Leben wichtigen Theile ebenso gut enthalten könne. Deshalb sind die vergleichenden Untersuchungen einzelner Gehirntheile wichtiger, wenigstens überzeugender. Hier kommen besonders die Ergebnisse Rüdinger's in Betracht, die mir nicht so bekannt zu sein scheinen, wie sie es verdienen. Rüdinger**) hat an ausgetragenen Neugeborenen nachgewiesen, dass „die ganze Windungsgruppe, welche die Sylvi'sche Spalte umrahmt, beim Mädchen einfacher und mit weniger Krümmungen versehen ist, als beim Knaben“, dass

*) Ich finde nicht selten bei mittelgrossen Weibern einen Kopfumfang von 51 cm. So etwas kommt bei Männern nicht vor, die geistig normal sind, nur bei krankhaft Schwachsinnigen, Idioten. Jene Weiber aber sind in ihrer Art ganz gescheit. (Hat ein geistig annähernd gesunder Mann 51 cm Kopfumfang, so handelt es sich um einen Thurmkopf, also um eine abnorme Kopfform).

**) Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachcentrums, Stuttgart 1882, p. 12 ff. Tafel I.

„die Reil'sche Insel beim Knaben im Durchschnitt in allen ihren Durchmessern etwas grösser, konvexer und stärker gefurcht ist als beim Mädchen". Er hat an Erwachsenen gezeigt (ibid. p. 32 ff. Tafel IV), dass der weibliche Gyrus frontalis tertius einfacher und kleiner ist als der männliche, besonders jener Abschnitt, der unmittelbar an den Gyrus centralis angrenzt. Die Besichtigung der Tafeln ergiebt, dass die Unterschiede sehr beträchtlich sind. Rüdinger*) hat ferner gezeigt, dass „an den weiblichen Hirnen der ganze mediale Windungszug des Scheitellappens und die innere obere Uebergangswindung in ihrer Entwickelung bedeutend zurückbleiben". Bei geistig niedrig stehenden Männern (z. B. einem Neger) fand er den weiblichen ähnliche Verhältnisse des Scheitellappens, während bei geistig hochstehenden Männern die mächtige Entwickelung des Scheitellappens ein ganz anderes Bild gewährte. Die allereinfachsten Verhältnisse fand Rüdinger bei einer bayrischen Frau, er spricht geradezu von „thierähnlichem Typus".

Demnach ist also nachgewiesen, dass für das geistige Leben ausserordentlich wichtige Gehirntheile, die Windungen des Stirn- und des Schläfenlappens, beim Weibe schlechter entwickelt sind als beim Manne, und dass dieser Unterschied schon bei der Geburt besteht.

Gleich wie Mann und Weib dieselben Gehirnwindungen haben, nur von verschiedener Grösse, so haben auch beide dieselben geistigen Eigenschaften, ein Mehr oder Minder macht den Unterschied, keine Eigenschaft kommt einem Geschlechte ausschliesslich zu. Die Sinne scheinen bei beiden Geschlechtern ungefähr gleich scharf zu sein. Lombroso glaubt gefunden zu haben, dass die Schmerzempfindlichkeit der Haut beim Weibe geringer ist. Angenommen, seine Beobachtungen fänden allgemeine Bestätigung, so würde es sich doch nicht um geringere Sinnesschärfe, sondern um geringere

*) Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen. Bonn 1882. p. 6. — Die ganzen Erörterungen über Schädel und Gehirn des Weibes sind in dem Werk von Ploss-Bartels (Das Weib. 1. Lieferung der 2. Auflage) recht gut zusammengestellt. Ich hatte das vergessen, als ich den Aufsatz schrieb.

geistige Reaction auf starke Reize handeln. Auch der Umstand, dass zu feinen Unterscheidungen, z. B. beim Theeprüfen, Wollesortiren, Männer tauglicher sind, ist wohl so zu verstehen, dass sie kleine Unterschiede der Empfindung besser beurtheilen können. Andererseits ist die Freude der Weiber an Farben nicht als besserer Farbensinn aufzufassen, sondern durch geistige Beziehungen zu erklären. Anders ist es mit der motorischen Seite, denn an Kraft und Geschicklichkeit steht das Weib tief unter dem Manne. Wegen ihrer Schwäche ist sie vorwiegend auf Arbeiten angewiesen, die eine gewisse Geschicklichkeit erfordern, und dadurch entsteht der Glaube an die geschickten weiblichen Finger. Jedoch sobald sich ein Mann einer Weiberarbeit annimmt, als Schneider, als Weber, als Koch, u. s. w., so leistet er bessere Arbeit als das Weib. Im Grunde ist ja die Geschicklichkeit eine Leistung der Gehirnrinde wie die Beurtheilung der Sinnesempfindungen, und wir werden wieder darauf hingewiesen, die Verschiedenheit der Geschlechter in den eigentlichen geistigen Fähigkeiten zu suchen. Einer der wesentlichsten Unterschiede ist wohl der, dass der Instinkt beim Weibe eine grössere Rolle spielt als beim Manne. Man kann in der Idee eine Reihe bilden, am einen Ende stehen Wesen, die ausschliesslich instinktiv handeln, am anderen solche, bei denen jede Handlung auf Reflexion beruht. Im allgemeinen ist der geistigen Entwickelung eigenthümlich, dass der Instinkt immer weniger, die Ueberlegung immer mehr zu bedeuten hat, dass das Gattungswesen mehr und mehr Individuum wird. Wir sprechen dann von Instinkt, wenn eine zweckmässige Handlung ausgeführt wird, ohne dass der Handelnde weiss, warum; sobald gewisse Umstände wiederkehren, arbeitet in uns ein Apparat, und wir vollziehen eine Handlung, als ob eine fremde Vernunft uns dazu antriebe. Wir sprechen aber auch von instinktiver Erkenntniss, wenn wir zu Urtheilen gelangen, ohne zu wissen wie. Im Grunde ist keine Handlung und Erkenntniss ohne Instinkt, denn ein Theil des Processes fällt immer in das Unbewusste, aber es giebt doch Gradunterschiede. Je mehr Antheil das individuelle Bewusstsein am Erkennen und Handeln hat, um so höher ist das Individuum entwickelt, um so

selbständiger ist es. Einen Zwischenzustand zwischen dem rein Instinktiven und dem klar Bewussten nennen wir Gefühl. Aus Gefühl handeln, aus Gefühl etwas für wahr halten, heisst es halb instinktiv thun. Der Instinkt hat grosse Vorzüge, er ist zuverlässig und macht keine Sorgen; das Gefühl nimmt zur Hälfte an diesen Vorzügen theil. Der Instinkt nun macht das Weib thierähnlich, unselbständig, sicher und heiter. In ihm ruht ihre eigenthümliche Kraft, er macht sie bewundernswerth und anziehend. Mit dieser Thierähnlichkeit hängen sehr viele weibliche Eigenthümlichkeiten zusammen. Zunächst der Mangel eigenen Urtheils. Was für wahr und gut gilt, das ist den Weibern wahr und gut. Sie sind streng conservativ und hassen das Neue, ausgenommen natürlich die Fälle, in denen das Neue persönlichen Vortheil bringt, oder der Geliebte dafür eingenommen ist. Wie die Thiere seit undenklichen Zeiten immer dasselbe thun, so würde auch das menschliche Geschlecht, wenn es nur Weiber gäbe, in seinem Urzustande geblieben sein. Aller Fortschritt geht vom Manne aus. Deshalb hängt das Weib vielfach wie ein Bleigewicht an ihm; sie verhindert manche Unruhe und vorwitzige Neuerung, sie hemmt aber auch den Edlen, denn sie vermag das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden und unterwirft schlechtweg alles der Sitte und „dem Sagen der Leute“. Der Mangel an Kritik drückt sich auch in der Suggestibilität aus. Der Instinkt herrscht nicht wie beim Thiere fast ganz allein, sondern er ist mit individuellem Denken verbunden, dieses aber ist nicht kräftig genug, allein zu gehen, muss sich auf fremdes Denken stützen, das Voreingenommenheit, Liebe oder Eitelkeit als vertrauenswerth erscheinen lassen. So ergiebt sich der scheinbare Widerspruch, dass die Weiber als Hüterinnen alter Sitte doch jeder Mode nachlaufen, conservativ sind und doch jede Absurdität aufnehmen, sobald geschickt suggerirt wird. Mit der Ablösung vom ursprünglich Instinktiven, mit dem Ichwerden und dem Wachsen des individuellen Denkens wächst zunächst der Egoismus, oder richtiger, das seiner Natur nach egoistische Einzelwesen, das solange es nur seinen Trieben gehorcht, unbewusst auch zum Vortheile der Anderen handelt, wird, wenn es anfängt zu

denken, den socialen Trieben zuwider handeln. Erst eine hohe geistige Entwickelung giebt die Einsicht, dass durch Förderung des allgemeinen Wohles auch das eigene Wohl gefördert wird. Die meisten Weiber bleiben in dem Mittelzustande: Ihre Moral ist durchaus Gefühlsmoral oder unbewusstes Rechtthun, die Begriffsmoral ist ihnen unzugänglich, und die Reflexion macht sie nur schlechter. Zu dieser Einseitigkeit kommt die durch ihre natürliche Stellung bedingte Enge des Gesichtskreises. Sie leben in den Kindern und dem Manne, was jenseits der Familie ist, interessirt sie nicht. Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person ist ihnen ein leerer Begriff. Es ist durchaus unrichtig, die Weiber unmoralisch zu nennen, aber sie sind moralisch einseitig oder defect. Soweit wie ihre Liebe reicht, sofern wie angeschautes Leiden ihr Mitleid erweckt, sind sie oft jeder Aufopferung fähig und beschämen nicht selten den kälteren Mann. Aber sie sind von Herzen ungerecht, sie lachen innerlich über das Gesetz und verletzen es, sobald die Furcht oder die Dressur das zulassen. Dazu kommt die Heftigkeit der Affecte, die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung. Eifersucht und verletzte oder unbefriedigte Eitelkeit erregen Stürme, denen kein moralisches Bedenken Stand hält. Wäre das Weib nicht körperlich und geistig schwach, wäre es nicht in der Regel durch die Umstände unschädlich gemacht, so wäre es höchst gefährlich. In den Zeiten politischer Unsicherheit hat man mit Schrecken die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Weiber kennen gelernt, ebenso an den Weibern, die unglücklicherweise zur Herrschaft gekommen sind. Im gewöhnlichen Leben zeigen sich jene beiden Eigenschaften in der Regel nur bei der Thätigkeit der Zunge und beim Schreiben: Beschimpfungen, Verleumdungen, anonyme Briefe. Die Zunge ist das Schwert der Weiber, denn ihre körperliche Schwäche hindert sie, mit der Faust zu fechten, ihre geistige Schwäche lässt sie auf Beweise verzichten, also bleibt nur die Fülle der Wörter. Zanksucht und Schwatzhaftigkeit sind jederzeit mit Recht zu den weiblichen Charakterzügen gezählt worden. Das Schwatzen gewährt dem Weibe unendliches Vergnügen, ist der eigentliche weibliche Sport. Vielleicht lässt sich das verstehen, wenn man an die

Uebungspiele der Thiere denkt. Die Katze jagt hinter dem Balle her und übt sich dabei für die Mäusejagd, das Weib übt ihre Zunge während des ganzen Lebens, um zum Redekampfe gerüstet zu sein.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wären noch die sog. intellectuellen Fähigkeiten in Betracht zu ziehen. Man wird trennen müssen Aufnehmen und Bewahren der Vorstellungen, also Verständniss und Gedächtniss einerseits, willkürliche Verknüpfung der Vorstellungen, Bildung neuer Urtheile andererseits. Verständniss und Gedächtniss sind bei vielen Weibern, soweit nicht besondere Talente in Frage kommen, durchaus nicht schlecht. Sie fassen, wenn sie wollen, recht gut auf und merken sich das Gelernte eben so gut wie die Männer. Da nun dazu kommt, dass sie fügsam und geduldig sind, so haben sie wirklich Anlage zum Musterschüler. Ueberall da, wo die Weiber es sich in den Kopf gesetzt haben, am höheren Unterrichte theilzunehmen, ist nur Eine Stimme darüber, dass sie ausgezeichnete Schülerinnen sind, und je gedankenloser der Lehrer ist, um so befriedigter pflegt er von dem eifrigen Lernen der Schülerinnen, das meist ein Auswendiglernen ist, zu sein. Wenn trotzdem die grosse Masse des weiblichen Geschlechts ausserordentlich wenig lernt und das Gelernte ausserordentlich rasch wieder vergisst, so liegt das nicht am Können, sondern am Wollen. Das Durchschnittsweib hat ausschliesslich persönliche Interessen, bietet das Lernen nicht einen persönlichen Vortheil in naher Aussicht, so ist es ihr widerwärtig. Interesse an der Sache ist nur ausnahmeweise vorhanden. Das relativ günstige Urtheil über die Aufnahmefähigkeit hat nun freilich sein Gegenstück an dem Nachweise der geistigen Sterilität des Weibes. Das Höchste ist, wenn ein Weib sich derart als guter Schüler beweist, dass sie im Sinne des Lehrers die von ihm erlernte Methode handhabt. Dagegen ist das eigentliche „Machen“, das Erfinden, Schaffen neuer Methoden dem Weibe versagt. Sie kann sozusagen nicht Meister werden, denn Meister ist, wer was erdacht. Es ist ein beliebter Kniff der Männer, die den Weibern ihre Emancipation-Gelüste eingeflösst haben, und ihrer Nachbeterinnen, zu behaupten, es habe den Weibern nur an

Uebung gefehlt, sie seien wie die afrikanischen Schwarzen von den muskelstarken Männern zu Sklaven gemacht worden, und in der Sklaverei sei ihr Geist verkümmert. An diese Behauptungen knüpfen sich gewöhnlich darwinistische Schwärmereien, die erworbene Gehirnatrophie habe sich vererbt, und umgekehrt sei zu erwarten, dass, wenn jetzt die Weiber ihr Gehirn übten, die Enkelinnen mit einem grossen Gehirn zur Welt kommen würden, Schwärmereien, die höchstens dann einen Sinn haben könnten, wenn es sich um Parthenogenesis handelte. Dreister, als es die „Feministen“ thun, kann man der Wahrheit gar nicht ins Gesicht schlagen. Am einfachsten ist es, auf die Gebiete hinzuweisen, die den Weibern jederzeit offen gestanden und auf denen sie sich nach Belieben bewegt haben. Die Musik z. B. ist doch nie männliche Domäne gewesen, im Gegentheile werden mehr Mädchen als Knaben in der Musik unterrichtet. Was ist nun dabei herausgekommen? Die Weiber singen und spielen zum Theile ganz gut, aber damit ist die Sache zu Ende. Wo ist der weibliche Componist, der einen Fortschritt bedeutete? In der Malerei besteht nicht wie in der Musik ein Gegensatz zwischen dem schaffenden und dem ausübenden Künstler, alle malen, und ob einer dabei schafft, das ist nicht immer leicht zu sagen. Jedoch sieht man ohne Schwierigkeit, dass die grosse Mehrzahl der weiblichen Maler der schöpferischen Phantasie ganz entbehrt und über eine mittelmässige Technik nicht hinauskommt: Blumen, Still-Leben, Portraits. Ganz selten findet man ein wirkliches Talent, und dann pflegen auch andere Züge den geistigen Hermaphroditismus darzuthun. Der Mangel am Vermögen, zu combiniren, d. h. in der Kunst der Mangel an Phantasie, macht die weibliche Kunstübung im Grossen und Ganzen werthlos. Aehnlich ist es auf andern Feldern. Ich erinnere an die Geburtshilfe, deren Entwicklung die Weiber eher gehemmt als gefördert haben*). Auch die Erzählerinnen, die ja z. Th. recht anmuthig schildern, und die überaus seltenen Dichterinnen bewegen sich auf gebahnten Pfaden, wuchern mit den Münzen

*) Vergl. die Festrede M. Runge's (Männliche und weibliche Frauenheilkunde, Göttingen, 1899), die mir erst nach Abfassung dieses Aufsatzes zugekommen ist. Vgl. auch: H. Schelenz, Frauen im Reiche Aeskulaps. Leipzig 1900.

die Männer geprägt haben. Ja selbst die Kochkunst und die Kleiderkunst sind nur von Männern gefördert worden, diese erfinden die neuen Recepte und die neuen Moden. Alles, was wir um uns sehen, jedes Hausgeräth, die Instrumente des täglichen Gebrauches, alles ist von den Männern erfunden worden.

Dass die Wissenschaften im engeren Sinne von den Weibern keine Bereicherung erfahren haben, noch erwarten können, ist demnach begreiflich. Die wenigen weiblichen Gelehrten, deren Namen die Geschichte der letzten 2 Jahrtausende enthält, waren gute Schüler, nichts weiter. Das gilt freilich von den meisten männlichen Gelehrten auch, aber jene sind die Gipfel, diese bilden die untere Schicht, aus der sich erst die wahren Grössen der Wissenschaft erheben. Auch im gewöhnlichen Leben tritt die Unfähigkeit des weiblichen Geistes zur Combination, das Fehlen selbständigen Denkens einem täglich überraschend entgegen und bildet oft einen schroffen Gegensatz gegen die Leichtigkeit der Aneignung. Dazu kommt der Mangel an Sachlichkeit, der Wünsche zu Gründen und Abneigungen zu Beweisen macht. Andererseits bringt gerade der dem Weibe eigene Realismus, der nur Vortheil und Nachtheil bedenkt, rücksichtlos sein Ziel verfolgt, durch sachliche Erwägungen nicht gehemmt wird, praktische Vortheile und befähigt das Weib, den schwerfälligeren, die Dinge von verschiedenen Seiten und mehr unpersönlich betrachtenden Mann gelegentlich zu besiegen. Nur ist diese weibliche Schlauheit kein Zeichen hoher Geistesgaben, das Weib steht hier dem Manne gegenüber wie ein geschickter Kaufmann einem Künstler oder Gelehrten. Uebrigens streicht die weibliche Schlauheit, wenn sie zufällig auf männliche Schlauheit trifft, und diese nicht durch den Geschlechtstrieb gehemmt ist, bald die Segel. Unterstüzt wird die Schlauheit durch die Verstellung. Zu dieser wird das Weib durch seine geschlechtliche Rolle gezwungen, sie wird instinctiv geübt und ihre Vervollkommung macht einen wesentlichen Theil der weiblichen Bildung aus. Die Aufgabe ist, begehrenswerth zu erscheinen, deshalb muss das eigene Begehren verschwiegen werden, und muss alles geschickt verdeckt werden, was der Schätzung der Anderen abträglich sein könnte. Zwischen uns sei Wahrheit, heisst es im Schauspiele, zwischen uns sei Unwahrheit, heisst es im Leben. Das muss so sein,

und nichts ist thörichter, als dem Weibe das Lügen verbieten zu wollen. Verstellung, d. h. Lügen, ist die natürliche und unentbehrlichste Waffe des Weibes, auf die sie gar nicht verzichten kann. Freilich soll die Waffe nur zur Vertheidigung dienen, indessen ist es begreiflich, dass es nicht dabei bleibt, dass ein Verfahren, das einen wichtigen Theil der Lebensführung bildet, auch ohne Noth angewendet wird. An sich ist die weibliche Lüge nur in geschlechtlichen Beziehungen gerechtfertigt, die Billigkeit aber fordert, dass sie überhaupt milder beurtheilt werde als die männliche Lüge.

Wie die Verstellung und andere bisher betrachtete Eigenschaften, so wird das ganze Wesen des Weibes teleologisch am leichtesten begriffen. Wie muss dieses Wesen beschaffen sein, um die ihm gestellte Aufgabe am besten zu erfüllen? Das menschliche Weib soll nicht nur Kinder gebären, sondern auch diese pflegen, da sie, im Gegensatze zu den Jungen der Thiere, so und so viele Jahre lang hilfebedürftig bleiben. Diese Hilfebedürftigkeit der Kinder macht beim Menschen eine grössere Differenzirung der Geschlechter nöthig als bei den Thieren. Beschaffung der Nahrung, Vertheidigung, überhaupt das Departement des Aeusseren hat der Mann allein zu besorgen, denn das Weib muss in erster Linie Mutter sein. Auch in geistiger Beziehung ist alles, was den Mutterberuf erleichtert, dem Weibe zu geben, alles, was ihn erschwert, zu beseitigen. Mütterliche Liebe und Treue will die Natur vom Weibe. Deshalb spielt schon das kleine Mädchen mit Puppen und nimmt sich zärtlich aller Hilfebedürftigen an. Deshalb ist das Weib kindähnlich, heiter, geduldig und schlichten Geistes. Muth braucht die Frau höchstens zur Vertheidigung der Kinder, in anderen Beziehungen würde er nur stören und fehlt deshalb. So ist es auch mit anderen männlichen Eigenschaften; Kraft und Drang ins Weite, Phantasie und Verlangen nach Erkenntniss würden das Weib nur unruhig machen und in ihrem Mutterberufe hindern, also gab sie die Natur nur in kleinen Dosen. Ebenso wie ein verständiger Mann sich zur Pflege seiner kleinen Kinder nicht ein gelehrtes Frauenzimmer aussuchen wird, so stellte die ewige Weisheit nicht neben den Mann noch einen Mann mit einem Uterus,

sondern das Weib, dem sie alles zu seinem edlen Berufe Nöthige gab, dem sie aber die männliche Geisteskraft versagte.

Nach alledem ist der weibliche Schwachsinn nicht nur vorhanden, sondern auch nothwendig, er ist nicht nur ein physiologisches Factum, sondern auch ein physiologisches Postulat. Wollen wir ein Weib, das ganz seinen Mutterberuf erfüllt, so kann es nicht ein männliches Gehirn haben. Liesse es sich machen, dass die weiblichen Fähigkeiten den männlichen gleich entwickelt würden, so würden die Mutterorgane verkümmern, und wir würden einen hässlichen und nutzlosen Zwitter vor uns haben. Jemand hat gesagt, man solle vom Weibe nichts verlangen, als dass es „gesund und dumm" sei. Das ist grob ausgedrückt, aber es liegt in dem Paradoxon eine Wahrheit. Uebermässige Gehirnthätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank. Wir sehen das leider tagtäglich vor Augen. Soll das Weib das sein, wozu die Natur es bestimmt hat, so darf es nicht mit dem Manne wetteifern. Die modernen Närrinnen sind schlechte Gebärerinnen und schlechte Mütter. In dem Grade, in dem die „Civilisation" wächst, sinkt die Fruchtbarkeit, je besser die Schulen werden, um so schlechter werden die Wochenbetten, um so geringer wird die Milchabsonderung, kurz, um so untauglicher werden die Weiber. Lombroso, der gern auf das Thierreich verweist, betont, dass im ganzen Thierreiche die Intelligenz im umgekehrten Verhältnisse zur Fruchtbarkeit stehe, dass die weiblichen Ameisen und Bienen nur auf Kosten der Geschlechtlichkeit höhere Intelligenz erwerben, während die allein fortpflanzungsfähige Königin der Bienen ein ganz stupides Geschöpf ist. Nichtsdestoweniger fährt er fort: „Sicherlich wird eine ausgedehntere Antheilnahme am socialen Leben die Intelligenz des Weibes allmählich heben und in der That zeigen sich bei manchen höher entwickelten Rassen schon die erfreulichen Folgen hiervon." Entweder ist das „erfreulich" eine bittere Ironie oder eine greuliche Inconsequenz. Von rechtswegen sollte nur der Teufel oder ein Thor, der an Seelengemeinschaft und ähnliche Albernheiten glaubt, sich über etwas freuen, das die Rasse verdirbt und den Anfang vom Ende bedeutet.

Die Aerzte haben sich vielfach über die Forderung der Weiber, zur Medicin zugelassen zu werden, erregt. Vielleicht ist diese Sache nicht so wichtig. Einerseits ist nicht zu leugnen, dass die weiblichen Geistesfähigkeiten zur Erlernung der Medicin ausreichen, und dass gelegentlich weibliche Aerzte, wenn sie gehörig geleitet und beaufsichtigt werden, nützlich sein können (z. B. in mohamedanischer Bevölkerung), andererseits werden doch nur recht wenige Mädchen sich dem Studium zuwenden, immer weniger, je mehr die Sache an „Actualität“ verliert, und diese wenigen werden solche sein, die für ihren weiblichen Beruf sowieso nicht recht tauglich sind. Also, wenn auch die Medicin wie die Weiber selbst vom weiblichen Studium nicht viel Nutzen haben werden, es kommt nicht sehr viel darauf an.

Viel wichtiger scheint mir das zu sein, dass die Aerzte sich eine klare Vorstellung von dem weiblichen Gehirn- oder Geisteszustande verschaffen, dass sie die Bedeutung und den Werth des weiblichen Schwachsinnes begreifen und dass sie alles thun, was in ihren Kräften steht, um im Interesse des menschlichen Geschlechtes die widernatürlichen Bestrebungen der „Feministen“ zu bekämpfen. Es handelt sich hier um die Gesundheit des Volkes, die durch die Verkehrtheit der „modernen Frauen“ gefährdet wird. Die Natur ist eine strenge Frau und bedroht die Verletzung ihrer Vorschriften mit harten Strafen. Sie hat gewollt, dass das Weib Mutter sei, und hat alle ihre Kräfte auf diesen Zweck gerichtet. Versagt das Weib den Dienst der Gattung, will es sich als Individuum „ausleben“, so wird es mit Siechthum geschlagen. Leider werden zugleich der Mann und die Nachkommenschaft gestraft. Unsere, der Aerzte Pflicht ist es, hier zu rathen und zu warnen. Die Zukunft wird von uns Rechenschaft fordern. Sollen wir uns über die Misshandlung der weiblichen Leber durch übertriebenes Schnüren aufregen, die Misshandlung des weiblichen Gehirns aber ruhig mit ansehen?

Freilich, auch wenn alles dagegen gethan wird, was gethan werden kann, wird das Uebel doch bestehen bleiben, ja

wahrscheinlich zunehmen. Denn es scheint eine Function der Civilisation zu sein. Wie die Stadtbevölkerung mit ihrer vorwiegenden Gehirnthätigkeit allmählich unfruchtbar wird und ohne Zufluss vom Lande absterben würde, so scheint die Civilisation überhaupt die Quellen des Lebens abzugraben und ein Volk wird schliesslich so civilisirt, dass es nicht mehr leben kann und nur durch Barbarenblut wieder aufgefrischt werden kann. Offenbar ist das Urphänomen der Gegensatz zwischen Gehirnthätigkeit und Fortpflanzung. Beide Functionen sind eng verknüpft, aber je mehr die eine das Uebergewicht erhält, umso mehr leidet die andere. Die Gehirnmenschen sind nervös und ihre Nachkommenschaft ist erst recht nervös. Ein wesentliches Kennzeichen dieser Form der Entartung ist die Verwischung der Geschlechtscharactere: weibische Männer und männische Weiber. Je nervöser die Bevölkerung wird, um so häufiger werden die Mädchen mit Talenten und überhaupt männlichen Geisteseigenschaften. Auch muss man wohl die gekreuzte Vererbung heranziehen; die Tochter schlägt nach dem Vater und je mehr die Kopfmänner gezüchtet werden, um so häufiger übertragen sie ihre Art auf die Töchter. Besser wird die Sache durch alle Erklärungen nicht, denn erklärlich oder nicht, nothwendig oder nicht, immer bleibt die Vermännlichung des Weibes ein Unglück.

Auch das Gesetz sollte auf den physiologischen Schwachsinn des Weibes Rücksicht nehmen. Unsere Gesetze sind im Grossen und Ganzen nur für Männer gemacht; für die Minderjährigen ist gesorgt, das erwachsene Weib aber wird im Strafrechte (um nur von diesem zu reden) dem erwachsenen Manne gleich geachtet und nicht einmal für einen mildernden Umstand gilt irgendwo weibliches Geschlecht. Mit Unrecht. Zu den bisher angestellten Erwägungen kommt noch das hinzu, dass das Weib während eines beträchtlichen Theiles seines Lebens als abnorm anzusehen ist. Ich brauche vor Aerzten nicht über die Bedeutung der Menstruation und der Schwangerschaft für das geistige Leben zu reden, darauf hinzuweisen, dass beide Zustände, ohne eigentliche Krankheit, das geistige Gleichgewicht stören, die Freiheit des Willens im Sinne des

Gesetzes beeinträchtigen*). Bedenkt man nun die früher besprochenen Geisteseigenthümlichkeiten des Weibes, besonders die Unfähigkeit, Affectstürmen zu widerstehen, und den Mangel an Rechtsinn, so muss man einsehen, dass es eine grosse Ungerechtigkeit ist, beide Geschlechter mit gleichem Maasse zu messen. Nur die durch die Umstände des weiblichen Lebens leicht erklärbare geringe Criminalität des Weibes lässt die Härte unserer Gesetze nicht empfinden. Je mehr aber das Weib aus dem Schutze des Hauses heraustritt, um so leichter wird sie mit den Gesetzen in Conflict kommen, und dann wird sie oft härter bestraft werden, als sie es verdient. Um nur einige Beispiele zu nennen, ist es gerecht, die einfache Beleidigung und besonders die Beamtenbeleidigung bei beiden Geschlechtern gleich zu beurtheilen? Gilt nicht dasselbe von vielen Bagatell-Diebstählen, die im Grunde Näschereien gleich zu achten sind? Insbesondere wäre noch eins zu beachten. Viele weibliche Personen vermögen bei ihren Aussagen über Vergangenes ganz und gar nicht das, was sie wirklich erlebt haben, zu trennen von dem, was sie erlebt zu haben glauben. Solche Erinnerungstäuschungen kommen ja auch bei Männern vor, sind aber bei Weibern viel häufiger und bewirken falsche Aussagen, bei denen jeder dolus fehlt. Zum Theile aus diesem Grunde wurde auf die Zeugenaussagen von Weibern in alten Zeiten wenig oder nichts gegeben. Die Alten übertrieben es nach der einen Richtung, wir übertreiben es nach der anderen, überschätzen das Weib als Zeugin, behandeln sie zu hart als Angeklagte.

II.

Sehen wir uns genöthigt, das normale Weib für schwachsinnig im Vergleiche mit dem Manne zu erklären, so ist damit doch nichts zum Nachtheile des Weibes gesagt. Ihre Vorzüge liegen eben anderswo als die Vorzüge des Mannes, und die Differenzirung der Geschlechter erscheint uns als eine zweckmässige Einrichtung der Natur, bei der Mann und Weib nicht schlecht fahren. Betrachtet man aber das Leben des Weibes genauer, so möchte man doch meinen,

*) Krafft-Ebing u. A. haben wiederholt einschlagende Erörterungen angestellt.

dass die Natur hart mit ihr verfahren sei. Das Weib ist nämlich nicht nur karger mit Geistesgaben versehen als der Mann, sondern sie büsst sie auch viel rascher wieder ein. Dies ist die zweite Bedeutung, in der man vom physiologischen Schwachsinne des Weibes reden kann; hier wird das frühzeitig gealterte Weib mit dem frischen oder normalen Weibe verglichen. Es will mir scheinen, als ob bisher die Häufigkeit und Frühzeitigkeit des geistigen Zurückgehens beim Weibe nicht genügend beobachtet worden wäre. Auch hier dürfte es am besten sein, die Sache teleologisch zu fassen. Das Weib soll Mutter sein; um es aber zu werden, muss sie erst einen Mann haben, der die Sorge für sie und die Kinder auf sich nimmt. Es mussten daher Einrichtungen getroffen werden, den Mann dazu geneigt zu machen. Schopenhauer sagt: „Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramaturgischen Sinne einen Knalleffect nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit, damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maasse bemächtigen könnten, dass er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen.“ Dazu ist hinzuzufügen, dass die Ausstattung der Mädchen nicht nur in körperlichen Eigenschaften besteht, und dass sich der Verlust, den die Frauen relativ früh erleiden, nicht nur auf diese bezieht. Viel mehr, als man gewöhnlich meint, entsprechen Aeusseres und Inneres einander. So entsprechen auch dem Aufblühen und dem Verblühen weiblicher Schönheit geistige Veränderungen, die in gleichem Sinne ablaufen. Der Geist der Jungfrau ist erregt, feurig, scharf. Dadurch wird einerseits ihre Kraft, anzuziehen, gesteigert, andererseits wird sie befähigt, bei der geschlechtlichen Auswahl activ zu sein, im Liebesspiele und Liebeskampfe dem Gegner ebenbürtig zu sein. Die ganze Bedeutung des weiblichen Lebens hängt davon ab, dass das Mädchen den rechten Mann erhalte; auf diesen Moment, als den Höhepunkt des Lebens, sind alle Kräfte gerichtet, und alle Geistesfähigkeiten werden auf das eine Ziel concentrirt. Der Intellect ist bekanntlich der Diener des Willens, d. h. unsere

Einsicht dient unseren Trieben, wir sind nur dann scharfsinnig, wenn wir unseren Neigungen folgen, das Interesse macht klug. Der eine hat dies Talent, der andere jenes, in dem Fache, das er liebt, ist er tüchtig, in anderen nicht. Das weibliche Talent nun schlechtweg ist die Anlage für Liebesangelegenheiten, hier treibt der Wille den Intellect, schärft und spannt ihn. Alle anderen Angelegenheiten gewinnen eigentlich nur dadurch Bedeutung, dass sie zu dem Hauptgeschäfte in Beziehung gesetzt werden. Wenn die Jungfrau dem jungen Manne begegnet, ist sie in der Lage eines Feldherrn, der dem feindlichen Heere entgegenzieht. Jetzt gilt's, von wenig Augenblicken kann alles Weitere abhängen. Aber auch ausser Gefecht (um im Militärischen zu bleiben) ist die Jungfrau einer mobil gemachten Truppe zu vergleichen. Sie trägt die Kriegsgarnitur, sie ist jederzeit auf Posten und schlagfertig. Mit anderen Worten: die geistige Erregung giebt sich in allem Thun kund. Das Mädchen ereifert sich für Dinge, die sie gar nichts angehen, interessirt sich, zum Theile allerdings nur dem Scheine nach, zum Theile aber ernstlich, für alle möglichen Sachen, urtheilt, streitet, kurz sie erscheint als geistvoll und in Liebesangelegenheiten oft als genial. Nun heirathet sie und nach kurzer Zeit wird sie eine Andere. Aus dem feurigen, oft glänzenden Mädchen wird sie eine schlichte harmlose Frau. Natürlich verläuft die Sache nicht immer so, aber doch recht oft. Das Volk hat die Verwandlung in pejus frühzeitig bemerkt und auf seine Weise erläutert. Man nahm an, dass mit der Jungfrauschaft ein Zauber gebrochen werde, dass geheime Kräfte schwinden. Im Nibelungenliede überwindet die Jungfrau Brunhilde jeden Mann; als sie durch Siegfried überwältigt ist, wird sie ein Weib wie andere auch. Aehnliches findet man in den Sagen oft. Im modernen Leben sagt man eher: sie hat's nicht mehr nöthig, in der Meinung, dass die körperliche und geistige Lebhaftigkeit nur den Zweck gehabt habe, den Mann anzulocken. Auf jeden Fall aber handelt es sich nicht nur um ein Wollen, von dem das Weib Rechenschaft geben könnte. Sie verliert thatsächlich Fähigkeiten, die sie vorher besass, und könnte auch beim besten Willen das nicht mehr leisten, was sie vorher geleistet hat. Nur darüber kann man zweifelhaft sein, ob das Minus an geistigen Leistungen

ausschliesslich durch den Wegfall der den Intellect anspornenden Erregung zu erklären sei.

Auch bei Denen, die sich in den ersten Jahren der Ehe gut gehalten haben, beginnt der Verfall oft nach einigen Wochenbetten. Wie die Schönheit und die körperlichen Kräfte schwinden, so gehen auch die Geistesfähigkeiten zurück, und die Frauen „versimpeln", wie es populär heisst. Oft wird die Sache nicht bemerkt, oder stört wenigstens nicht, weil die sog. Gemüthseigenschaften unverändert bleiben und im gewöhnlichen Leben keine geistigen Anforderungen an die Frau gestellt werden. Der aufmerksame Beobachter aber lässt sich nicht täuschen, und die Thatsächlichkeit dieses Versimpelns wird auch vielfach anerkannt. Die Damen der Emancipation haben sie oft ingrimmig erwähnt und natürlich darauf zurückgeführt, dass die entwürdigende Beschränkung auf Kinderstube und Küche zum geistigen Schwunde führe. Hier wie anderwärts beruht die Erklärung aus dem „milieu" auf Oberflächlichkeit. Jene Beschränkung würde gar nicht eintreten, wenn besondere geistige Bedürfnisse vorhanden wären. Bei den relativ vielen Frauen, deren Gehirn dauerhafter angelegt ist, tritt sie auch wirklich nicht ein, oder, wenn die Verhältnisse in der That nur das Nothwendige zulassen, so bleibt die Geistesfrische trotz Kinder und Küche erhalten. Zweifellos fallen nicht Alle der Versimpelung anheim, ein Verhalten, das offenbar in angeborenen Eigenschaften seine Bedingungen hat, wenn es auch nicht immer gelingt, ein näheres Verständniss zu erreichen. Sehen wir von den vielen Schlechtausgestatteten ganz ab, deren geistiges Leben minimal ist und bei denen auch in der Blüthezeit von einem geistigen Blühen nichts zu bemerken ist, so mag man die Weiber einer Truppe vergleichen, die wiederholte Angriffe des Feindes, d. h. der Zeit, zu erdulden hat. Manche fallen schon in der ersten Schlacht, oder werden nach einigen Ehejahren schwach, andere halten sich länger, unterliegen aber allmählich, sei es, dass sie zu überaus schlichten Frauen werden, oder zu wunderlichen alten Jungfern verdorren. Aber auch die Uebrigbleibenden haben noch den Hauptansturm ihres Feindes auszuhalten, das Klimakterium. Je höher ein Wesen steht, um so später wird es reif. Schon dadurch, dass

die Natur den Mann später reif werden liess, als das Weib, hat sie ihn bevorzugt und hat gezeigt, dass sie höher mit ihm hinaus wollte. Noch viel grösser aber wird die Begünstigung des Mannes dadurch, dass er die einmal erlangten Fähigkeiten fast bis zum Lebensende behalten darf. Das frühreife Weib dagegen hat durchschnittlich nur 30 Jahre, in denen es vollständig ist. Zunächst bedeutet das Klimakterium ja nur das Aufhören der geschlechtlichen Thätigkeit, indessen der Organismus ist Einer. und die verschiedenen Functionen stehen in Abhängigkeit von einander. Insbesondere bestehen enge Beziehungen zwischen der geschlechtlichen Thätigkeit und der Gehirnthätigkeit. Erwacht jene, so verändert sich diese, und verschwindet jene, so wird sich diese auch verändern. Jene erste Veränderung ist ein beträchtliches Plus, demnach wird die zweite ein Minus sein. Wir haben demnach vom Klimakterium, durch das das Weib ein „altes Weib“ wird, eine Abschwächung der Geistesfähigkeiten zu erwarten. Die Erfahrung trügt die Erwartung nicht. Ich schicke hier gleich voraus, dass es Ausnahmen giebt, dass manche alte Frauen durch erstaunliche Frische bis ins hohe Alter hinein erfreuen. Sie sind aber nur die alte Garde, die sich nicht ergiebt und auch den Hauptansturm des Feindes, wenigstens in der Hauptsache, abschlägt: das Gros der Armee unterliegt. Zuerst muss man wieder daran erinnern, dass das Aeussere der Spiegel des Inneren ist. Man spottet zwar vielfach über die Physiognomik, und in der That sind wir gewöhnlich nicht im Stande, unsere physiognomischen Urtheile discursiv zu begründen, es handelt sich da um ein instinctives Erkennen, aber nichtsdestoweniger kann man sich auf das verlassen, was das Gesicht sagt. Man betrachte unbefangen das Gros der alten Weiber und denke über das unwillkürlich gebildete Urtheil nach. Es ist bekannt, welche Fülle von Spott und missgünstigen Bemerkungen sich seit undenklichen Zeiten her über die armen alten Weiber in Versen, Sprüchwörtern und anderweitiger Rede ergossen hat. Sollte das ohne Grund geschehen sein? Man könnte meinen, es sei ein Ausdruck feindseliger Gesinnung, aber wo sollte diese herkommen? Der Man hasst doch das weibliche Geschlecht nicht, es sei denn, dass er gezwungen ist, mit ihm zu kämpfen. Aber gegen die geschlechtlich nicht mehr

thätigen Weiber muss er, von Spezialfällen abgesehen, Gleichgiltigkeit oder sogar mit Mitleid gemischtes Wohlwollen empfinden. Sie thun ihm nichts mehr, und die Erinnerung an die eigene Mutter sollte jeden zur Milde mahnen. Wenn trotzdem die Volkesstimme von ihnen fast nur Uebles zu sagen weiss, und das Sprüchwort an ihnen wenig gute Haare lässt, so müssen wohl ihre eigenen Eigenschaften mit daran schuld sein. Man wirft ihnen vor Aberglauben, Engherzigkeit, Kleinlichkeit überhaupt, Zanksucht, Schwatzhaftigkeit, Klatschsucht, alles Eigenschaften, die auf einen niedrigen Stand der geistigen Fähigkeiten deuten und eben den erworbenen Schwachsinn des Weibes ausmachen. Gerechterweise muss man freilich hinzufügen, dass das allgemeine Urtheil milder ausgefallen wäre, wenn die alten Weiber weniger hässlich wären. Hässlich heisst ja hassenswerth, und das Volk hasst thatsächlich das Hässliche, wie man an den für hässlich geltenden Thieren sieht. So schiesst die abgünstige Meinung über das Ziel hinaus, wenn sie von boshaften alten Weibern, bösen alten Hexen u. s. w. spricht. Die boshaften alten Weiber haben auch früher nichts getaugt, man hat ihnen die Bosheit nur nicht angekreidet, solange sie körperliche Reize hatten. Allerdings tritt durch den Schwachsinn die Bosheit unverhüllter zu Tage und nimmt lächerliche Formen an, aber er erzeugt sie nicht. Der einfache Schwachsinn der Jahre lässt glücklicherweise die wahrhaft guten Eigenschaften des Weibes unverändert, die mütterliche Gesinnung bleibt, und trotz aller Einfältigkeit kann ein altes Weib einen Schatz von Zärtlichkeit in sich bergen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wäre etwa noch genauer zu zeigen, wie sich der erworbene physiologische Schwachsinn des Weibes kundgiebt. Es ist schon Anderen aufgefallen, dass die Lernfähigkeit des Weibes, ihre am meisten entwickelte Fähigkeit, relativ früh aufhört. Näheres darüber ist freilich sehr schwer festzustellen. Ein sehr auffallender Zug ist die allmähliche Zunahme der geistigen Myopie. Nur das Nächste wird gesehen und deshalb wird es überschätzt. Characteristisch ist die Sparsamkeit am unrechten Orte; grosse Ausgaben müssen gemacht werden, weil man sich zu kleinen nicht entschliessen konnte, und, um Pfennige zu retten, wird

die Mark verloren. Verwandt damit ist die Ueberschätzung der kleinen Angelegenheiten überhaupt; gegenwärtige Bagatellen lassen Vergangenheit und Zukunft vergessen, rauben jede Fassung; Grosses und Kleines wird mit derselben Erregung behandelt, und das wahrhaft Wichtige wird um einer Nichtigkeit willen vernachlässigt. Schlimme Erfahrungen pflegen an der Sache nichts zu ändern und Auseinandersetzungen erzielen zwar theoretische Zustimmung, bessern aber nicht. „Ich bin einmal so.“ Die Schwäche der Urtheilskraft tritt besonders deshalb hervor, weil mit den Jahren der Instinct abnimmt. Sie wird oft verdeckt durch die Anlehnung an fremdes Urtheil; fehlt aber einmal die Stütze, so erschrickt man über die unglaublichen Missgriffe bei ganz einfachen Angelegenheiten. Die Suggestibilität nimmt mehr und mehr ab, eintönige Eigensuggestionen herrschen vor und bewirken einen Eigensinn, gegen den Gründe ganz machtlos sind. Weil der Geist steif wird, hat das Bestehende immer mehr Recht, es entwickelt sich „Misoneismus“, und die Reactionen werden maschinenmässig. Diese Dinge sind ja dem Alter überhaupt eigen, jedoch beim Weibe beobachtet man sie auffallend früh, und sie erhalten eine eigenthümliche Färbung durch die Verbindung mit der weiblichen Redekunst. Wer nicht das Glück gehabt hat, die Besprechungen älterer Damen mit anzuhören, kann sich kaum eine Vorstellung von der Länge und Leere der Gespräche machen. Das schlichteste Thema wird zu unzähligen Variationen verarbeitet, und die scharfen Tempi wiegen vor. Das Bild vom Flusse der Rede hat mannigfache Abwandlungen erfahren: Dachtraufe, plätschernde Wellen u. s. w., am besten ist vielleicht die Vergleichung mit einer leergehenden Mühle. —

Die Kenntniss der verschiedenen Formen des physiologischen Schwachsinnes kann auch klinische Bedeutung erlangen, wenn es sich um die Abgrenzung vom pathologischen Schwachsinne handelt, und Der, der nur die vom Manne genommene Norm kennt, ist in Gefahr, bei einem Weibe pathologische Zustände zu diagnosticiren, wo sie nicht vorhanden sind. Die Beurtheilung leichten Schwachsinnes gehört zu den schwierigsten Aufgaben, und unsere klinischen Methoden sind

nur auf grobe Veränderungen gerichtet. Es ist ersichtlich, dass die Prüfung nach Art der Schulexamina, die über die vorhandenen Kenntnisse orientirt, nicht ausreichen kann. Ebenso wenig geben die Methoden, die ein Urteil über die Geschwindigkeit einfacher seelischer Vorgänge gestatten, genügenden Aufschluss. Am wichtigsten wäre es, das Vermögen der Combination zu prüfen. Rieger*) hat einige dahin gehende Vorschläge gemacht. Man hat wohl auch leichte Aufgaben nach Art der Räthsel verwendet und ähnliches. Auf jeden Fall wäre es wünschenswerth, wenn die nach dieser Richtung gehenden Bestrebungen allgemeine Unterstützung fänden. Aber auch nach Verbesserung der Methoden wird man sich nicht auf die klinische Prüfung allein verlassen können. Diese wird wohl nie erschöpfend sein, Gemüthzustände können störend eingreifen, kurz die Beobachtung des Menschen unter den Verhältnissen des wirklichen Lebens wird unentbehrlich sein. Gerade das Urtheil über die geistige Leistungsfähigkeit wird nicht allein auf Stichproben, sondern auf die Lebensgeschichte zu gründen sein.

---

*) Beschreibung der Intelligenz-Störungen infolge einer Hirnverletzung nebst einem Entwurfe zu einer allgemein anwendbaren Methode der Intelligenzprüfung. Verhandl. der physik.-med. Ges. zu Würzburg. 1888—99, p. 65. 95

B. Zweiter Theil.

Erläuterungen.

I. *)

Mein Aufsatz ist natürlich sehr verschieden beurtheilt worden. Viele haben mir mündlich oder schriftlich zugestimmt; es öffentlich zu thun, hat allerdings, soviel ich sehe, noch niemand den Muth gefunden. Zu meiner Freude habe ich auch weiblichen Beifall erhalten; eine Dame z. B. sagte mir, sie fühle sich von einem Drucke erlöst, da sie Zeit ihres Lebens die Behauptung, das Weib könne dasselbe leisten wie der Mann, und ihr Bewusstsein nicht habe vereinen können. Viel häufiger als der Beifall war der Tadel, das Missfallen zeigte die verschiedensten Grade, vom wohlwollenden Kopfschütteln bis zur leidenschaftlichen Empörung. Einige meiner Kritiker haben gemeint, meine Abhandlung sei eine Streitschrift gegen das weibliche Geschlecht, und ich sei ein Weiberfeind. Das ist nun freilich recht thöricht. Denn in Wahrheit führe ich die Sache des weiblichen Geschlechts gegen seine Schädiger und streite gegen den blutlosen Intellectualismus, gegen den missverstehenden Liberalismus, der auf eine öde Gleichmacherei hinausläuft. Die eigentlichen Weiberfeinde sind die „Feministen", die den Unterschied der Geschlechter aufheben möchten. Auch indem ich diese bekämpfe, streite ich nicht gegen die Weiber, denn, wenn diese den Verlockungen folgen und für das „neue Weib" schwärmen, so fehlt ihnen eben die Umsicht, die Urtheilskraft, zu wissen, was sie thun; sie würden auch nichts erreichen, ständen die Männer nicht hinter ihnen, die ihnen die Gedanken einblasen.

Den Nachdruck lege ich nicht auf den Nachweis, dass

---

*) Früher Vorwort zur zweiten Auflage.

das weibliche Gehirn weniger leistet als das männliche, denn er ist oft genug geführt worden, und die Sache ist für den Vorurtheillosen einleuchtend genug, sondern darauf, dass die Inferiorität des weiblichen Gehirns nützlich und nöthig ist. Manche haben die intellectuellen und moralischen Schwächen des weiblichen Geschlechtes stärker als ich hervorgehoben, dabei aber meinen sie, diese hingen von der Sitte ab und seien durch Erziehung zu ändern. Fanny Lewald z. B. gehört hierher*). Es scheint zum Wesen der Reformer zu gehören, dass sie die Bedeutung der Willkür überschätzen. Die politischen und die religiösen Neuerer sehen nicht ein, dass die Menschheit mit zur Natur gehört und dass die überall wiederkehrenden menschlichen Einrichtungen mit Nothwendigkeit aus dem Wesen des Menschen hervorgehen. Sie glauben, wenn man nur die rechte Einsicht und den guten Willen hätte, dann würde die Welt sich ändern. Sie sehen nicht den wirklichen Menschen, der in der Hauptsache seinen Instincten folgt, sondern sie haben eine Wachspuppe vor Augen, deren Form beliebig verändert werden kann, und hoffen, mit Gesetzen über die Natur zu triumphiren. Solche Phantasten waren die Revolutionäre von 1789, so sind auch unsere heutigen Stürmer und Dränger beschaffen. Wie Leo Tolstoi glaubt, die Menschen könnten Christen in seinem Sinne werden, wenn sie nur wollten, so denken die Feministen durch Gesetz und Erziehung das Weib umzuformen. Es ist geradezu kindisch, die Beschaffenheit des Weibes, wie sie zu allen Zeiten und in allen Völkern vorhanden ist, für ein Ergebniss der Willkür zu halten. Die Sitte ist das Secundäre, nicht sie hat das Weib an seinen Platz gestellt, sondern die Natur hat dieses dem Manne untergeordnet, und deshalb wurde die Sitte. Da alle Bestrebungen, die wesentlichen Unterschiede der Geschlechter zu beseitigen, zu denen der kleine Kopf des Weibes nun einmal gehört, erfolglos sein müssen, so könnte man über sie lachen, wenn sie nicht so viel Elend mit sich brächten. Die im engeren Sinne des Wortes modernen Bestrebungen sind nur ein Theil der Verkehrtheiten, die die sogenannte Civilisation begleiten, Verkehrtheiten, die

*) F. Lewald, „Gefühltes und Gedachtes“ 1900. Die Urtheile dieser sehr gescheiten Frau über ihre Schwestern sind sehr hart.

wir nicht aus der Welt schaffen können, die aber doch Jeder nach Kräften zu erkennen und zu bekämpfen bestrebt sein sollte. Es ist mit den gesellschaftlichen Uebeln ähnlich wie mit den Krankheiten, sie wachsen mit der Cultur, und wir streiten dagegen, so gut wie es eben geht. Das Weib ist berufen, Mutter zu sein, und alles, was sie daran hindert, ist verkehrt und schlecht. Das schlimmste Hinderniss ist die Noth des Lebens, die die Eheschliessung hinausschiebt oder verhindert, die das Weib zwingt, sich selbst die Nahrung zu erwerben. Der Wunsch, den durch die Noth des Lebens bedrängten Mädchen und Frauen zu helfen, ihnen die Fähigkeiten und Mittel zu anständiger Lebensführung zu verschaffen, ist natürlich berechtigt und kein Verständiger wird eine „Emancipation" dieser Art bekämpfen. Aber das soll man anerkennen, dass die Hilfe ein Nothbehelf und selbst ein Uebel ist. Die Arzenei ist für den Kranken, nicht für die Gesunden. Ganz anders als mit der Noth verhält es sich mit der willkürlichen Schädigung des weiblichen Berufes. Die Abdrängung von der Mutter-Thätigkeit kann hauptsächlich auf zweierlei Art geübt werden, und man mag da von der französischen Methode einerseits, von der englisch-amerikanischen andererseits reden. Unter jener verstehe ich die Damen-Wirthschaft, unter dieser die Forcirung der Gehirnarbeit. Französisch nenne ich das Damenwesen deshalb, weil es während der letzten Jahrhunderte unter dem ancien régime in Frankreich die höchste Ausbildung erhalten hat und da seine Verderblichkeit am deutlichsten gezeigt hat. Die rechte Dame ist zum Vergnügen da, zum Vergnügen der Anderen und zum eigenen Vergnügen. Alles, was schwer, unrein, mühselig ist, das existirt für sie nicht, sie schwebt wie eine griechische Göttin in sonniger Schönheit über dem irdischen Dunste. Sie will lieben, herrschen und sprechen, die Männer sind dazu bestimmt, sie lieben, ihr zu dienen und mit ihr zu plaudern. Ihr Thron steht im „Salon" (dafür haben wir keinen deutschen Ausdruck, man könnte vielleicht sagen: Schwatzbude). Das Wort Salon kennzeichnet bekanntlich die Gesellschaft vor der grossen Revolution, und man kann dreist behaupten, dass diese letztere ohne den Salon nicht möglich gewesen wäre. Denn die vorrevolutionäre Gesellschaft ist nicht an ihrer Schlechtig-

keit, sondern an ihrer Schwäche zu Grunde gegangen. Ursache der Schwäche aber war in erster Linie der Salon, in dem im Damen-Sinne das Vergnügen als einziges Lebensziel galt, der alles weichlich und weibisch machte. Da wurde Alles zum Spiele und alles Ernste entwürdigt. Die Liebe war ein Spiel, womöglich ohne Folgen; hatte sie doch Folgen, so durften diese wenigstens das Vergnügen nicht mehr stören, als unbedingt nöthig war. Kunst und Wissenschaft waren ein Spiel, ihr eigentlicher Sinn war, Stoff zur Unterhaltung zu geben, und ihre Vollendung war erreicht, wenn sie den Damen mundgerecht waren. Dieses schändliche Treiben ist natürlich nicht auf ein Land oder eine Zeit beschränkt, es war vielleicht vor der Revolution am reinsten ausgebildet, aber es herrscht in gewissem Grade bei uns und überall, wo Reichthum vorhanden ist und ernste Ziele fehlen. Eine faullenzende Gesellschaft fault, und eins der wichtigsten Zeichen der Fäulniss ist das, dass an die Stelle der Mutter die Dame tritt.

Ehrenhafter, aber ebenfalls verderblich ist die englisch-amerikanische Methode, die so genannt wird, weil in den englisch redenden Völkern das Streben nach einem Männergehirn im Weiberkopfe am frühesten Ausbreitung gewonnen hat. Wenn die gute Absicht eine schlechte Sache gut machen könnte, so würde es hier geschehen, denn die Vertreter der englischen Methode arbeiten in der Regel uneigennützig und in dem erhebenden Bewusstsein der guten That auf ihr Ziel los. Ja, es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie junge Mädchen auf allerhand Annehmlichkeiten verzichten und ihre Gesundheit zu Grunde richten um des Bildungswahnes willen. Weil die Feministen ihre schädliche Thätigkeit aufrichtig für sehr verdienstlich halten, fahren sie jeden Widersprechenden mit grosser Erbitterung an und sehen in meinesgleichen abscheuliche Finsterlinge, deren Unwissenheit noch ihr geringster Fehler ist. Sie halten sich besonders auch deshalb für berechtigt, weil sie die Beschaffung von Erwerb für nothleidende Mädchen, d. h. die berechtigte Emancipation, mit der Vermännlichung des Weibes, d. h. der unberechtigten Emancipation, zusammen zu werfen pflegen, ein Verfahren, das beim Streiten manche Vortheile bietet. Nimmt man an, die Feministen hätten ihr Ziel erreicht,

und die Weiber hätten sich aller männlichen Berufszweige und Rechte bemächtigt, so würde im günstigsten Falle das Ergebniss unnütz sein. Denn die Weiber würden höchstens dasselbe, was die Männer schon vorher geleistet haben, noch einmal leisten. Aber die Zahl der Arbeiter wäre verdoppelt und der Werth der Arbeit vermindert. Das wäre schon schlimm genug, aber ein geringes Uebel gegen die weiteren Folgen. Denn es würde zunächst die Geburtenzahl enorm sinken, weil die Eheschliessungen viel seltener würden und in der Ehe weniger Kinder erzeugt würden. Jetzt drängen die meisten Mädchen zur Ehe, weil sie ihrem Instincte folgen und weil sie versorgt sein wollen. Werden sie zum Nachdenken angestachelt und können sie ohne Mann ihr Auskommen finden, so wird ihre naive Selbstsucht zur raffinirten Selbstsucht, und gerade die Klügsten werden ehescheu. Auch kann das mannähnliche Weib den Mann viel weniger verlocken als das natürliche. Dass die Ehen kinderarm würden, das versteht sich von selbst, denn das neue Weib kann nicht viel Kinder gebären und will es auch nicht. Es wird Keinkindehen, Einkindehen, höchstens Zweikinderehen geben. Kommt einmal, sei es durch den Willen des Mannes oder sonstwie, eine grössere Kinderzahl zu Stande, so müssen entweder die Kinder, oder die Frau Noth leiden, denn die Frau muss das Wohl der Kinder dem Berufe, oder diesen jenen opfern. Ueberdem wird von vornherein die Qualität der Kinder zu wünschen übrig lassen, denn die Früchte der Gehirndamen zeichnen sich nicht durch Kraft aus, und es fehlt an Muttermilch. Kurz, die Bevölkerung nimmt nach Zahl und Beschaffenheit rasch ab, das Volk tritt in das Greisenalter ein. Da auf keinen Fall die ganze Menschheit an der Umbildung des Weibes theilnehmen wird, so muss ein Feministen-Volk seinen Nachbarn unterliegen und seine Reste werden in anderen gesunden Völkern aufgehen. Wenn in einem Volke nur bestimmte Stände die Mannweib-Bildung durchführen, so setzen sie sich auf den Aussterbe-Etat. Immer handelt es sich um gesellschaftlichen Selbstmord, wenn man will, um Landes- oder Standes-Verrath. Glücklicherweise braucht man nicht zu fürchten, dass die düsteren Prophezeiungen erfüllt werden, da die im Triebe sich kundgebende unbewusste Vernunft, so lange ein Volk überhaupt

Lebenskraft hat, die Durchführung der Feministen-Pläne unmöglich macht. Immerhin entsteht durch diese Unheil genug, weil die Gruppen, die durch sie geschädigt werden, gerade die in der Kultur am weitesten fortgeschrittenen sind. Wollen die „Intellectuellen“ ihre Geschlechter erhalten und in ihren Nachkommen fortleben, so müssen sie vor allem streng darauf achten, dass ihre Frauen gesunde Weiber und nicht Gehirndamen sind, denn der naturentfremdete Kulturmensch bedarf des natürlichen Weibes als eines Gegenparts; andernfalls bringt die Bildung ihre Jünger ohne Erbarmen um, d. h. ihre Familien sterben aus.

Aber, was soll man thun? Zuerst alles unterlassen, was dem Weibe als Mutter nachtheilig ist. Da ist vor allem die Erziehung der Mädchen. Man hat geglaubt, etwas Gutes zu thun durch Errichtung höherer Töchterschulen, in denen den Mädchen eine allgemeine Bildung beigebracht werden soll. Neuerdings möchte man sogar Mädchengymnasien haben, von denen der Pfarrer Hansjakob sagt, sie seien so unnütz wie ein Kropf. Das Beste wäre, die „höheren Schulen“ sammt und sonders niederzureissen. Ihr Erfolg ist ohnedies gering*), das Ueble aber ist, dass in ihnen die Mädchen nervös und schwächlich werden. Sie lernen, was sie nicht brauchen, und bekommen dabei Kopfschmerzen, das aber, was sie brauchen, lernen sie nicht. Es ist ein Greuel, zu hören, wie Geschichtezahlen, geographische Bestimmungen, chemische Formeln u. s. w. eingetrichtert werden, wie durch Aufsätze über abstruse Themata Verlogenheit und Phrasenmacherei begünstigt wird. Oeffent-

*) In den Grenzboten (LIX. 31. p. 235. 1900) steht ein Aufsatz: „Was leisten unsere höheren Töchterschulen?“ Der Vf. hat oft Mädchen von etwa 16 Jahren nach ihren Kenntnissen gefragt. „Das Resultat war, um Null herum, ... Wenn aber das Gelernte völlig verloren geht, ist nicht dieses Resultat mit acht oder zehn Jahren, die auf Schulbänken verlebt werden, mit verdorbenen Augen, verdorbenen Nerven und bleichsüchtigem Körper zu theuer bezahlt? Ist es nicht besser, den weiblichen Unterricht wie in alten Zeiten von vornherein auf das dürftigste Maass zuzuschneiden und die freie Zeit auf Erlernung von nützlichen Dingen und auf die Pflege der Gesundheit zu verwenden?“ Wunderlicher Weise glaubt der Vf. das Nichtwissen der Mädchen sei Folge der Mangelhaftigkeit der Schulen, und er meint, man solle nur diese besser einrichten. Nein, das rasche Verlernen ist die Hilfe der Natur gegen die Schultyrannei; das weibliche Gehirn stösst in der Regel das Aufgezwungene rasch wieder ab.

liche Einrichtungen müssen auf den Durchschnitt berechnet sein. Ungewöhnlich befähigte Mädchen hat es immer gegeben, aber ihrer sind wenige. Ihnen sollte man nichts in den Weg legen, im Gegentheile man soll ihnen den Weg erleichtern und ihnen alle Thüren offen lassen. Jedem Talente freie Bahn, aber nicht unnütze Massendressur. Ist schon die Mehrzahl der Knaben zur „humanen“ Bildung ziemlich übel qualificirt, so weist die Natur die Mädchen erst recht auf das practisch Brauchbare hin. Beschränkt man sich darauf, die Mädchen nach der Volksschule in dem zu unterrichten, was ihnen im Leben nützlich ist, in Handarbeiten, Haushalt, Kinderpflege, in Kenntniss der öffentlichen Einrichtungen des Staates, der Gemeinde, der Kirche, der im Leben hauptsächlich benutzten technischen Dinge, der Geldgeschäfte, und was etwa noch in Betracht kommen mag, so werden sie leicht lernen, und das Gelernte behalten. Sprachen müssen so gelernt werden, wie das Kind sprechen lernt, nicht „wissenschaftlich“. Die Ueberwachung der Lectüre kann den Literatur-Unterricht ersetzen. Vor einiger Zeit hat eine Dame den guten Vorschlag gemacht, für die Mädchen eine einjährige Dienstzeit einzuführen, d. h. sie eine Zeit lang zu irgend einer nützlichen Dienstleistung zu commandiren. Wenn ich mich recht erinnere, ist dabei hauptsächlich an Krankenpflege gedacht worden. Indessen sollte man diese nicht zu sehr betonen, sie fordert besondere Eigenschaften, und es wäre nicht gut, wenn der Lazarethduft das ganze Leben durchzöge. Die Hauptsache bleibt denn doch die Kinderpflege. Eigentlich sollte jedes Mädchen mit 20, spätestens mit 25 Jahren in Ehren ihr Kind haben. Jetzt haben manche junge Mütter zu viele, und die grosse Zahl der Unverehelichten hat gar keine Kinder. Da sollen die Kinderlosen den Kinderreichen helfen und den armen Müttern, die sich oft über ihre Kräfte abplagen, zur Seite stehen. Wie das zu machen wäre, kann ich hier freilich nicht auseinandersetzen, man wird mir sowieso längst zurufen, der Schuster solle beim Leisten bleiben. Ich breche daher ab und wiederhole nur: Schützt das Weib gegen den Intellectualismus.

II.*)

Wieder habe ich zu bemerken, dass viele und verschiedenartige Besprechungen meinem Aufsatze gewidmet worden sind. Einige Kritiker haben mir diesmal offen zugestimmt. Ich erwähne dies gern, aber nach der Natur der Sache bieten die ganz oder in der Hauptsache zustimmenden Kritiken keinen Anlass zu weiteren Bemerkungen. Die „Anderen" aber, und sie sind die Majorität, nöthigen mich, noch einiges zu sagen. Weibliche Federn haben nur Missbilligung für mich, und das ist begreiflich, denn die Mädchen und Frauen, die fühlen, dass ich Recht habe, pflegen nicht zu den Gefiederten zu gehören. Ich könnte mich nun kurz fassen und sagen: Der Mangel an Verständniss, die vielen Irrthümer und die Gehässigkeit der weiblichen Kritiken beweisen nur, dass ich die weibliche Geistesart richtig beurtheilt habe. Indessen wäre das doch ungerecht. Erstens sind nicht alle gehässig, manche zeigen vielmehr eine durchaus redliche Gesinnung. Zweitens aber glaube ich, allen es schuldig zu sein, Missverständnisse nach Kräften aufzuhellen und durch Erläuterungen die Auffassung soviel wie möglich zu erleichtern. Ursprünglich war ja die Abhandlung für medicinische Kreise bestimmt. Da sie nun einmal in das grosse Publicum gelangt ist, muss manches erklärt werden, was früher der Erklärung nicht bedurfte.

Meine Gegner sind oft uneins, in Einem aber stimmen sie fast alle überein, darin nämlich, dass sie mich für einen ganz dummen Kerl halten. Anders wenigstens kann ich es nicht begreifen, dass ich von allen Seiten über Dinge belehrt werde, die sich nach meiner Meinung von selbst verstehen. Zunächst wird die ganze Art der Darstellung getadelt. Einige Grünschnäbel, die sich zu den Gelehrten rechnen, meinen, ich

*) Früher Vorwort zur 3. Auflage.

schriebe eigentlich nicht wissenschaftlich, denn es sei nicht wissenschaftlich, über Dinge zu schreiben, die der Meinung Raum lassen, die nicht exact behandelt werden können. Diesen erwidere ich, das ich lange Jahre wissenschaftlicher Thätigkeit hinter mir habe und dass, wenn ich mich jetzt um des allgemeinen Wohles willen gern auf „nicht strengwissenschaftliche" Gebiete begebe, ich weiss, was ich thue. Meine Darstellung ist, heisst es von der anderen Seite, lieblos und einseitig; statt ebenmässig Vorzüge und Nachtheile abzuwägen, mache ich herbe und unfreundlich nur alle Nachtheile geltend. Nun ich denke, Zärtlichkeiten gehören nicht in eine sachliche Darstellung, überhaupt handelt es sich weder um Loben noch um Tadeln, nicht um Ideale und Wünsche, sondern um Betrachtung des Wirklichen; mein Thema war die geistige Schwäche des Weibes, deshalb musste klar und scharf gesagt werden, wie diese Schwäche sich zeigt; hätte ich „über das Weib" geschrieben, so hätte es schon anders geklungen. Grossen Anstoss erweckt der Titel. Schwachsinn ist doch etwas krankhaftes, wie kann er sich unterstehen, von physiologischem Schwachsinne zu reden? Ei, ich unterstehe mich eben und halte durchaus daran fest, dass der Begriff des physiologischen Schwachsinnes unentbehrlich ist, wenn man die geistigen Fähigkeiten der Lebens-Alter, der Geschlechter, der Völker vergleichen will*). „Geistige Schwäche" sagt ja ungefähr dasselbe wie Schwachsinn, enthält aber nicht das Merkmal des Ursprünglichen, Gesetzmässigen, sondern kann auf zufällig entstandene Schwächezustände bezogen werden und braucht doch einen Zusatz, wenn die krankhafte Schwäche ausdrücklich ausgeschlossen werden soll. Von „geistiger Inferiorität" zu reden, ist geschmacklos**), denn Inferiorität ist ein ganz hässliches Fremdwort und hat überdem einen verächtlichen Beiklang. Wenn das Weib im Vergleiche zum Manne schwachsinnig genannt wird, so soll es nicht herabgesetzt werden, es

---

*) Auf alles kann ich nicht eingehen. Wenn jemand Dummheit und Mangel an Kenntnissen verwechselt, so kann er nicht verlangen, dass ich mit ihm streite.

**) Gelegentlich hatte ich es selbst gethan; wir sind allzumal Sünder.

wird kein Werthurtheil ausgesprochen, sondern nur eine Thatsache ausgedrückt.

Ja, aber „das Weib“. Es wird mir mitgetheilt, dass ich mich mit Unrecht auf den Sprachgebrauch berufe, früher sei freilich Weib die Geschlechtsbezeichnung gewesen, aber die Sprache schreite fort und bei der jetzigen Verfeinerung heisse es eben „Frau“. Zu gleicher Zeit aber wird mir das alte „Frauenhaus“ ins Gedächtniss gerufen, eine, wie mir scheint, nicht ganz glückliche Erinnerung. Wer sich für das Historische interessirt, mag in Grimm's Wörterbuche nachlesen, wie ich es gethan habe. Richtig ist, dass auch schon früher die ursprünglich als ehrende Anrede gedachte Bezeichnung „Frau“ für erwachsene Personen weiblichen Geschlechtes überhaupt, besonders in Anwendung auf sociale Verhältnisse gebraucht worden ist. Diese Verwendung ist begreiflich und berechtigt, weil mit Weib besonders das Geschlechtswesen bezeichnet wurde und wird. Im übrigen ist das Gerede von „Fortbildung der Sprache“ reine Flunkerei. Auch heute noch wird das Wort Frau im alten Sinne gebraucht, denn das Dienstmädchen sagt: der Herr ist ja ganz gut, mit der Frau aber ist es rein nicht mehr zum Aushalten, und auch in der Anrede entspricht die Frau dem Herrn. Auch heute noch wird bei gesellschaftlichen Einrichtungen der Name Frau als Sammelbezeichnung gebraucht, man spricht auf der Eisenbahn von Frauen-Abtheilungen, wie man früher von dem Frauenzimmer sprach. Auch heute ist die Geschlechtsbezeichnung Weib, und so wird es bleiben allen Feministen zum Trotze. Wenn diese auch da, wo die weiblichen Eigenschaften als Geschlechtsmerkmale besprochen werden und das Weib dem Manne als Naturerscheinung gegenüber gestellt wird, Frau statt Weib sagen, so handelt es sich nicht um Fortbildung der Sprache, sondern um Vornehmthuerei, es ist dasselbe, wie wenn jedes Dienstmädchen Fräulein heissen will. Nächstens werden sie auch das Wort „weiblich“ durch „fraulich“ ersetzen, obwohl es jetzt einen ganz anderen Sinn hat, und werden einen weiblichen Tiger das Frauchen des Tigers nennen. Wunderlich ist noch Folgendes. Obwohl das sächliche Geschlecht bei der Bezeichnung Weib am ehesten

noch den weiblichen Stolz verletzen könnte *), ist der Singular nicht in Misscredit gerathen, man darf sagen: mein liebes Weib, man hängt an Weib und Kind, ja „das Weib" hat oft einen poetischen Klang, („tödte erst seine Frau" würde sich im Fidelio weniger gut machen). Dagegen hat die Mehrzahl „die Weiber" in der Umgangsprache wirklich einen eigenthümlichen Beigeschmack. Wie das gekommen ist, weiss ich nicht. Sollte Ein Weib gefallen, eine grössere Zahl aber weniger angenehme Empfindungen hervorrufen? Jedoch kann man sich aus Rücksicht auf die Umgangsprache nicht den Zwang auferlegen, bei wissenschaftlichen Erörterungen über das Weib den richtigen Plural zu unterdrücken. Es sollen damit doch alle Erscheinungsformen des Weibes zusammengefasst werden, das aber leistet kein anderes Wort. Will jemand, um alle Empfindlichkeiten zu schonen, immer von „Mädchen und Frauen" reden, so ist das nicht nur recht umständlich, sondern oft auch schief, weil dabei schlechtweg gedacht wird „Noch nicht Verheirathete und Verheirathete", also wieder gesellschaftliche Beziehungen eingedrängt werden, und weil man bei „Mädchen" nie weiss, ob der weitere Sinn oder der engere (Kinder und Jungfrauen) gemeint ist. Wir wollen also auch in Zukunft von Weib und Weibern reden und hoffen, dass die unberechtigte Empfindelei aufhören werde.

Wer soll vom Weibe reden? d. h. wer versteht etwas davon? Oder richtiger, da Alle etwas davon verstehen, wer ver-

*) Ich habe mich bei Gelehrten erkundigt, warum Weib sächlich sei, aber sie konnten mir keine Auskunft geben. J. A. Schmeller (bayr. Wörterbuch) sagt: „Das Weib, wib, vîf; in den gothischen auf uns gekommenen Resten, wo für *γυνή* qvinô steht, ist dies Wort nicht zu finden, und vielleicht überhaupt erst später zu dieser ursprünglich wohl figürlichen Bedeutung gelangt, da schon das Genus auf irgend eine früher von ihr verschiedene z. B. auf das Gebäude der Verehelichten, wenn etwa dem bivaibjan ein veiban entsprochen haben sollte, zu weisen scheint". Andere weisen auf weibôn, wëban, schweben, schwanken, weben, oder auf vip im Sanskrit, innerlich erregt, begeistert sein, hin, wonach also Weib das Bewegliche oder auch das Begeisterte heissen soll. Merkwürdig ist, dass sowohl in Süddeutschland wie in Niederdeutschland die Bezeichnung „das Mensch" im Sinne „die Magd" ganz ohne die üble Bedeutung, die sie bei uns hat, vorkommt. In alten Zeiten gebrauchte man „das Mensch" auch im Sinne von genus homo, alle Arten von Mensch.

steht am meisten davon? Die Weiber selbst? Ja und nein? Auf jeden Fall wird man sie hören müssen. Aber es sind zwei Fälle zu unterscheiden. Wenn ein Weib das Verhalten und die Handlungen eines anderen beurtheilt. so wird sie oft sehr scharfsichtig sein, schärfer sehen, als die meisten Männer. Jedoch gilt auch das nur unter der Bedingung, dass Beurtheilende und Beurtheilte auf gleicher Stufe stehen. Anders ist es mit der Selbst-Beurtheilung. Im allgemeinen ist das natürliche Weib weder geneigt, noch befähigt, Aussagen über ihr Inneres zu machen. Sie fühlt und handelt aus Gefühl, die Analyse ist ihr etwas Fremdes, ja Ungehöriges, durch die das Innere entweiht werden möchte. Erst ein gewisses Alter und ein gewisser Grad von höherer Kultur befähigen das Weib zur Selbstbeobachtung. Diese wird nicht selten vorzeitig erstrebt, aber dann kommen leicht sehr schiefe Ansichten und Unwahrheiten zu Tage, was man bei jungen Mädchen und Scheingebildeten oft genug beobachten kann. Es kommen also nur reife und hoch gebildete Weiber in Betracht. Ihre ehrlichen Bekenntnisse sind sicher sehr werthvoll, aber es besteht hier die Gefahr, dass sie selbst und Andere die Selbstbeobachtungen unberechtigterweise verallgemeinern, ihre verfeinerte und veredelte Weise für weibliche Weise überhaupt halten. Auch wird selbst bei grosser Wahrheitliebe volle Wahrheit selten zu erzielen sein, da alle Menschen und das Weib noch mehr als der Mann, einerseits Selbsttäuschungen unterliegen und andererseits sich geistig nie ganz ausziehen, immer etwas drapiren, auch vor den Nächsten. Am meisten Vertrauen dürfte ein Tagebuch verdienen, das zur Geheimhaltung bestimmt war, wider den Willen der Schreiberin, oder erst nach ihrem Tode bekannt wird. Und auch da muss man noch vorsichtig sein. Endlich kommen die Beobachtungen, die Weiber an ihresgleichen als objective Beobachter gemacht haben, in Betracht. Auch hier muss man daran denken, dass die weibliche Eigenart von Hause aus nicht auf Beobachtung gestimmt ist, dass das Weib sich von der Subjectivität durchschnittlich schwerer losmacht als der Mann. Sehen wir davon ab, so bleiben als Bedingungen geistige Befähigung einerseits, Erfahrung andererseits. Die meisten Weiber haben, abgesehen vom Familien- und Freundeskreise, nur in der Gesellschaft Ge-

legenheit zur Beobachtung, die Gesellschaft aber, als der Tummelplatz aller Lügen, ist gerade am wenigsten geeignet. Die Minderzahl erwirbt Erfahrungen als Wohlthäterin, Lehrerin, Erwerbsthätige, Reisende u. s. w. Meist beziehen sich die Beobachtungen nur auf einzelne gesellschaftliche Schichten oder natürliche Gruppen. Auch fehlt meist das Vergleichsobject, da die Gelegenheit, viele und verschiedenartige Menschen aus der Nähe zu beobachten, selten gegeben ist. Natürlich giebt es Ausnahmen, die zufälligen Lebensverhältnisse oder der Beruf (z. B. der einer Schauspielerin) können ungewöhnlich günstige Gelegenheit zum beobachten geben.

Es ist ersichtlich, dass dem Nachtheile des Mannes, dass er nicht unmittelbar am Innenleben des Weibes theilnehmen kann, manche Vortheile gegenüberstehen. Auch Die, die den factisch vorhandenen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geiste als unnatürlich und durch Misshandlung des Weibes bewirkt ansehen, müssen zugeben, dass, wie die Dinge liegen, der Mann mehr Anlage zum beobachten hat als das Weib, dass er unbefangener sieht, ausdauernder und folgerichtiger sieht, und dass das Leben ihm mehr Gelegenheit zur Beobachtung gewährt. Aber der Werth der Männer als Beobachter ist sehr verschieden. Auch hier kommt es natürlich auf Befähigung und Bildung, sowie auf Gelegenheit an. Von den sog. gebildeten Ständen werden die im Vortheile sein, die durch ihren Beruf zur Menschenbeobachtung erzogen sind. Die Gelegenheit ist von zweierlei Art. Erstens muss der Mann intimen weiblichen Umgang gehabt haben, er muss nicht nur Mutter, Schwestern und andere weibliche Verwandte gehabt haben, sondern auch geschlechtliche Gemeinschaft. Im allgemeinen wird der Ehemann besser befähigt sein, als der, der nur Liebschaften kennt, denn diese Verhältnisse dauern oft nicht lange genug, und die weiblichen Theilnehmer sind oft zu wenig werthvoll. Andererseits ist mancher Ehemann theils durch die Liebe, die blind macht, theils durch Rücksicht, die jede Verletzung vermeiden möchte, gehemmt. Demnach hätte die günstigsten Verhältnisse der Verheirathetgewesene. Zweitens muss den Mann sein Beruf befähigen, sehr viele und verschiedenartige Weiber so genau wie möglich zu beobachten. Nimmt man

alles zusammen, so bieten zwei Stände die günstigsten Gelegenheiten, der des Arztes und der des Priesters. Der katholische Geistliche ist zwar von der Geschlechtsgemeinschaft ausgeschlossen, aber die Beichte giebt ihm eine solche Fülle von Aufschlüssen, dass er in gewisser Beziehung unerreichbar ist. Neben ihm steht der Arzt, der in der Regel den Vortheil ehelicher Kenntnisse hat und der als Naturbeobachter von Fach sozusagen technisch besser befähigt ist. Ueberdem ist der Arzt auch eine Art von Beichtvater, und gerade in protestantischen Ländern fällt ihm diese Rolle zu. Unter den Aerzten wieder sind zwei Arten besonders begünstigt, der Frauenarzt und der Nervenarzt. Für den Frauenarzt hat das Runge sehr gut auseinandergesetzt, er hat auch den thörichten Einwurf widerlegt, der Arzt habe es nur mit kranken Weibern zu thun *). Dringt der Gynäkolog mehr in das Geschlechtsleben ein, so hat sich der Nervenarzt vorwiegend mit geistigen Zuständen zu befassen und er gewinnt in dieser Hinsicht Erfahrungen, die Anderen nur selten zugänglich sind. Viel ungünstiger stehen andere Stände da. Der protestantische Geistliche hat bei weitem nicht die günstigen Gelegenheiten wie sein katholischer College und der Arzt. Der Jurist hat in der Regel nur einseitige Erfahrungen, da er „minderwerthigem“ Material gegenübersteht. Dieses Bedenken kehrt auch bei manchen Verwaltungsbeamten wieder (den Leitern von Weibergefängnissen u. s. w.), wenn auch anzuerkennen ist, dass gerade in bestimmten Beziehungen die Vertreter des Staates tief eindringen. Mädchenlehrer haben auch ihre besonderen Vortheile, sind aber doch durch die Beschränkung auf das unreife Alter im Nachtheile. Am ungünstigsten stehen die Schreibtischmenschen da, die Theoretiker, die oft ihre Kenntnisse nur aus der Literatur und der eigenen Frau schöpfen. Das Gesagte gilt natürlich nur im Allgemeinen, in der Wirklichkeit tritt denn doch der persönliche Werth in den Vordergrund. Geistliche und Aerzte, denen es am Besten fehlt, verlieren ihre Vortheile, und hochbegabte, scharfsinnige Männer vermögen aus

*) Erst nach Erscheinen meines Aufsatzes habe ich den Runge's über „das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart“ (4. Aufl. Berlin 1900) gelesen. Um so mehr freue ich mich über unsere Uebereinstimmung in allem Wesentlichen.

relativ dürftigen Erfahrungen reichen Gewinn zu ziehen, besonders dann, wenn sie es verstehen, die Erfahrungen Anderer richtig zu benutzen. Kant ist z. B. ein vorzüglicher Beurtheiler, obwohl seine Erfahrung nicht gross gewesen sein kann. Auch Der, der reich an Erfahrung ist, wird sich nicht auf diese allein verlassen, sondern wird sich nach Kräften die Erfahrungen Anderer zu Nutze machen. So verfährt denn auch Jeder unwillkürlich. Nur sollte man bei Benutzung der Literatur nie die Frage vergessen, ob der Schreibende durch seine Umstände in dem hier verwendeten Sinne begünstigt war. Schriften von Tendenz-Menschen sind von vornherein verdächtig, ergiebt es sich nun gar, dass es mit der Erfahrung schlecht stand, so wird man wissen, woran man ist; man wird die Urtheile von Stuart Mill, von Bebel und anderen verblendeten Theoretikern nicht höher schätzen, als sie es verdienen. —

Die Sache mit dem Gehirngewichte ist so. Th. L. W. von Bischoff*), Professor der Anatomie in München, wog

*) Das Gehirngewicht des Menschen. Bonn 1880. 8°. 171 S. und Tabellen. Wer etwas näheres wissen will, muss das vorzügliche Werk selbst lesen; er wird sich dann der leichtfertigen Bestreitung Bischoff's schämen. Es ist, nebenbei gesagt, eine Schande, wenn man sich jetzt noch auf die Aussagen des Prof. Brühl beruft. Hier will ich nur noch ein paar Angaben Bischoff's wiedergeben. „Wir müssen daher für die somatischen Functionen des Gehirns bei beiden Geschlechtern einen relativ gleichen Gewichtsantheil desselben in Anschlag bringen und die Gewichtsdifferenz beider Gehirne daher nach dieser Berücksichtigung lediglich auf die psychischen Functionen des Gehirns beziehen". „Nach den übereinstimmenden Angaben aller Beobachter ist bei allen bis jetzt bekannten Rassen und Nationen der Menschen das mittlere Hirngewicht erwachsener Männer ansehnlich grösser als das der Weiber . . . Diese Thatsache der bedeutenden Gewichtsdifferenz zwischen dem männlichen und weiblichen Gehirn, zu welcher die andere hinzukommt, dass die minimalen Hirngewichte nur bei Weibern, die maximalen nur bei Männern vorkommen, ist bei ihrer universellen, ausnahmslosen Gültigkeit, der keine andere auf dem ganzen Gebiete der Gehirngewichtslehre gleichkommt, von der grössten Bedeutung".

Für den zweiten Theil meines Aufsatzes ist folgendes Ergebniss wichtig. Die Zunahme des Hirngewichtes „erreicht bei den Männern zwischen dem 20.—30. Jahre, bei den Weibern bis zum 20. Jahre ihr Maximum, während bei den Weibern zwischen dem 50. und 60., bei den Männern zwischen dem 60. und 70. Lebensjahre eine steigende Abnahme erfolgt".

Neuerdings sind Bischoff's Ergebnisse durch die Marchand's bestätigt worden. (Ueber das Gehirngewicht des Menschen. Biolog. Central-Blatt XXII. 12. 1902.)

559 männliche und 347 weibliche Gehirne. Er fand als höchstes Gewicht des männlichen Gehirns 1925 g, des weiblichen 1565 g, als geringstes Gewicht des männlichen Gehirns 1018 g, des weiblichen 820 g. Als Durchschnitt aus allen Wägungen ergab sich für das männliche Gehirn 1362, für das weibliche 1219 g. Bischoff hat selbst in seinem Werke die möglichen Einwände erledigt und hat besonders die Meinung zurückgewiesen, dass durch das sog. relative Gehirngewicht die Ergebnisse anders werden könnten. Thatsächlich ist gegen Bischoff's Darlegung (die mit den Ergebnissen anderer Untersucher durchaus übereinstimmt) gar nichts einzuwenden. Nun ist aber das Gehirn-Wägen keine einfache Sache und nur der Anatom kann es machen. Einen Ersatz bietet die Messung des Kopfes. Sieht man von den recht seltenen abnorm gestalteten Köpfen, z. B. den sog. Thurmköpfen, ab, so kann man unbedenklich annehmen, dass der grösste Umfang des Kopfes der Grösse des Kopfes und somit des Gehirnes proportional sei. Selbstverständlich ist die Bestimmung nicht vollkommen genau, aber darauf kommt es bei der Lage der Dinge gar nicht an. Für den Sachverständigen kann kein Zweifel darüber sein, dass im Allgemeinen die Kopfgrösse mit der Grösse der geistigen Fähigkeiten wächst. Natürlich muss man die Körpergrösse in Betracht ziehen, ein grosser Kopf wird auf kleinem Körper bedeutungsvoller sein als auf grossem Körper, und umgekehrt. Auch muss man bedenken, dass einseitige Fähigkeiten (einzelne Talente) nicht einem überhaupt grossen Gehirn, sondern nur einem in bestimmten Richtungen grossen Gehirn zu entsprechen brauchen. Proteste gegen diese einfachen und zweifellosen Dinge kehren mit auffallender Hartnäckigkeit in den Zeitungen wieder. Man fragt sich dabei, cui bono? Hat man eine grössere Zahl von Männern gemessen, so überzeugt man sich davon, dass alle die, deren Geistesfähigkeiten den Durchschnitt übersteigen, einen verhältnissmässig grossen Kopf haben, 57 cm Umfang und mehr. Bei 56 und 55 cm ist geistige Tüchtigkeit nicht ausgeschlossen, aber diese trifft mit solchen Zahlen nicht häufig zusammen, während bei ihnen schlechte Fähigkeiten recht häufig sind. Dagegen findet man weniger als 55 cm fast nur bei geistig sehr schlecht ausge-

statteten Männern, ja bei 53 cm kann man mit ziemlicher Sicherheit auf pathologische Verhältnisse rechnen. Das gilt auch für kleine Männer. Misst man nun weibliche Köpfe, so findet man ziemlich oft Umfänge von 56, 57 cm, aber auch sehr oft 52, 51, ja 50. Diese niedrigen Zahlen kommen bei erwachsenen Weibern von mittlerer Grösse (160 cm und mehr) und von guten geistigen Fähigkeiten vor (d. h. sie haben in der Schule gut gelernt und leisten alles, was ihre Stellung in der Familie fordert, sprechen fremde Sprachen und haben im Gespräche ein gutes Urtheil). Wenn ich sehe, dass ein Mann von 165 cm bei 53 cm Kopfumfang nicht sehr einfachen Ansprüchen genügen kann, ein Weib gleicher Grösse bei 51 cm Kopfumfang viele ihrer Geschlechtsgenossen durch geistige Tüchtigkeit übertrifft, so kann ich das doch nicht als etwas Gleichgiltiges betrachten. Hat man sich erst einmal an Reihen von der regelmässigen Wiederkehr der Zahlen überzeugt, so können auch etwa vorkommende Einzelfälle, die scheinbar die Regel durchbrechen, nicht mehr irre machen. Ich lege auf diese Dinge deshalb Gewicht, weil sie sehr einfach und jedermann zugänglich sind. *)

Gegen Rüdinger's Untersuchungen ist ebensowenig einzuwenden wie gegen die Bischoff's. Man kann höchstens sagen, dass es wünschenswerth sei, die Zahl der Fälle noch zu vergrössern und auch weitere Gebiete der Gehirnoberfläche zu untersuchen. Bis jetzt aber sind Rüdinger's Untersuchungen fast allein da und ihre Bedeutung ist gross genug. Das Wichtigste scheint mir das zu sein, dass er die sichtbaren Geschlechtsunterschiede an den Gehirnen Neugeborener nachgewiesen hat.

In dem Verhalten gegen unwillkommene Thatsachen zeigt sich die ganze Unredlichkeit der Feministen-Literatur. Wenn ernsthafte Gelehrte durch jahrelange gewissenhafte und mühevolle Untersuchungen anatomische Thatsachen festgestellt haben, da erklärt irgend ein unwissender Mensch, seiner Meinung nach sei nichts davon zu halten, und die Anderen plappern es nach.

In einer gegen mich gerichteten Kritik heisst es: „Früher legte man zur Begründung der weiblichen Inferiorität den Nachdruck auf die Kleinheit des Frauengehirns. Seitdem sich aber

*) Ich bitte meinen i. J. 1903 erschienenen Aufsatz über „Geschlecht und Kopfgrösse“ nachzulesen.

herausstellte, dass das Gehirngewicht des Hauptvertreters dieser Ansicht . . . hinter dem Durchschnittsgewicht weiblicher Gehirne zurückblieb, hat man diesen Beweis fallen lassen". Ich bedaure, dass ich auf solche — sagen wir irreführende Angaben eingehen muss, aber es hilft nichts. Jeder muss jene Aeusserung auf Bischoff beziehen. Um möglichst sicher zu gehen, habe ich mich an Herrn Prof. Bollinger gewendet, der die Section bei Bischoff gemacht hat. Er hatte die Güte, mir mitzutheilen, dass der mit 76 Jahren verstorbene, etwa 180 cm lange Bischoff ein Hirngewicht von 1330 g hatte. Nach Bischoff's eigener Tabelle beträgt das mittlere Hirngewicht bei Männern von 70—85 Jahren 1279 g (aus 24 Fällen berechnet, darunter B.'s eigener 79jähriger Vater mit 1452 g). Mithin übertraf Bischoff's Hirngewicht das Mittel bei Männern. Das mittlere Hirngewicht bei Weibern von 70—82 Jahren (18 Fälle) beträgt nach Bischoff 1121 g. Wieviel im einzelnen Falle der Alters-Schwund ausmacht, ist schwer zu sagen. Durchschnittlich wird sowohl nach Bischoff's wie nach Boyd's Tabellen ein Mann im 8. Jahrzehnt 100 g oder mehr verloren haben. Da der Schädel sich im Alter nicht wesentlich verändert, so würden die Schädelmaasse auch beim Alten einen Rückschluss auf seine gute Zeit gestatten. Merkwürdiger Weise hat der 82jährige Pettenkofer bei ca. 170 cm Länge auch 1330 g Hirngewicht gehabt. —

Woher kommt Dir, fragt man mich, der Zorn gegen „das neue Weib"? Sicher nicht aus persönlichen Erwägungen, denn ich stehe ganz allein und habe keine persönlichen Wünsche mehr, auch hat mir niemals ein neues Weib etwas zu leide gethan. Dass ein wirklicher Zorn mich erfasste, das war bei Gelegenheit von Ibsen's Nora. In diesem Stücke handelt es sich darum, dass die Nora, die als kleines dummes Frauenzimmer geschildert wird, schliesslich auf- und davongeht, weil ihr Mann sie ihrer Meinung nach als Puppe behandelt hat. Was Ibsen sich eigentlich dabei gedacht hat, weiss ich nicht; man bekommt ja in der Regel nicht heraus, was der Apotheker-Dichter will*). Zu seiner Ehre möchte ich annehmen, dass er die Gesinnung, der Nora huldigt, mit

*) Wenn uns doch ein gütiges Geschick von der ganzen nordischen und anderweiten Lazareth-Poesie erlösen möchte!

grimmigem Hohne verspotte. Nun aber musste ich sehen, dass die Leute in der entarteten, halbverrückten Person, die ihre Kinder im Stiche lässt, weil sie sich einbildet, sie müsste ihr erbärmliches Ich ausbilden, eine Heldin erblickten. Das empörte mich und je mehr ich darüber nachdachte, um so abscheulicher und widerwärtiger kam mir die Sache vor. In der That kann die tiefe Unsittlichkeit des Individualismus gar nicht treffender gezeichnet werden, als es durch Nora's Weglaufen geschieht. Einem Weibe, das der Mutterpflicht durch wilde Leidenschaft untreu wird, mag man verzeihen, eine Mutter aber, die ihre Kinder verlässt, weil sie sich nicht gebildet genug vorkommt, ist ein Scheusal oder, wenn man den Gesichtspunkt wechselt, eine Geisteskranke. Nora ist ein Theatergespenst, aber die Bewunderung, die sie gefunden hat, zeigt, dass etwas faul ist im Staate Dänemark. Wie kommt es, dass das Schlechte und Kranke gefällt? Ist das Volk selbst krank, sind unsere Weiber so entartet wie Nora? Ich meine, folgende Auffassung sei richtig. Die widernatürliche Denkart eines beträchtlichen Theiles der Lebenden, vermöge der die individuelle Ausbildung des weiblichen Geistes höher geachtet wird als die Erfüllung des Naturzweckes, ist den geistigen Epidemieen zu vergleichen, ein Massenwahn, eine Suggestion durch eine krafterfüllte Idee. Sie ist also nicht eine eigentliche Geisteskrankheit, aber die Massensuggestion wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht eine abnorme Geistesbeschaffenheit ihr den Boden bereitet hätte. Es gilt, zunächst die die Suggestion ausübenden Ideen zu betrachten, dann die Bedingungen ihrer Aufnahme. Die Gedanken, die der sog. Emancipation des Weibes zu Grunde liegen, sind nicht neu. Im Jahre 1600 z. B. erschien ein Buch der Moderata Fonte, verehel. Giorgi, einer 1555 geborenen, 1592 gestorbenen Venetianerin, Il merito delle donne, in dem sie darthat, dass die Weiber die Männer übertreffen.*) Indessen in der alten Zeit zündeten solche Gedanken nicht. Es musste erst der Liberalismus zur Herrschaft kommen. Sein Sinn ist die Befreiung des Individuum. Er begann seine Arbeit schon im Mittelalter, wurde im 18. Jahrhundert gross und stark und

*) Vgl. a. Guillaume, Marie Anne, Que le sexe féminin vaut mieux que le masculin. Paris, 1668.

explodirte sozusagen in der französischen Revolution. Gewiss war die Befreiung ein grosser Gewinn, aber alle Dinge haben zwei Seiten. An sich ist die Freiheit nichts als eine Verneinung, wird nichts erstrebt als Freiheit, so muss die Souveränetät des Individuum, die vollkommene Anarchie das Ende sein. Solange eine Bewegung wächst, wendet sich ihr die Hoffnung zu und sie erscheint den Hoffenden als durchaus gut. Keine Idee glänzt mehr als die der Freiheit, sie hat eine ganz unvergleichliche Kraft der Suggestion während des lawinenartigen Anschwellens des Liberalismus erlangt. Alles musste befreit werden, und schliesslich auch das Weib. Freiheit des Weibes heisst die berauschende Suggestion. Freiheit wovon? Natürlich von allen Banden, müsste es consequenterweise heissen, Freiheit von Vorurtheilen, Freiheit vom Manne, Freiheit vom Kinde. So consequent war man freilich nicht, es hiess zunächst: Menschenrechte. Dass es keine abstracten Menschen giebt, war gleichgiltig, das Weib sollte aufhören ein Weib zu sein, „ein freier Mensch“ werden. Mit diesem Köder werden heute noch die Fische gefangen. Bei näherer Betrachtung muss man sich sagen, dass es ein grosser Unterschied ist, ob der Mann oder das Weib sich bedingungslos der Suggestion der Freiheit ergiebt. Dem Manne, mag er ein körperlich herumschweifender Jäger, oder ein geistig herumschweifender Denker sein, ist ein gewisser Grad von Freiheit Lebensbedürfniss. Das natürliche Weib will gar keine Freiheit, ihr Glück hängt geradezu von der Gebundenheit ab. Das hängt mit der Verschiedenartigkeit der Zwecke zusammen. Der einseitige Liberalismus des Mannes ist eine Uebertreibung, ein Zuweitgehen auf dem rechten Wege, der des Weibes ist wider die Natur, ein falscher Weg. Man kann daher nicht sagen, dass der moderne Individualismus des Mannes, wenn er auch zu Verkehrtheiten führt, nothwendig krankhafte Beschaffenheit voraussetze. Man muss aber sagen, dass der weibliche Individualismus ohne diese nicht möglich sei. Worin besteht die krankhafte Beschaffenheit, die das Weib für die Suggestion der Freiheit empfänglich macht? In der modernen Nervosität. Ein wesentliches Merkmal der Form der Entartung, die wir Nervosität nennen, besteht in dem Unsicherwerden der natürlichen Triebe. Je gesünder der Mensch

ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib. Beim nervösen Menschen aber treten mannweibliche Züge auf, weibische Männer und männische Weiber erscheinen. Das Denken, dem der feste Rückhalt fehlt, wird unsicher, der Mensch weiss nicht mehr recht, was er will, er strebt nach allen Seiten, aber die ausgestreckten Hände fassen nichts; viele Wünsche und wenig Kraft. Ich kann hier das Nähere nicht auseinandersetzen, will nur betonen, dass die Nervosität nach meiner Ueberzeugung die Hauptbedingung für den weiblichen Individualismus ist, dass das gesunde Weib die täuschenden Freiheit-Suggestionen vom sicheren Instinkte geleitet abweist*). Nun ist aber nicht zu verkennen, dass die sogen. Frauenbewegung noch andere Bedingungen hat. Deren wichtigste ist die sociale Noth. Durch die Verwickelung des Lebens und die Zunahme der Bevölkerung, durch die Entwickelung der Erkenntniss, die Steigerung des Verkehrs u. s. w. wird theils Einsicht in die alte, früher gedankenlos ertragene Noth, theils neue Noth bewirkt. Auch hat der Liberalismus selbst die Noth gesteigert dadurch, dass er die alten Verbände zerstörte; durch die Isolirung wurde

*) Mit Vergnügen habe ich das Buch der Laura Marholm gelesen: Zur Psychologie der Frau (Berlin 1897). Freilich auch mit einem gewissen Missvergnügen, weil sie manches sagt, von dem ich glaubte, es sei mir zuerst eingefallen. Der Titel lautete vielleicht noch besser: Zur Psychopathologie des Weibes, denn die von der Verfasserin geschilderten Typen und Figuren sind nur Formen der Nervosität oder Entartung. Wenn auch sehr Vieles, das Frau Marholm sagt, vortrefflich ist, so scheint sie mir doch zu viel Gewicht auf ihre Unterscheidungen zu legen und im Wechsel der Jahrzehnte und der geistigen Moden Bedeutsameres zu sehen, als darin steckt. Es ist doch mit den historischen Wandlungen so eine Sache, was in der Nähe als gross erscheint, wird in einiger Ferne klein. Die einzelnen Formen der Krankheit sind kaum als Eigenthümlichkeiten der Gegenwart anzusehen, characteristisch ist nur die Kraftlosigkeit, die auf der Schwäche der Instinkte beruht. Je nach den zu allen Zeiten wiederkehrenden Typen variirt dann die Nervenschwäche.

Auch übertreibt Frau Marholm zuweilen, als ob das ganze weibliche Geschlecht ihrer Schilderung entspräche. Glücklicherweise existirt doch noch viel mehr Gesundheit. Aber freilich in der Gesellschaft und in der Literatur trifft man vorwiegend die Aufgeregten, die Kranken; die Guten sitzen zu Hause bei ihrer Arbeit. Es ist wie in Paris: Geht man auf den Strassen, so könnte man denken, die ganze weibliche Bevölkerung bestehe aus Dirnen, aber auch hier sitzen die Guten zu Hause.

das starke Individuum gefördert, das schwache geschädigt. Nun kann der Noth die Freiheit nicht abhelfen, sondern hier brauchen wir Gerechtigkeit und Liebe. Indessen thatsächlich ist doch das Verlangen nach Besserung der Lebensverhältnisse immer mit dem nach Freiheit verbunden worden, und auch in der weiblichen Bewegung hat der Liberalismus die Führung übernommen, so dass die nach Gerechtigkeit Strebenden sich für verpflichtet hielten, vor allem nach Freiheit zu rufen. Endlich muss ich noch auf ein eigenthümliches psychologisches Verhalten hinweisen, das die Suggerirung des Freiheitgedankens bei dem Weibe erleichtert. Die Jungfrau wird von der Natur über ihre Triebe in Unklarheit erhalten. Das Widerstreben gegen den Mann, die Abweisung der Sinnlichkeit erscheinen dem Bewusstsein der Jungfrau als unbedingt und dauernd, obwohl sie ihrer Natur nach vorübergehend und im Grunde nur Schutzmaassregeln sind. Je besser ein Mädchen ist, um so fester ist es davon überzeugt, dass es kein Verlangen nach dem Manne habe, dass jederzeit sein Sinn nur dem Idealen zugewandt sein werde. Ja der Mann, der für dieses reine Streben kein rechtes Verständniss hat und das Mädchen auf seinen Standpunkt herüberziehen möchte, erscheint leicht als Feind. So wird es begreiflich, dass gerade hochgesinnten Mädchen das Feldgeschrei: Selbständigkeit des Weibes, Freiheit vom Manne! gefallen wird. Ertönt die Predigt zur rechten Zeit, so muss sie unter den Jungfrauen Anhängerinnen der neuen Lehre finden. Lernen diese später die Liebe kennen, so verfliegt in der Regel der ganze Spuk, die Liebe allein bleibt übrig und das frühere Streben weckt nur noch Lächeln. Kommen vollends Kinder, so werden die geistigen Kinderkrankheiten ganz vergessen. Kommt es jedoch nicht zur Verheirathung, so werden die einmal eingepflanzten Anschauungen in der Regel festgehalten, um so fester, je grösser das Gefühl der Leere ist. Auch in kinderlosen Ehen wird es sich oft nicht anders verhalten. Je hartnäckiger das Freiheitstreben ist, um so eher wird es auf krankhafte Art schliessen lassen. Manches gesunde junge Mädchen sagt: ich heirathe nicht, ich will frei bleiben. Man weiss ja, wie die Dinge gehen, und lacht dazu. Aber wenn ein Mädchen, obwohl ihr die Liebe entgegengebracht

wird, ihren Vorsatz durchsetzt, dann ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach pathologisch. Eine Frau, die keine Kinder haben will, oder etwa nach dem ersten sagt: einmal und nicht wieder, ist ganz sicher ein entartetes Wesen. Noch schlimmer ist es, wenn eine Frau um ihrer selbstsüchtigen oder wahnhaften Bestrebungen willen ihre Kinder vernachlässigt oder gar ganz verlässt. Der Weg der Gedanken vom ersten Nora-Zorne bis hieher ist lang und unterwegs ist der Zorn verflogen. Die philosophische Betrachtung verträgt sich ja überhaupt nicht mit dem Zorne, sie deckt als Quelle des Schlechten Irrthum und krankhaften Mangel an natürlichen Gefühlen auf. Indessen man bleibt ein Mensch, und wenn man das Schlechte verherrlichen hört, regt sich der Zorn immer von neuem. Und der Zorn hat auch sein Gutes, er treibt zum Handeln, und das Handeln ist gerade in unserem Falle nicht aussichtlos, denn Suggestionen kann man beseitigen, und alle früheren Massensuggestionen sind dadurch mit Erfolg bekämpft worden, dass Einzelne ihnen ihr besseres Wissen entgegen hielten.

Vielleicht giebt es harmlose Seelen, die meinen, ich übertreibe, die „Frauenbewegung“ führe gar nicht zur Verleugnung der Natur, die Gefühlsrohheit sei gar nicht mit dem „Streben nach dem Höheren“ verknüpft. Solche Vermittler täuschen sich sehr. Natürlich bleiben die Meisten, die sich der Bewegung anschliessen, auf halbem Wege stehen, die Bewegung selbst aber hat den Zwang in sich, bis zum Ende zu gehen. Das Ende aber ist die Freiheit vom Kinde. Wenn das Weib irgend etwas hochhalten sollte, so ist es der Muttername. Ich hatte geschrieben, nicht die Leistungen des Mannes, sondern mütterliche Liebe und Treue verlange die Natur vom Weibe. Ein weiblicher Kritiker giebt das so wieder: nach meiner Auffassung tauge das Weib nur zur „Gebärerin und Brutpflegerin.“ Man höre: Brutpflegerin! Und da soll man nicht von Entartung reden.—

Meine Characterisirung des Weibes wird hauptsächlich in drei Weisen beurtheilt: Entweder heisst es, sie ist im wesentlichen falsch, oder, sie ist im Wesentlichen richtig, passt aber nur für den Durchschnitt, oder sie ist im Wesentlichen richtig, passt aber nur für die jetzt vorhandenen Zustände.

Gegen die Meinung, ich hätte Falsches behauptet, kann ich mich nicht durchweg vertheidigen, weil die Verhandlung ins Grenzenlose gehen würde. Nur einige Missverständnisse, an deren Aufhellung mir liegt, kann ich erwähnen. Zu meinem Bedauern haben Personen, auf deren gute Meinung Werth zu legen ist, geglaubt, ich halte das Weib für unmoralisch, obwohl ich mich ausdrücklich dagegen gewehrt habe. Dass die weibliche Moral insofern unvollständig, ungenügend ist, als sie im Wesentlichen Gefühlsmoral ist, daran muss ich festhalten. Auch ist das gar nichts Neues, man findet z. B. bei E. v. Hartmann die Sache ausführlich dargelegt. Es scheint, dass weniger der Hinweis auf den Mangel an Gerechtigkeit, als der auf die Nothwendigkeit des Lügens verletzt hat. Das hängt offenbar damit zusammen, dass in weiten Kreisen das Lügen als etwas schlechthin Unmoralisches angesehen wird, eine verkehrte Meinung, die hauptsächlich durch Kant gefördert worden ist. Wir alle lügen und müssen lügen, sei es mit Worten, oder durch Schweigen, oder durch blosse Bewegungen. Die Lüge ist durchaus berechtigt, solange es sich um Nothwehr handelt, erst dann wird sie unmoralisch, wenn sie zur Erringung persönlichen Vortheils oder gar zur directen Schädigung Anderer verwandt wird. Die dem Weibe im Geschlechtsleben nothwendige Verstellung oder Lüge ist aber Nothwehr und daher untadelig. Ich hatte geglaubt, mich ganz deutlich ausgedrückt zu haben, aber es hat nichts geholfen, ich muss es daher zweimal sagen. Der andere Kummer ist der, dass ich halb scherzhaft das Paradoxon citirt habe, das Weib soll „gesund und dumm“ sein. Auch hier hatte ich gedacht, der Leser werde mich schon verstehen und die Dummheit nicht wörtlich nehmen, sondern wissen, dass hier ungelehrt gemeint ist. Gerade ich habe an verschiedenen Stellen meiner Schriften darauf hingewiesen, wie wichtig die geistigen Fähigkeiten der Mutter für die Söhne sind, und dass bei der Ehewahl die Klugheit des Mädchens sehr ins Gewicht falle. Ich selbst habe glücklicherweise eine kluge und gute Mutter gehabt und bin überzeugt, dass ich die Fähigkeiten, die ich etwa habe, zum grossen Theile ihr verdanke. Die Erinnerung an sie allein würde mich abhalten, je etwas „gegen die Weiber“ zu schreiben. Aber auf den „Mutterwitz“ kommt es an, auf

die natürlichen Fähigkeiten, nicht auf Kenntnisse und angelernte Fertigkeiten. Drittens habe ich gesagt, das weibliche Talent schlechtweg sei die Anlage für Liebesangelegenheiten. Nun soll ich gesagt haben, die Weiber hätten sonst keine Talente. Da will ich denn nachtragen, dass es neben dem Haupttalente noch andere weibliche Talente giebt. Ich meine damit nicht das musikalische, das malerische oder irgend ein Kunsttalent. Wenn ein Weib von diesen eins hat, so hat sie eigentlich ein männliches Talent. Es scheint, dass man nur das schauspielerische und in gewissem Grade das poetische Talent als ursprüngliches Eigenthum beider Geschlechter betrachten dürfe. Ein weibliches Talent dagegen im strengen Sinne des Wortes ist das Schwatz-Talent, oder, wenn das unehrerbietig klingen sollte, das Gespräch-Talent. Das wurde mir recht klar, als ich neulich ein Buch über Rahel Levin, verehel. Varnhagen von Ense las*). Anfangs wurde es mir beim Lesen manchmal übel, dann aber interessirte mich die Frage, was ist's eigentlich mit dieser Frau, und so habe ich das 460 Seiten enthaltende Buch bewältigt. Rahel war zweifellos eine gescheite und gutartige Frau. Sie war ehrlich, ernst, dachte gern und hatte eine Neigung zu philosophischen Betrachtungen. Das alles aber erklärt nicht die Rolle, die sie gespielt hat. Sie hat nichts hervorgebracht, sie konnte weder in Versen, noch in Prosa etwas zusammenhängendes schreiben, über Briefe und Aphorismen kam sie nicht hinaus. Ihr Stil ist originell, reich an Willkürlichkeiten und Sprachfehlern. Neue Gedanken fehlen gänzlich. Alles, was sie sagt, findet man bei den zeitgenössischen Schriftstellern so und so oft, höchstens mag sie hie und da einem Gedanken eine neue Fassung gegeben haben. Dabei stösst die andauernde Selbstbespiegelung, das Reden in Superlativen über die eigene Person, die immer als einzig und unvergleichlich hingestellt wird, stark ab. Alles wird übertrieben, entsetzliches Leid und überschwengliches Glück wechseln. Goethe würde sie eine aufgespannte Person nennen. Trotz des Fehlens poetischer oder wissenschaftlicher Leistungen hat sich eine ganze Literatur über Rahel gebildet. Man muss zwar

*) Rahel Varnhagen, ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. Stuttgart 1900.

eine gewaltige, theils unabsichtliche, theils raffinirte Reclame in Anschlag bringen, aber die Frau muss doch etwas besonderes gewesen sein. Sie war ein Schwatz-Genie. Sie hatte viel erlernt und erlebt, hatte ein gutes Gedächtniss, Geistesgegenwart, enorme Lebhaftigkeit und dazu die unendliche Lust am Schwatzen. Sie konnte Tag für Tag, durch viele Stunden geistreich reden. Ihr Biograph nennt sie sehr gut eine „Geselligkeitsfanatikerin“; sie lebte sozusagen vom Reden. Wunderlicherweise lebte mit ihr zusammen ein zweites Schwatz-Genie, Bettina Brentano, vereh. v. Arnim. Diese Frau war weniger ernst und ehrlich als Rahel, übertraf sie aber bedeutend an poetischer Fähigkeit und Gestaltungskraft. Sie ist besonders durch ihre Lügenhaftigkeit interessant, sie log ganz unwillkürlich und erinnert stark an die von Delbrück beschriebene Pseudologia phantastica. Es war überhaupt damals eine redselige Zeit; die bedeutenden Männer schwatzten auch und fanden an dem nichtigen Salongerede eine seltsame Befriedigung. Aber die Männer waren gegen die genannten Frauen armselige Talente im Hinundwiderreden. Varnhagen, der überhaupt viel von einer alten Dame hatte, scheint sich ausgezeichnet zu haben.

Die, die sagen, meine Schilderung passe nur für den Durchschnitt, haben ganz Recht. Aber, Ihr Lieben, etwas anderes habe ich ja gar nicht gewollt. Wie kann einer auf ein paar Druckseiten mehr thun und wie viel Seiten möchten nöthig sein, wenn alle Abweichungen vom Durchschnitte erwähnt werden sollten? Bei messbaren Dingen kann man ausser dem Mittel auch das Maximum und das Minimum angeben, aber hier ist doch die Sache so einfach nicht. Die Unterschiede der Geschlechter sind in ihren Hauptzügen bekannt, aber man weiss auch, dass Mischungen vorkommen. Wie beide Geschlechter ihre Gehirnwindungen gemein haben, so haben sie offenbar auch alle geistigen Eigenschaften gemein, und nur ein Mehr dort, ein Weniger hier macht den Unterschied aus. Niemand kann genau sagen, in wie weit im einzelnen Falle eine vorwiegend männliche Fähigkeit beim Weibe sich entwickeln könne und umgekehrt. Das gilt schon für die Norm, nun kommen aber unter pathologischen Bedingungen die geistigen Zwitterbildungen dazu, die wahr-

scheinlich viel häufiger und bedeutsamer sind, als man gewöhnlich denkt. Besonders dann, wenn man von den Verhältnissen unserer Zeit redet, darf man nie vergessen, dass unsere Culturvölker ausserordentlich stark mit pathologischen Elementen durchsetzt sind. Indessen solche weiter greifende Betrachtungen scheinen meinen Kritikern fremd zu sein. Ihre Sorge ist nur, dass ich die über den Durchschnitt hinausragenden Weiber nicht genug berücksichtigt haben soll. Sie werfen mir vor, dass ich nicht an die weiblichen Heiligen, die Wohlthäterinnen der Gesellschaft, die guten Fürstinnen, die geistvollen Frauen aller Art gedacht habe. Halten sie mich wirklich für so dumm? Es ist aber ein natürlicher Fehler, dass wir über den Ausnahmen gern die Regel vergessen. Finden sich auf einer langen Linie einzelne leuchtende Punkte, so ziehen diese unsere Augen auf sich und wir vergessen über ihnen die langen dunkelen Strecken. Von der Beschaffenheit des wirklichen Volkes scheinen viele Literaten gar keine Ahnung zu haben. Z. B. wird mir vorgeworfen, es gebe doch viele geistesfrische alte Frauen. Solche kenne ich eben so gut wie meine Kritiker. Aber geht hinaus in's Volk, vergleicht den fünfzigjährigen Mann mit dem fünfzigjährigen Weibe, macht Prüfungen, lasst nicht Zungenfertigkeit und übernommene Gedanken für Geistesthätigkeit gelten, dann wird sich zeigen, ob ich Recht habe. Ueberhaupt hat meine Lehre von der Parallelität der geistigen Entwickelung und des geistigen Rückganges mit der körperlichen Entwickelung und dem körperlichen Altwerden viel ungerechten Tadel gefunden. Die Zukunft wird lehren, dass es ein besonderes Verdienst war, auf diese viel vernachlässigten Dinge hinzuweisen.

Die dritte Gruppe sagt, im Grossen und Ganzen mag er ja Recht haben, aber das liegt nur daran, dass die weiblichen Geistesfähigkeiten bisher nicht genügend entwickelt worden sind. Entwickelung ist überhaupt alles, wenn wir uns entwickeln, so können wir werden, was wir wollen. Zunächst kann die weitere Entwickelung des weiblichen Geschlechtes als ein Process im mystisch-darwinistischen Sinne aufgefasst werden, als einer, der durch Naturnothwendigkeit, ohne Zwecksetzung abläuft. Beweise für eine solche Voraus-

setzung fehlen gänzlich, denn die Geschichte spricht direct dagegen; da sehen wir Schwankungen in diesem und jenem Sinne, aber im Grossen und Ganzen ein unverändertes Beharren, soweit das Wesentliche in Frage kommt. Wenn wir z. B. im alten Testament lesen, so sehen wir, dass das Verhalten und die Stellung des Weibes damals, d. h. durchschnittlich vor etwa 2500 Jahren, ungefähr eben so waren wie jetzt. Aristophanes schildert eine „Frauenbewegung“, die der unsrigen recht ähnlich war. Die Römerinnen hatten ungefähr auch die Stellung wie unsere Frauen. Andererseits haben in vielen Gegenden des Orients heute noch die Weiber dieselbe relativ ungünstige Stellung wie vor 1000 oder 2000 Jahren. Es scheint also die Stellung des Weibes nicht sowohl von der Zeit als von dem Character des Volkes, der natürlich den Character beider Geschlechter umschliesst, abzuhängen. Manche, die davon gehört haben, dass für die Art-Entwickelung sehr lange Zeiten in Anspruch genommen werden, mögen erwidern, was sollen uns ein paar tausend Jahre, die bisherige Geschichte beweist gar nicht, dass die Entwickelung nicht doch noch kommt. Solche mögen ihres Glaubens leben, aber sie müssen uns auch gestatten, anzunehmen, dass wie in den letzten so in den nächsten Jahrtausenden keine wesentliche Veränderung zu erwarten sei. Andere verstehen unter Entwickelung ein bewusstes Eingreifen, eine Art von planmässiger Erziehung. Sie meinen, wenn man die Mädchen nur genug unterrichtete und die Schranken der Sitte und des Gesetzes niederrisse, dann würden die Geistesfähigkeiten des weiblichen Geschlechts nicht von denen des männlichen verschieden sein. Mit diesen wunderlichen Heiligen ist schwer zu reden. Wenn man sie auf Thatsachen hinweist, z. B. auf die Musikgeschichte u. A., so gehen sie nicht darauf ein. Wenn man ihnen die Unmöglichkeit darthut, dass ein Weib die Aufgaben erfüllen könnte, die die Natur an zwei Geschlechter vertheilt hat, so meinen sie, sie könnten es schon. Ich habe auseinandergesetzt, dass, wenn die Wünsche der Feministen erfüllt werden, die Geburtenziffer soweit sinken müsse, dass der Stand oder das Volk sich nicht erhalten kann. Darauf kommt zur Antwort, die hochgebildete

Frau werde allerdings nur wenig Kinder gebären, aber sie werde sie um so besser erziehen. Da soll man ernsthaft bleiben! Man kommt eben an Stellen, wo alle Verhandlung aufhört. Nur die eine Bemerkung will ich machen, dass die unsinnige Ueberschätzung der Erziehung, die einem in diesen Verhandlungen immer entgegentritt, ein Zeichen der Rückständigkeit ist. Sie ist im 18. Jahrhundert zu Hause; wer heute lebt, der sollte wissen, dass keine Erziehung Fähigkeiten hervorrufen kann, dass alle Erziehung, die mehr sein will als liebevolle Förderung der natürlichen Entwickelung und Abhaltung von Schädlichkeiten, mehr schadet als nützt. Leider kann ich nicht verschweigen, dass die Geistlichen und Lehrer, die sich einbilden, „Charactere zu bilden“ und ähnliche Kunststücke zu leisten, den Thorheiten, von denen die Feministen-Bewegung lebt, argen Vorschub geleistet haben. Eine besondere Anschauung tritt mir in einem Briefe entgegen. Meiner Schilderung entspreche zwar das natürliche Weib, es sei aber die von Gott gestellte Aufgabe, dass dieses durch Selbsterziehung zum veredelten Culturweibe werde. Niemand kann mehr wünschen als ich, dass es recht viele edle und kluge Weiber gebe; ich sehe nur nicht, dass ihre Zahl durch die Feministen vermehrt werde. Das natürliche Weib ist doch gewiss auch ein gottgewolltes Weib, und alle Veredelung kann nur in Weiterentwickelung der natürlichen Anlagen bestehen. Ist es die natürliche Bestimmung des Weibes, eine rechte Mutter zu sein, so kann auch die Veredelung nur darin bestehen, dass das Weib immer tiefer in die Mütterlichkeit eingehe, dass sie all ihr Wissen und Vermögen in den Dienst ihres edlen Berufes stelle. Die natürlichen Anlagen sind etwas Heiliges, und es kann nicht im Sinne der ewigen Weisheit liegen, wenn wir in die Natur hineinstören, weil überspannte Menschen sich übernatürliche Ideale zurechtgemacht haben. Der Satz: ein Weib, das nicht Mutter ist, hat seinen Beruf verfehlt, bleibt wahr, so hart er denen klingen mag, die ohne Schuld sich ausgeschlossen sehen. Aber man muss hinzufügen, dass auch das Weib, das keine Kinder hat, durch seine mütterlichen Eigenschaften segensreich sein kann. Inwieweit Kenntnisse und Fertigkeiten von dem Hauptberufe

gefordert werden, oder sich mit ihm vertragen, das hängt von den Umständen ab, der Culturhöhe überhaupt und dem Stande. Eine Frau des kleinen Bürgerstandes wird wenig Nutzen davon haben, wenn sie mehrere Sprachen spricht, malt und Kunstgeschichte treibt oder sonst etwas, ja die Erwerbung und der Besitz solcher Fertigkeiten würden manchen Nachtheil mit sich führen. Die Frau eines Fürsten dagegen, deren Verhältnisse sie von der eigentlichen Arbeit ausschliessen, bedarf zur Erfüllung ihrer Stellung vieler Kenntnisse und Fertigkeiten, die in den unteren Ständen überflüssig oder schädlicher Luxus sein würden. Ich dächte, über diese Dinge könnte man sich einigen. Sehen wir von solchen Standesunterschieden ab, so kann man für die mittleren Stände sagen, bei einer (wirklichen) Frau sind Kenntnisse und Fertigkeiten ein schöner Schmuck, soweit sie die der Familie gewidmete Thätigkeit fördern, oder doch nicht stören. Auch an einem Manne schätzt man es, wenn er nicht nur die zu seinem Berufe unbedingt nöthigen Fähigkeiten hat, man tadelt ihn aber, sobald er durch Allotria seine Berufsthätigkeit stört. Das sei im Gedanken an die liebenswürdige Briefschreiberin gesagt, obwohl es sich eigentlich von selbst versteht.

Bin ich einmal so weit, so klingt es mir in den Ohren: Preise den Mutterberuf soviel, wie du willst, aber es können nicht alle Mädchen Mutter werden, und deshalb müssen wir unsere Mädchen so erziehen, dass sie allein stehen können. Obwohl diese Dinge nicht zu meinem Thema gehören, will ich doch noch ein paar Worte sagen. Ich habe schon einmal angedeutet, dass wir mehr Mütter und mehr Menschenglück haben könnten, wenn wir nicht blos in der Ehe erzeugte Kinder gelten liessen. Man könnte doch weitherziger sein. Ich wenigstens würde Respect haben, wenn ein Mädchen sagte: das ist mein Kind, für das ich sorge, von wem ich es habe, geht euch nichts an. ‚Halt ein, Unseliger, du tastest die Grundlage des christlichen Staates an!' Hört auf mit der Lüge vom christlichen Staate, er ist so unchristlich wie möglich. Triefte nicht unser Leben von Lieblosigkeit und Heuchelei, so wäre auch eine vernünftige Versorgung der Mädchen leichter. Spricht man jetzt mit Eltern, die den sog. besseren Ständen

angehören, so heisst es: ja, unsere Tochter soll das Lehrerinnenexamen machen, es fällt ihr zwar recht schwer, aber man muss doch für alle Fälle sorgen. Nun ist das Lehrerinnenexamen, gelinde gesagt, eine Quälerei, und Die, die mit Aufopferung eines Theiles ihrer Gesundheit es bestanden haben, gelangen auch nicht gerade zu goldenen Bergen. Aber alles andere ist nicht „standesgemäss“. Was thun die Weiber bei allen Völkern? Sie haben ausser der Sorge für die Kinder die für die Küche und den Haushalt überhaupt, sie beschaffen die Kleidung, wenigstens zum Theile, kaufen und verkaufen, je nachdem. Warum soll das, dessen sich unsere Hausfrauen nicht schämen, zu schlecht für die auf Erwerb angewiesenen Mädchen sein? Warum ehrt man nicht jede redliche Arbeit? Es kommt nur auf das Abthun alter Vorurtheile an. Wenn ein Mädchen sagte, ich will Köchin sein, ich verlange aber ein anständiges Zimmer und eine meiner Persönlichkeit entsprechende Behandlung, so thäte sie sich und anderen Gutes. Eigentlich giebt es doch eine Menge verständiger Leute, und die würden, wenn sie sich vielleicht mit den bisherigen Dienstboten halb krank geärgert haben, schliesslich gern Köchinnen, Stubenmädchen u. s. w. aus gebildeter Familie bei sich aufnehmen, unter der Bedingung, sie wie Ihresgleichen zu behandeln. Damit wäre auch der Dienstbotennoth abgeholfen, an der Hochmuth und Gleichgiltigkeit der Herrschaften ebenso Schuld haben, wie Mangelhaftigkeit der nicht erzogenen und gewöhnlich von Kindheit an sich selbst und schlechten Beispielen überlassenen Dienenden. Ausser der Häuslichkeit böte zur Noth das kaufmännische Wesen noch vielen weiblichen Personen Unterkunft, wenn einerseits die Arbeit respectirt, andererseits die Kaufleute gezwungen würden, die Gesundheit ihrer Arbeiter zu respectiren. Auf jeden Fall wird, wenn die Arbeitszeit nicht zu lang und der Lohn genügend ist, der Dienst im Kaufhause oder Kaufladen besser sein als die grässliche Trockenheit des Telephon-, Telegraphen-, Postdienstes u. s. w. Auch bietet die kaufmännische Thätigkeit die Möglichkeit des Selbständigwerdens. Noth bleibt die Erwerbsthätigkeit des Weibes immer, aber sie ist bei unseren Verhältnissen nicht zu vermeiden. Ob es später besser werden

wird, weiss man nicht. Ein wirklicher Fortschritt zum Besseren wäre das Zurückgreifen auf den Klostergedanken. Die radikale Bekämpfung des Kloster-Wesens war und ist eine der grössten Thorheiten der Reformation und des Liberalismus. Neuerdings hat man unbewussterweise Kloster-Nachahmungen hervorgerufen, so die Diakonissen-Häuser, die Schwestern-Häuser überhaupt. Man sollte aber die Sache viel grundsätzlicher angreifen. Zu einem Kloster im humanen Sinne gehört Folgendes: 1. Ein uneigennütziger Zweck. D. h. es muss sich eine Anzahl von Menschen gleichen Geschlechtes zusammenthun, um dasselbe Ziel zu verfolgen. Der Zweck kann darin bestehen, Hilfebedürftigen zu helfen, es kann aber auch ein wissenschaftlicher oder irgend ein anderer Zweck sein, nur die Erstrebung persönlicher Vortheile ist ausgeschlossen, und der Zweck muss die Würde einer Lebensaufgabe haben. 2. Das gemeinsame Leben der durch den Zweck Verbundenen in dem Sinne, dass bei dem Theilnehmer die Sorge um die eigene Person aufhört. Das Mitglied macht den Zweck der Gemeinschaft zu dem seinen, und dafür übernimmt die Gemeinschaft die Versorgung des Einzelnen. Gelübde für Lebenszeit widerstreben unserer Denkweise, aber in gewissem Sinne würden die alten Gelübde ihr Recht behalten, denn Gehorsam ist unentbehrlich, Keuschheit ergiebt sich ganz von selbst (der Austritt steht ja frei), und Armuth heisst eben nichts Eigenes haben. Es versteht sich von selbst, dass viele Modificationen möglich sind, jedoch das kann man im Allgemeinen sagen, dass das Glück des Einzelnen um so grösser sein wird, je edler der Zweck und je vollständiger die Hingebung ist. Auch das ist sicher, dass gerade für die weibliche Natur das Klosterleben in dem hier gemeinten Sinne am ehesten einen Ersatz für das natürliche Glück gewähren wird. Vielleicht muss .die Noth noch wachsen, ehe die Vernunft durchdringt, aber durchdringen wird sie schon.

Kehren wir von den Zukunfthoffnungen zur Vorbildung der Mädchen zurück, so ergiebt es sich eigentlich von selbst, da doch auch jetzt die Mehrzahl der Mädchen später heirathet, dass alles darauf angelegt sein sollte, sie auf die Ehe vorzubereiten. Die gegenwärtige Erziehung ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht viel werth. Der Einzelne kann das zunächst

nicht ändern, aber den Eltern muss man ans Herz legen, dass sie nicht alle Verantwortung auf die öffentlichen Einrichtungen werfen dürfen. Ihre heiligste Aufgabe sollte sein, die Mädchen gesund zu erhalten, dann mag später kommen, was will: ein krankes Mädchen taugt zu gar nichts. Dem Standeshochmuthe und der Ueberschätzung der sogenannten Geistesbildung fallen „Menschenopfer unerhört". Einer der wichtigsten Einwände gegen das Studium und die Hochbildung weiblicher Wesen ist der, dass, wenn etwas bei der Sache herauskommen sollte, das Mädchen gerade wie der Knabe vom 11. Jahre an zu dem Berufe vorgebildet werden müsste, also zu einer Zeit, zu der ein Urtheil über die spätere Entwickelung der Dinge noch gar nicht möglich ist. Abgesehen von den ganz seltenen Fällen, in denen ein Mädchen früh hervorstechende Talente zeigt, ist der Beschluss, das Kind solle für einen anderen als den natürlichen Beruf des Weibes erzogen werden, eigentlich eine Vermessenheit. Man hört oft sagen, das, was das Mädchen als Frau braucht, könne ja auch nachgelernt werden. So erbärmlich denke ich denn doch nicht von den Fähigkeiten einer tüchtigen Hausfrau. Wenn ein Mädchen zur rechten Zeit, d. h. etwa vom 18. bis zum 23. Jahre, heirathet, so reicht die Zeit eben aus, um sie bei Schonung der Gesundheit zum Practischen tüchtig zu machen. Wenigstens vom sogenannten Mittelstande gilt das Gesagte. Mögen die neuen Weiber sein, wie sie wollen, hexen können sie doch nicht, und auf einer Seite würde es immer fehlen, auch wenn sie noch ein wenig mehr als männliche Geisteskräfte hätten.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick in die Zukunft, so sind für Den, der auf eine bessere Zeit nach den Wirrnissen der Gegenwart hofft, zwei Wege denkbar. Entweder kann man denken, es sei die individualistische Verirrung ein Durchgang für den weiblichen Geist. Nahm früher das Weib sein Schicksal gedankenlos auf sich, diente sie in unbewusster Frömmigkeit dem Zwecke der Gattung, so kann sie in Zukunft, nachdem sie den Irrthum der Freiheitbestrebungen eingesehen hat, dasselbe bewusst thun, wissend sich hingeben und nicht das Wohl des Ich, sondern das des Mannes und der Kinder erstreben. Oder man kann der Meinung sein, eine solche Ent-

wickelung aus Unschuld durch Schuld zur Tugend widerstrebe dem Wesen des Weibes, das rechte Weib müsse auch in Zukunft instinktiv das Rechte thun. Im Sinne der ersten Meinung sollte man eigentlich den Unfug fördern, denn je grösser die Uebelstände werden, um so eher ist die Umkehr zu erwarten. Schliesst man sich der zweiten Auffassung an, dann muss, soweit menschliche Hilfe in Frage kommt, das Heil von der Einsicht des Mannes erwartet werden, d. h. davon, dass der Mann dem Weibe klar macht, er wolle von der unbedingten Freiheit des Weibes nichts wissen. Macht der Mann damit Ernst, dann ist es aus mit der „Frauenbewegung.“

III.

Freundliche und unfreundliche Theilnahme hat auch die dritte Auflage gefunden. Es hat sich herausgestellt, dass man diese Schrift sehr gut als Reagens für weibliche Urtheilskraft verwenden kann. Ist man über die Befähigung einer Frau nicht im Klaren, so lässt man sie den „Schwachsinn“ lesen. Wenn sie dann meint, eigentlich habe der Verfasser so Unrecht nicht, so schliesse man sie in die Arme, denn sie ist eine ausgezeichnete Frau. Die Probe hat sich schon recht oft bewährt.

Zum Troste der kritischen Damen will ich bemerken, dass diesmal die schwächste Kritik von einem Manne herrührt: sie steht in der „Jugend“. Ich bedaure es und das Verhalten vieler Männer überhaupt, denn es kommt mir gerade darauf an, den Männern klar zu machen, wie thöricht der Feminismus ist. Aber mit welchen Vorurtheilen hat man da zu kämpfen! Neulich besuchte mich ein psychologischer Freund. „Sie haben Unrecht mit Ihrer Behauptung dass das Weib weniger werth sei als der Mann.“ Das behaupte ich gar nicht; ich sage nur, ihre Gehirnleistungen seien geringer. „Auch das können Sie nicht beweisen, oder wie?“ Nun, einfach dadurch, dass man im Einzelnen die wichtigsten Gehirnleistungen vergleicht, ihre Maxima und den Durchschnitt. „Da werden Sie sicher Eigenschaften finden, die bei dem Weibe höher entwickelt sind“. Welche denn? Er dachte eine Weile nach und sagte dann: „oh, die Aufopferungsfähigkeit“. Da musste ich lachen und antwortete: oh, Ihr Psychologen, wenn man auf Euch schlägt, kommen Motten heraus. Ist denn die Fähigkeit, sich zu opfern, eine Grundkraft? Ist nicht Werth und Bedeutung des Opfers ganz verschieden nach dem, was und für was geopfert wird?

Freilich lässt sich das Lamm zur Schlachtbank führen, aber ist das eine Leistung? Fragt man nach der That, so kann gar kein Zweifel darüber sein, dass zu allen Zeiten der Mann mehr Opfer gebracht hat als das Weib*).

Mit der Opferfrage hängt die nach der Moralität überhaupt zusammen. Allzuoft muss ich hören: ja intellectuell steht das Weib unter dem Manne, aber moralisch nicht. Gern bemächtigt sich die Schönrednerei der Sache: der Mann sei der Kopf, das Weib das Herz; oder ähnliches sagt man, als ob blumige Reden zur Klarheit führten. Es ist peinlich, wenn man einfache Verhältnisse erläutern muss, aber für Die, deren eigenes Nachdenken nicht ausreicht, oder die die Wirklichkeit nicht ruhig sehen können, will ich noch ein paar Worte sagen. Jeder Mensch weiss, wenn er zu handeln hat, was „das Rechte“ ist. Es ist gleichgiltig, welcher Moral er anhängt, ob er sich auf eine Offenbarung oder die Vernunft bezieht, eine Stimme, die freilich bald laut und deutlich, bald leise und undeutlich zu sein scheint, sagt ihm, was im gegebenen Falle für ihn moralisch ist, und wir nennen diese Stimme das Gewissen. Mag man über das Gewissen und seine Entstehung denken, wie man will, es ist da, und nur dann, wenn der Fall sehr verwickelt, oder der Mensch krank ist, weiss man nicht, was man möchte und was man soll. Verachtet der Mensch die Aussage des Gewissens, so handelt er böse, giebt er ihr Recht und thut er doch das Andere, so handelt er schwach, folgt er ihr, so handelt er gut. Der Böse und der Schwache ziehen ihren Vortheil dem „Rechten“ vor, mag es sich um Gewinnsucht, um Eitelkeit, um Liebe oder um sonst was handeln. Wenn der Gute diesen eigensüchtigen Trieben nicht folgt, die er doch auch hat, so muss ihm eine besondere Kraft eigen sein, die man (mit Vorbehalt weiterer Erörterungen) die moralische Fähigkeit nennen kann. Die moralische Fähigkeit kann siegen, entweder weil sie besonders stark ist, oder weil die entgegenwirkenden Triebe schwach sind. Im Allgemeinen wird sie, wenn moralisches Handeln eintreten soll,

*) Mit der Aufopferung muss man die Sucht, sich aufzuopfern, nicht verwechseln. Diese ist bei nervösen weiblichen Personen sehr häufig und kann sehr unangenehm werden.

um so stärker sein müssen, je stärker die anderen Triebe sind. Es ist daher ersichtlich, dass, wenn überhaupt die männlichen Triebe stärker sind als die weiblichen, der Mann ohne stärkere moralische Kraft nicht einmal die gleiche Moralität erreichen könnte wie das Weib. Ich denke, in diesem Gedankengange versteht man am leichtesten, wie das Weib da und dort ein Plus von Moralität zu haben scheint wegen der Schwäche der störenden Triebe, wie andererseits dem Manne das rechte Handeln erschwert wird. Man muss aber noch ein Weiteres bedenken. Das Endziel oder das höchste Gut (man kann auch sagen: der Wille Gottes) besteht darin, dass im Ganzen des Raumes und der Zeit die Lust wachse (sich ausbreite und veredele), die Unlust abnehme. Je mehr und je erfolgreicher sich ein Mensch dem höchsten Gute zuwendet, d. h. je mehr er den Willen Gottes thut, um so mehr ist er in einem höheren Sinne moralisch. Ich würde wohl meine Leser beleidigen, wenn ich aus Geschichte und Leben nachweisen wollte, dass diese active Moralität, die das Rechte aufsucht, mehr männlichen als weiblichen Character hat. Der Irrthum, dass das Weib an Moralität dem Manne gleiche oder ihn übertreffe, ist offenbar nicht nur dadurch entstanden, dass die moralische Fähigkeit im Weibe durchschnittlich geringere Widerstände findet, als beim Manne, sondern auch dadurch, dass das Weib vermöge seiner natürlichen Aufgabe geistig anders zusammengesetzt ist, dass in ihm das Verhältniss der Triebe zu einander anders ist. Weil der Bau der weiblichen Seele einfacher ist als der der männlichen, giebt es in ihr weniger Kampf. Die Gattenliebe und die Mutterliebe sind so viel stärker als die anderen Triebe, dass sie unter normalen Verhältnissen ohne Mühe den Sieg erlangen. Man rühmt die weibliche Geduld. Da, wo sie des Rühmens werth ist, in der Kinderstube, am Krankenbette u. s. w., wird sie von dem weiblichen Liebesgefühle getragen. Aber vielfach sonst, bei einförmiger Arbeit, im Erdulden von allerhand Widerwärtigkeiten, ist doch eine Art von Stumpfheit dabei, ein Mangel an Kraft und Lebhaftigkeit des Geistes. Der Mann würde sich empören oder davonlaufen, er hebt seine Geduld für die Gelegenheiten auf, wo es sich lohnt,

und in der ihm angemessenen Thätigkeit ist seine Geduld gross genug. So ist es auch mit den übrigen „weiblichen Tugenden". Steckt die Liebe dahinter, so wird es etwas Gutes. Sonst aber kommen kleine verneinende Tugenden heraus oder gar schlechtweg Verneinungen. Alle Eltern wissen, dass Töchter leichter zu erziehen sind als Söhne, aber sie halten jene darum nicht für moralischer als diese. Im Leben ist die Sache klar, aber in der Literatur hört der gesunde Menschenverstand auf. Man hat ein Recht, die weiblichen Vorzüge zu preisen (und die Männer haben das jederzeit redlich gethan), aber man rede vom Nützlichen, Anmuthigen, Rührenden, spiele sich nicht immer auf das Moralische hinaus. —

Nun will ich noch ein paar Worte sagen über einige Bücher, die ich neuerdings kennen gelernt habe. Ein wackerer Kämpfer ist F. Bettex*), ein Schweizer, der in Stuttgart lehrt. Er setzt die Unterschiede der Geschlechter sehr gut auseinander und leuchtet den Faselhänsen, den Feministen, kräftig heim. Freilich ist sein Ausgehen von Bibelworten nicht nach jedermanns Geschmack, und ich kann ihm auch sachlich nicht in allem folgen.

Die wichtige Frage, inwieweit die Mutterschaft sich mit geistiger Arbeit des Weibes vertrage, haben Adele Gerhard und Helene Simon**) in anerkennenswerther Weise untersucht. Sie haben einerseits die Biographieen studirt, andererseits eine grössere Zahl von weiblichen Personen, die in einem der sogen. höheren Berufe arbeiten, um schriftliche Aeusserung gebeten. Im Einzelnen haben sie die Mutter als Schauspielerin, als Musikerin, als Malerin, als Dichterin, als Gelehrte, als Agitatorin und Journalistin betrachtet. Von 420 „Experten", die genaue Angaben gemacht haben, waren 156 unverheirathet, 264 verheirathet. Kinderlos waren 213 (das sind die Unverheiratheten, die Frauen ohne Kinder und die, die nur todte Kinder geboren hatten). Mutter waren 207. Mehr als ein lebensfähiges Kind hatten 147 geboren. [Diese Angabe ist ungenügend; man müsste wissen, wie viele Kinder auf die

*) Mann und Weib. Bielefeld und Leipzig 1900. 2 Aufl. 8°. 219 S.

**) Mutterschaft und geistige Arbeit. Berlin 1901. G. Reimer, gr. 8°. IX und 333 SS.

Ehe kommen, denn es besteht die Vermuthung, Zweikinderehen möchten hier allzu häufig sein.) Als Gesammtergebniss ihrer Untersuchungen stellt sich den Vff. Folgendes dar. Für die meisten Gebiete „muss unumwunden anerkannt werden: da die Hinausschiebung geistiger Arbeit in ein späteres Lebensalter zuweilen Schädigung, oft directes Verkümmern des Könnens bedeutete, so ist in der Mehrzahl der Berufe zwischen geistigem und künstlerischem Schaffen und dem erfüllten Frauenleben ein Conflict unvermeidlich. Eine Lösung dieses Conflicts scheint uns ausgeschlossen, weil sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesen, als auch die Unterdrückung des Schaffenstriebes Gefahren für den Einzelnen wie die Allgemeinheit in sich birgt.“ Wenn, wie die Vff. anerkennen, ein Widerspruch besteht zwischen dem natürlichen Berufe des Weibes und dem künstlerischen oder gelehrten Berufe, so versteht es sich von selbst, dass dieser wider die weibliche Natur ist, und dass die Weiber, die ihre Anlagen doch dazu treiben, von der weiblichen Natur abgewichen oder entartet sind. Die Vff. wollen von meinem Ausspruche, dass „gelehrte und künstlerische Frauen Ergebnisse der Entartung seien“, nichts wissen, aber ihr ganzes Buch ist nichts als ein Beweis für diesen Satz. Nur muss man das Wort Entartung nicht im populären Sinne verstehen und dabei nicht an etwas denken, das in jeder Hinsicht schlecht wäre. Auch die gefüllten Blumen sind entartet, obwohl sie uns sehr gut gefallen. In practischer Hinsicht ist den Vff. darin beizustimmen, dass der Widerspruch nicht zu lösen ist. Die ungewöhnlich begabten Mädchen werden geboren, wir mögen wollen oder nicht, und es wäre eine unnütze Grausamkeit, wenn man dem wirklichen weiblichen Talente Schwierigkeiten machen wollte. Die weiblichen Talent-Träger sind Opfer, sei es, dass sie um ihres Talentes willen auf den natürlichen Beruf verzichten, sei es, dass sie als Mütter versuchen müssen, zweien Herren zu dienen. Das ist nun nicht weiter schlimm, denn Opfer müssen gebracht werden, aber frevelhafter Leichtsinn wäre es, wenn man trotz der Erkenntniss des Widerspruches die Mädchen ohne Noth, d. h. ohne drängende Anlagen, in den Widerspruch hineintreiben wollte. Die Emancipation des Weibes ist ge-

rechtfertigt, wenn entweder die materielle oder die geistige Noth dazu treibt, aber sie ist selbst Noth, weil sie aus Noth entsteht. Die dagegen, die „um der Freiheit willen“ oder sonst aus Princip das weibliche Gehirn überreizen, treiben ein schändliches Spiel. Dass die Vff. dies, wenn auch mit schwerem Herzen, anerkennen, das gereicht ihnen zur hohen Ehre. Es mag ihnen deshalb nicht verübelt werden, wenn sie durch den „unersetzlichen Culturwerth“ der weiblichen Arbeit das Bedenkliche gerechtfertigt sehen. Es ist begreiflich, dass sie von den Leistungen ihrer Schwestern so gut wie möglich denken, wie sie denn auch mit dem Worte „genial“ äusserst freigebig sind, aber in Wahrheit ist es mit dem unersetzlichen Culturwerthe so so. Wirklich unersetzlich sind nur die Schauspielerinnen und die Sängerinnen. Dass die weiblichen Maler, Bildhauer, Gelehrten unersetzlich wären, wird kein Verständiger behaupten wollen. Bleibt also nur die Poesie, und zwar, da die eigentlichen Dichterinnen rarissimae aves sind, die Romanschreiberei. In der That hört man immer wieder, dass die Gefühle und Gedanken des schreibenden Weibes etwas ganz Eigenartiges („geheimnissvolle Welten“) seien. Jedoch, so anmuthig viele Frauen-Bücher auch sind, etwas Neues, Unentbehrliches wird man bei ihnen vergebens suchen. Die Vff. scheinen z. B. G. Sand für unersetzlich zu halten, aber es wäre wirklich kein Schade, wenn diese von Grund aus ungesunden Bücher nicht existirten.

Möge die gewissenhafte Arbeit der Vff. gute Früchte bringen. Möge der Nachweis, wie schwer es auch den geistig am besten ausgestatteten Mädchen und Frauen, dieser unendlich kleinen Minorität, geworden ist, Mannesarbeit zu thun und doch Mutter zu sein, möge er der Masse der Mittelmässigen als Warnung dienen.

Ganz neuerdings ist ein dickes Buch über die „Frauenfrage“ von Lily Braun erschienen.*) Es ist mit grossem Fleisse und viel Besonnenheit geschrieben. Die Verfasserin beweist im Einzelnen ein klares Urtheil und weist viele der unsinnigen Feministen-Behauptungen als lächerlich oder über-

*) Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwickelung und ihre wirthschaftliche Seite. Leipzig. S. Hirzel 1901. Gr. 8°. XII. u. 557 SS.

trieben zurück. Alle ihre Angaben über Thatsachen*) stimmen mit meiner Auffassung sehr gut überein. Aber Gutes ist mit Schlimmem gemischt, weil zwei Grundanschauungen die Verfasserin beherrschen. Einmal hängt sie der allgemeinen Frauenbewegung an, die sich das Ziel gesetzt habe, „alle Frauen durch selbständige Arbeit aus ihrer wirthschaftlichen Versklavung zu befreien“, d. h. von dem bösen Manne unabhängig zu machen, zum Anderen ist sie eine eifrige Socialdemokratin und möchte nichts, als der Noth des arbeitenden Volkes ein Ende machen. Sie sieht in der „Frauenbewegung“ ein Erzeugniss der Noth und will sie doch begeistert fördern, sie beurtheilt das Wirtschaftliche gut und kann sich doch von der Feministenthorheit nicht losmachen. Soweit die Verfasserin als Feministin spricht und dem Weibe dieselben Fähigkeiten wie dem Manne zuschreibt, kommt wenig Lobenswerthes zum Vorscheine, ja zuweilen der reine Unsinn (auf S. 191 steht, die Schwachsinnigen hätten das grösste Stirngehirn!). Sie stimmt das alte Thorenlied an, man wisse noch gar nicht, was alles in dem kleinen Weiberkopfe stecke u. s. f. Kurios ist, dass die Verfasserin zugiebt, dass bisher das weibliche Genie gefehlt habe, zugleich aber erklärt, in der Socialwissenschaft werde es erscheinen (wobei die Bescheidenheit verbietet, auf das eigene Buch hinzuweisen). Würde die Verfasserin den Feministenhochmuth aufgeben und die physiologische Wahrheit anerkennen, so würde ihr Buch gewinnen, und das, was darin die Hauptsache ist, bliebe unangetastet. Die Feministen werden von der Sucht nach Emancipation geführt, sie wollen Freiheit um jeden Preis und gelangen zuletzt zum Anarchismus. Dieser aber hat mit dem Socialismus, der Abhilfe gegen die wirthschaftliche Noth durch das Gesetz, Gerechtigkeit, nicht blosse Freiheit will, nichts zu schaffen. Wenn die Socialdemokraten sich mit der feministischen Unwahrheit einlassen, so schaden sie ihrer Sache nur. Gleichberechtigung im vernünftigen Sinne kann nur bedeuten, dass Keinem Unrecht geschehe, dass Leistung und Gegenleistung einander ent-

*) Gegen die Verwerthung von Zahlen sind Bedenken geäussert worden, aber das geht mich nicht an.

sprechen. Fordert man aber Gleichberechtigung, weil alle Menschen gleich seien, wie es die alten Revolutionäre thaten, so fordert man Unsinn, denn die Menschen sind nicht gleich, und am allerwenigsten sind die Geschlechter gleich. Frau Braun wird schon ihre Erfahrungen machen: die Feministen de pur sang werden sie zurückweisen, jemand aber, der auf meinem Standpunkte steht, kann ruhig ihre Ansichten über die Arbeiterinnen theilen. Thatsächlich kommt bei der „proletarischen Frauenbewegung“ jene unsinnige Gleichheit gar nicht in Betracht; hier handelt es sich einfach um Beseitigung des Elendes, das unsere unglücklichen Lebensverhältnisse erzeugen, um Gerechtigkeit gegen die Frauen und Mädchen, die ihr Brot erwerben müssen. Die Verfasserin zeigt uns allen Jammer, der an der Frauenarbeit hängt. Man kann sagen, sie male Grau in Grau, weil es doch nicht überall so schlecht steht, aber das ändert nicht viel, die Wirklichkeit ist greulich genug. Wahrscheinlich hat die Verfasserin auch darin Recht, dass nur der energische Kampf der unter einander und zugleich mit den männlichen Arbeitern verbündeten Arbeiterinnen gegen die Unternehmer eine gründliche Besserung herbeiführen könne. Ich mag darauf nicht eingehen, denn die Beurtheilung wirthschaftlicher Theorien ist nicht meine Sache. Nur über das Endziel noch ein paar Worte. Nach der Verfasserin soll die Arbeiterin auch in der zukünftigen Gesellschaft Arbeiterin bleiben, nur soll dadurch, dass die häuslichen Arbeiten grösstentheils wegfallen, ihr Leben erleichtert werden. Wir wollen uns gern gefallen lassen, dass in Centralanstalten gekocht, gewaschen u. s. w. wird, wir sind auch damit einverstanden, dass das so erleichterte Weib sich anderweit nützlich mache, aber wir hoffen, dass auch in der besseren Zukunft die Geschlechter so unterschieden seien, dass der Beruf für den Mann Hauptsache und für das Weib Nebensache ist. Die wahre Mutterschaft und die Berufserfüllung im Sinne des Mannes werden immer unerträglich sein und auch in der fernsten Zukunft soll die Mutterschaft des Weibes Hauptberuf, sein etwaiger „Beruf“ Nebenamt sein.

IV.

Das Herz thut mir weh darum, dass ich nicht alle gedruckten und schriftlichen Aeusserungen meiner Gegner und Freunde, meiner lieben Gegnerinnen und Freundinnen besprechen kann, die mir seit dem Erscheinen der 4. Auflage zugekommen sind. Aber ich muss mich auf Weniges beschränken, wenn dieses Schriftchen, das von vielen zarten Händen am Leben erhalten wird, nicht über die Gebühr anschwellen und zu schwer werden soll. Ich greife mir also Einzelne aus ihrer Mitte heraus und helfe mir so gut, wie ich kann.

Da ist z. B. Herr Georg Hirth. Er beschwert sich bitter darüber, dass ich seine Kritik im Anhange nicht abgedruckt habe, und meint, ich hätte es nicht gewagt, „einfach, weil sie niederschmetternd war". Ach nein, Herr Hirth ist kein Zerschmetterer, und ich fürchte mich vor dem jugendlichen Manne wirklich nicht. Aber mein Thema ist doch der weibliche Schwachsinn, nicht der männliche. Herr H. hat sich in der That etwas schwach gezeigt, denn er hat mich gar nicht verstanden. Wollte ich ihm meine Meinung klar machen, so müsste ich wohl ein ganzes Buch dazu schreiben, und vielleicht hülfe das auch nicht. Also will ich mich darauf beschränken, ihn zu bitten, er möge sich meinen Aufsatz erklären lassen. Ruft er nachher auch noch: „Hoiho Feministen! Auf zum Kampfe!", so sei er meines Beileids versichert, aber sagen will ich weiter nichts.

Aehnlich ist es mit Ottilie von Bistram, die ein ganzes braunes Heftchen geschrieben hat, in dem sie mit der Broschüre „eines gewissen Dr. Möbius" (aber Ottilie!) gründlich aufräumt. Das Heftchen könnte ein Beweisstück für mich abgeben, aber es ist zu lang, als dass ich es abdrucken lassen könnte, zu ungeordnet, als dass ich einen Auszug geben könnte.

Dagegen möchte ich eine der weiblichen Gegenschriften der Beachtung empfehlen, weil sie in besonderem Sinne Wasser für meine Mühle liefert, nämlich das Buch von Oda Olberg (Das Weib und der Intellectualismus. Berlin—Bern 1902). Sie hat sehr viel gelehrte Sachen gelesen, hat eifrig darüber nachgedacht und spricht, im Gegensatze zu den anderen kämpfenden Damen, durchweg in einem anständigen Tone von mir. Sie hat meinen Gedankengang ganz richtig erfasst und begreift seine Stärke bis zu einem Punkte, wo die moderne Verwirrtheit sich ihrer bemächtigt, und das Verständniss erlischt. Es lohnt sich schon, der kenntnissreichen und geschickten Verfasserin etwas genauer zu antworten. Sie ist eine begeisterte Anhängerin nicht nur des Intellectualismus überhaupt, sondern gerade „des modernen Intellectualismus“, und „die modernen Ideen“ gelten ihr als unantastbare Dogmen. Das Kennzeichen jedes Intellectualismus ist die Ueberschätzung des Wissens einerseits, der menschlichen Willkür, und besonders der Erziehung, andererseits. Der moderne Intellectualismus aber bekommt seine eigene unangenehme Färbung dadurch, dass er auf der „mechanischen Weltansicht“ und der „Entwickelung“ im darwinistischen Sinne fusst. Die Modernen, und mit ihnen Oda, sehen in der mechanischen Weltansicht nicht irgend eine Hypothese, sondern die Grundlage ihres Denkens, und es ist daher begreiflich, dass sie die einzige Absicht, die es nach ihrer Meinung giebt, die des Menschen nämlich, für sehr wichtig halten. Ich aber glaube an eine Vorsehung, d. h. daran, dass eine geistige Macht alle Dinge bestimmten Zielen zuführe, und ich halte das für richtig, weil es mir nicht nur förderlicher, sondern vor Allem besser begründet zu sein scheint. Für unser Thema ist der Darwinismus noch wichtiger. Die Intellectualistischen glauben einmal an eine unbegrenzte Entwickelung, zum andern an die Möglichkeit, die Art durch die von Darwin genannten Einwirkungen zu ändern. Es ist ja richtig, dass es in diesen allgemeinen Fragen nur Wahrscheinlichkeiten giebt, aber ihr Grad ist doch verschieden. Mir scheint die Annahme einer jetzt ebenso wie früher fortlaufenden Entwicklung des irdischen Reiches recht gering zu sein, und ich halte es für viel richtiger, anzunehmen, dass das ganze irdische Reich einem fertigen Menschen darin

gleiche, dass es geboren und gewachsen, jetzt aber erwachsen ist. So schliesse ich aus der „Ontogenese“ auf die „Phylogenese“. Auch der erwachsene Mensch bleibt nicht unverändert, er nimmt in manchen Hinsichten noch zu, hält sich aber in der Hauptsache bis zum Beginne des Alters ungefähr auf der gleichen Stufe. Ist es mit der Art auch so, so sind jetzt noch kleine Veränderungen möglich, wesentliche aber nicht, und so wenig, wie wir die Entwickelung des Menschen zu einem Uebermenschen zu erwarten haben, ebensowenig ist eine Aenderung der einmal festgelegten Geschlechtscharactere wahrscheinlich. Weiter ist die Veränderung der Nachkommen durch erworbene Eigenschaften der Erzeuger, ohne die unsere Verfasserin gar nicht auskommen kann, wahrscheinlich nur in sehr engen Grenzen möglich, wenn man von der Verderbniss der Keime absieht. Wäre sie in der vorausgesetzten Weise möglich, so müsste zur Weiterentwickelung des weiblichen Gehirns die intellectuelle Ausbildung des männlichen Gehirns ausreichen. Denn wenn alle Männer kenntnissreich wären, so würden sie ihr entwickeltes Gehirn auch auf ihre Töchter vererben, und da diese nur kenntnissreiche Ehemänner fänden, so würde bald die ganze Rasse aus Intellectuellen bestehen. Leider stimmt es nicht, obwohl thatsächlich gescheite Männer gewöhnlich gescheite Töchter haben, denn die männlichen Eigenschaften kehren bei den Töchtern nicht wieder, diese behalten ihren kleinen Weiberkopf, und auch ihre Leistungen erlangen nicht die männliche Grösse. Nicht nur die Art ist fest, sondern auch der Geschlechtsunterschied in der Art ist fest: Trotz kleiner Schwankungen stellt sich immer wieder dasselbe Niveau her. Wo grosse Schwankungen auftreten, da ist nach meiner Meinung nicht Entwickelung der Art, sondern Entartung da.

Ich sage, einseitige Gehirnentwicklung ist Entartung; nein, sagt Oda, sie ist eine segensreiche Anpassung und fördert die Art. Ich habe gesagt, die Bildung tödte, Oda hält mich deshalb für einen Culturfeind und Reactionär. Ganz so schlimm bin ich nicht. Ich meine, man könne die sogenannte Culturarbeit der Eroberung eines Landes vergleichen, denn beide fordern Opfer, und wie die Soldaten fallen, so gehen die Cultur-

förderer der Art verloren. Der Reichthum des Geschlechtes wächst auf Kosten Derer, die ihn erwerben. Opfer soll man nur bringen, wo es sich lohnt. Wollte man eine Armee aus den Schwachen bilden, so würde man sehr viel Verluste und wenig Gewinn haben. Wollte man die Culturarbeit von den Weibern verrichten lassen, so wäre auch der Schade gross, der Nutzen klein. Was für den Männerkopf mässige Anstrengung ist, das ist für den Weiberkopf Ueberanstrengung, und trotz aller Anstrengungen werden die weiblichen Leistungen, wie auch Oda zugiebt, den männlichen nie gleich werden. Ein grosser Mann kann Unglaubliches leisten, und wenn seine Nachkommenschaft nichts taugt, so ist der Schade verhältnissmässig gering. Alle intellectuellen Weiber, die bisher gelebt haben, haben nicht so viel geleistet wie ein einziger grosser Mann, und doch sind sie fast alle geschädigt worden, und ihre Nachkommenschaft ist es auch. Der schlimmste Schade ist natürlich die Unfruchtbarkeit, wenn sie grosse Dimensionen annimmt. Darauf komme ich gleich, aber vorher muss ich die Ungerechtigkeit, die Oda gegen mich begeht, hervorheben. Sie stellt die Sache immer so dar, als wünschte ich stumpfsinnige Weiber, und sie gebraucht das Wort Schwachsinn im landläufigen Sinne, ohne meine Definition des physiologischen Schwachsinnes zu berücksichtigen. Ich wäre ja ein Esel, wenn ich dumme Weiber verständigen und thatkräftigen vorzöge. Dass ich das Scherzwort von „gesund und dumm“ citirt habe, wo dumm soviel heisst wie ungelehrt, dass sollte doch eine so kluge Frau wie Oda Olberg nicht veranlassen, mir den gräulichsten Unsinn zuzutrauen. Dass Bildung am unrechten Orte dumm macht, und dass die modernen Forderungen dazu geeignet sind, aus klaren und tüchtigen Naturkindern überspannte Gänse zu machen, das ist meine Meinung. Einen guten Unterricht (d. h. nicht den der sogenannten höheren Schulen), Belehrung über das, was dem Weibe zu wissen frommt, und Erweiterung des Gesichtskreises in vernünftiger Weise, das wünsche ich allen Mädchen von Herzen, denn das alles lässt sich erreichen, ohne dass Verstand und Gesundheit leiden. Aber bei alledem würde der physiologische Schwachsinn bestehen bleiben, d. h. der natürliche Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen

Geiste. Wären die Weiber so klug, wie ich es wünsche, so könnten sie das ganz gut verstehen. Auf den Einwurf, dass, wenn der physiologische Schwachsinn existirte, alles Reden unnütz wäre, weil der Mangel an Erfolg die „Frauenbewegung" widerlegen würde, will ich noch einmal Folgendes erwidern. Ich glaube in der That, dass im Ganzen der Erfolg Null sein werde, sofern wie die weiblichen Leistungen den männlichen gleich gemacht werden sollen, aber dieser negative Erfolg ist nur durch grosses Elend zu erzielen. Unter den „Strebenden" sind zwei Klassen zu unterscheiden. Die Führenden sind Entartete, sie haben (wenigstens im Geistigen) einen Theil der secundären männlichen Geschlechtsmerkmale, d. h. bestimmte Talente und Drang nach Freiheit. Ihnen sollte man ihren Weg erleichtern, sie sind einmal da, und ändern kann man sie nicht, also würde denn die gewaltsame Zurückhaltung grausam sein. Sie werden nichts Besonderes leisten, aber in ihrer mannähnlichen Thätigkeit doch die eigene Befriedigung finden. Die Mehrzahl aber besteht aus Mädchen, die die Mode mitmachen, oder denen die Entarteten ihre Suggestionen eingepflanzt haben. Sie sollte man retten, denn sie richten nicht nur Schaden an, sondern erleiden selbst den grössten Schaden, und leiden um so mehr, je weiter sie von ihrem natürlichen Wege abkommen.

Also die Fruchtbarkeit! Ich habe gesagt, durch den Intellectualismus sinke die Geburtenziffer. Ja, sagt Oda, das ist wahr, aber es ist gut. Das ist ihr eigentlicher Fehltritt. Je weniger die Nachkommenschaft eines Thieres bedroht sei, um so geringer sei die Fruchtbarkeit. Da bei hoher Cultur das Menschenleben mehr geschont werde als bei geringer, sei also die Fruchtbarkeit um so weniger von nöthen, je weiter die Cultur fortschreite. Die darwinistische und die sociale Entwicklung werden durcheinander gemengt, auch ein recht modernes Verfahren. Thatsächlich nehme die Kinderzahl mit dem Wachsen von Reichthum und Bildung ab, und zwar in der Hauptsache durch bewusste Absicht. Das ist vollkommen richtig und ein Beweis dafür, dass die sogenannte Cultur ein Mörder ist. Oda aber empfiehlt die nach Malthus benannte Art zu handeln. Denn wenn weniger Kinder geboren werden, so werden sie, meint Oda, besser aufgezogen und erzogen. Die durch den Intellec-

tualismus erleuchteten Frauen, die vom Kindersegen nichts mehr wissen wollen, verstehen sich auf hygieinische Maassregeln, so dass die wenigen Kinder schön gedeihen, und sie sind reich an Geistesschätzen, so dass sie ihre Kinder nicht nur grossziehen, sondern auch auf die Höhen des Intellectualismus führen können. Solches Zeug schreibt die studirte „Sociologin“ zusammen, weil sie meiner Folgerung nicht entrinnen kann und doch auf die feministischen Bestrebungen nicht verzichten will. Sie schlägt einen Haken, und weist darauf hin, wie viele Kinder in Arbeiterfamilien zu Grunde gehen. Wäre es da nicht besser, wenn die Eltern nur ein paar Kinder erzeugten, sie aber recht sorgfältig aufpäppelten? Freilich, für arme Familien in der Stadt ist die Beschränkung der Kinderzahl zu empfehlen, aber das hat mit unserem Probleme gar nichts zu schaffen. Nicht Mangel an Intellectualismus, sondern Mangel an den einfachsten Lebensbedürfnissen, an Milch, an Luft, kurz die sociale Noth bringt die Kinder der Armen in der Stadt um. Man bessere die abscheulichen Lebensbedingungen, man beseitige vor Allem den Alkoholismus, dann werden die Arbeiterkinder gerade so gesund und fröhlich aufwachsen wie die Kinder auf dem Lande. Die Behauptung aber, dass die „gebildete“ Frau ihre Kinder besser aufziehe als die natürliche Frau, ist einfach Unsinn. Wo gedeihen denn die Kinder am besten? In einfachen Verhältnissen und bei braven Eltern mit gesundem Verstande. Man lese die Biographieen Derer, die einer Kinderschaar armer Eltern angehört haben. Neuerdings hat H. Ellis für englische Verhältnisse nachgewiesen, dass geniale Menschen in der Regel kinderreichen Familien angehören, dass aus kinderarmen Familien durchschnittlich nicht viel Ausgezeichnetes kommt. Ich hatte schon früher für Mathematiker und für Künstler das Gleiche gefunden. Man gehe hinaus aufs Land, in Gemeinden, wo das Geld knapp ist und die Bildung knapp ist, wo aber Elend und Trunksucht fehlen, da wird man sehen, worauf es ankommt, und die intellectualistischen Phrasen werden einem zum Ekel werden. Alle diese Dinge sind so einfach, dass ich sie am liebsten gar nicht bespräche, wenn ich nicht hier auf „die schwächeren Schwestern“ Rücksicht nehmen müsste. Noch viel weniger als bei der körperlichen Pflege kann bei der Erziehung des Geistes

der Intellectualismus die Natur ersetzen. Was braucht ein Kind zur Erziehung? Das Beispiel sittlich guter Menschen, besonders guter Eltern, und die Gemeinschaft mit Seinesgleichen. Es ist eine alte Geschichte, dass die Kinder einander erziehen, und dass es um so leichter geht, je mehr Kinder da sind. Später kommt dann die Schule dazu. Oda stellt sich vor, die Frau ohne „höhere“ Bildung stehe hilflos den sie geistig überwachsenden Kindern gegenüber, wie eine Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, am Ufer steht, wenn die Entchen in's Wasser gehen. Goethes Mutter und viele andere Beispiele widerlegen am besten solche Behauptungen. In gewissem Sinne muss der Sohn die Mutter überwachsen, aber das Herz hält sie zusammen. Fehlt es am Herzen, so hilft die höhere Bildung gar nichts (vergleiche Schopenhauer).

Was es mit der Beschränkung der Fruchtbarkeit auf sich hat, das erkennt man jetzt in Frankreich. Es ist ja richtig, dass Zola in seinem Lobliede auf die Fruchtbarkeit etwas übertrieben hat, aber er war eben ein Mensch, den seine Natur zum Uebertreiben trieb, und im Grunde hat er doch recht. Denn durch das sogenannte Zweikindersystem wird nicht nur die Bevölkerung fortschreitend vermindert, sie wird auch verschlechtert. An diesem Beispiele kann man die Thorheit, die in Oda Olberg's Behauptungen steckt, am besten erkennen. Wollen die Damen mir nicht glauben, so mögen sie auf eine ihrer Schwestern hören. Käthe Schirmacher hat in einem Aufsatze über „Frankreichs Bevölkerungssorgen“ *) recht gute Bemerkungen gemacht. Ich will ein Stück davon abdrucken lassen; vielleicht kann das Oda's Seele retten und Andere vor der Verführung bewahren.

„Die sociale Qualität dieser fils oder filles uniques ist keine bessere als die zahlreicher Brüder und Schwestern. Weit davon. Die einzigen oder wenig zahlreichen französischen Kinder sind Angstkinder, um deren Dasein und Wohlsein sich in der Familie alles dreht, deren Krankheiten eine Kalamität, deren Launen Gesetze sind. Sie bilden der Eltern Verzug. Papas Einziger, Mamas Abgott; Erstgeborener und Benjamin zugleich sein, das verträgt kein Kind. Vom Tage ihrer Geburt an concentrirt sich auf ihre kleine Person ein ganz ungebührliches, ein unverhältnissmässig

*) Westermann's Monatshefte XLVI. 5. Februar 1902.

grosses Stück Aufmerksamkeit, macht sie zu Alleinherrschern, Selbstherrschern, zu Herren ihrer Eltern, die sich ihnen mit einer oft sehr kurzsichtigen Liebe hingeben: ‚Bei einem Kinde ist man sein Sclave, bei sechsen ihr Herr'. Ihr Grundsatz ist, dass man dem Liebling allen Willen thun muss. Die Bequemlichkeit der Eltern kommt bei diesem Verwöhnungssystem ebenso auf ihre Kosten wie die Affenliebe.

In einer zahlreichen Familie hingegen liegt das An-anderedenken in der Luft, Rücksichtnahme und Solidarität werden dort practisch gelehrt. Die Charactere stählen und schleifen sich gegenseitig ab. Die Antheile des Einzelnen sind kleiner, seine Ansprüche naturgemäss geringer, die Schätzung der eigenen Person wird durch Vergleich auf das richtige Maass herabgesetzt. Eine grosse Familie ist eine kleine Republik, die auf das practische Leben vorbereitet.

Der einzige Sohn, die einzige Tochter hingegen wachsen als anspruchsvolle Autokraten in einer unnatürlichen Umgebung auf, und nur am Tischlein deck dich können sie noch ihr Genügen finden. Sie sind vollendete Individualisten, Egoisten, die, nur auf sich bedacht, geringen socialen Werth und schwachen nationalen Nutzen haben.

Für den Sohn lässt diese Erziehungsweise sich dahin zusammenfassen: ‚Mein Kind, Du kannst auf Deine Eltern rechnen. Sieh, wie wir für Deine Zukunft sparen! Zähle auch auf unsere Verwandtschaft, unsere Freunde, die Dich empfehlen, protegiren, vorwärts bringen werden! Rechne auch auf die Regierung, die zahlreiche Stellen vergiebt. Es müsste seltsam zugehen, wenn Du nicht eine erlangen solltest. Da diese Stellen aber nicht immer genügend tragen und es gut ist, zum Brod auch Butter zu haben, sollst Du eine reiche Frau heirathen. Das ist unsere Sache, überlass uns diese Mühe, wir finden Dir die Erbin."

Als ich dies Vorwort schon geschrieben hatte, bin ich in seltsamer Weise überrascht worden. Durch Zufall ist mir ein Buch in die Hand gekommen, das den Titel trägt: „Aufruhr der Weiber und das dritte Geschlecht"; 3. Auflage; Leipzig, W. Friedrich. Am Schlusse steht: „Verfasst von Elsa Asenijeff". Eine Jahreszahl fehlt, aber aus einer Angabe im Texte geht hervor, dass die mir vorliegende dritte Auflage vor 1900 er-

schienen ist. Aus der Ueberschwänglichkeit der Schreibart, aus der Vorliebe für starke Ausdrücke, aus der Nachahmung der Manier Nietzsche's und aus anderen Anzeichen schliesse ich, dass die Verfasserin, als sie das Buch schrieb, recht jung gewesen ist. Ich billige durchaus nicht alles, was sie sagt, auch nicht, wie sie es sagt, aber sie ist „eine Natur“ in Goethes Sinne und sie hat mit ungewöhnlichem Scharfsinne den Kern der Sache erfasst. Sie hat eingesehen, dass der Aufruhr der Weiber (das Streben nach Gleichheit mit dem Manne) das Verderben des Weibes ist, dass das dritte Geschlecht (die Emancipirten) das Gute des Weibes verlieren und das Gute des Mannes nicht gewinnen, dass das echte Weib zu allen Zeiten dieselbe ist, und dass jeder andere weibliche Beruf als der der Mutter ein kümmerlicher Nothbehelf ist. Der poetische Geist der Verfasserin lässt sie den Triumphgesang des Weibes anstimmen und mit den Worten schliessen: Gebenedeiet sei das Weib! Die Lobpreisung lässt sich wohl hören, und auch ich bin der Meinung, dass im Weibe etwas Göttliches sei, wenn ich es auch nicht mit der Verfasserin im Bewusstsein des Weibes finde. Nun frage ich, warum habe ich bisher nie eine Silbe über das Buch der Elsa Asenijeff gehört, warum ist es in all den Büchern und Broschüren, die ich gelesen habe, nie erwähnt worden, warum hat Niemand es bei den Streitigkeiten wegen meines Aufsatzes citirt? Mir scheint, es seien die gelehrten Damen den männlichen Gelehrten schon so nahe gekommen, dass sie das Todtschweigen gelernt haben, und wenn es so ist, so haben sie einen guten Theil des Weges schon hinter sich. Nur den Ausdruck „das dritte Geschlecht“ hat einer sich angeeignet, und er hat, wie ich höre, damit gute Geschäfte gemacht.

Von medicinischer Seite her bin ich getadelt worden, weil ich mich gegen die weiblichen Aerzte tolerant gezeigt habe. Ich bleibe aber bei meiner Meinung: Man soll die Sache nicht begünstigen, den einzelnen Mädchen aber, die Medicin studiren wollen, nichts in den Weg legen. Wie ich früher gesagt habe, wird im Gegensatze zu mechanischen Bewegungen diese Bewegung um so eher aufhören, je geringer die Reibung ist. Einen Beleg für meine Auffassung finde ich in der New Yorker medicinischen Monatschrift vom Januar 1902. Dort (p. 42)

wird berichtet, dass die Verwaltung der Northwestern University Womans Medical School in Chicago beschlossen habe, das Institut nach 32jährigem Bestande zu schliessen, weil mit einem jährlichen Deficit von 25000 Dollars gearbeitet worden ist. Die New Yorker Staatszeitung vom 3. Januar 1902 meint, das bedeute einen sehr schweren Schlag für die sog. Frauenbewegung, denn der Antragsteller habe auseinandergesetzt, dass die Frauen im chemischen Laboratorium so wenig wie im Secirsaale den Aufgaben gewachsen gewesen seien. In den 32 Jahren des Experimentes habe man es zuerst mit der coeducation versucht, aber vor 15 Jahren habe man diese Einrichtung für einen Fehlschlag erklärt und habe eine besondere Anstalt für weibliche Studenten eingerichtet. „Nach weiblichen Aerzten ist keine Nachfrage, die Frau als Doctor der Medicin hat den Erwartungen, die darauf gesetzt wurden, in keiner Weise entsprochen". Das gelte natürlich mit Ausnahmen, aber sogar in der Frauen- und Kinderpraxis hätten die weiblichen Aerzte den männlichen keine ernstliche Concurrenz gemacht. Theils hätten die Kräfte der Damen nicht ausgereicht, theils hätten die weiblichen Aerzte Anforderungen gestellt, die mit der Ausübung eines Berufes nicht vereinbar sind. Man denkt an das alte Sprichwort, es sei dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sagt sich aber zugleich, dass das 32 Jahre dauernde Experiment etwas kostspielig und schmerzhaft gewesen sei. —

Nun bin ich gleich fertig. Ich will nur noch eine erfreuliche Mittheilung machen. Ich habe mich entschlossen, „weiter in das für Viele nach allen und für Alle nach vielen Richtungen hin dunkle Gebiet der Geschlechtsverschiedenheiten einzudringen" (so heisst es sehr gut im Prospecte) und bei Herrn Marhold „Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden" erscheinen zu lassen, die einzelne Fragen besprechen. Einige Hefte sind schon erschienen und ich kann sie empfehlen. Lies sie fleissig, gutes Publicum! Du wirst etwas dabei lernen und Du wirst auch dem Herrn Verleger eine Freude machen.

Anhang.

Der Herr Verleger hat den Wunsch ausgesprochen, eine Auswahl aus den Besprechungen, die mein Aufsatz gefunden hat. der neuen Ausgabe als Anhang mitzugeben. Nach einigem Zweifeln habe ich zugestimmt, denn als documents humains verdienen manche Ergüsse immerhin ein gewisses Interesse, das ihnen sonst nicht zukäme, auch scheint es mir gut, einzelne „niedriger zu hängen“. Es fragte sich nun, welche auszuwählen seien. Von den zustimmenden Druck-Erzeugnissen habe ich in den früheren Auflagen ganz abgesehen, diesmal aber will ich von ihnen eine Anzahl wiedergeben, denn ich sehe nicht ein, warum ich mir nicht auch einmal etwas zu Gute thun soll*).

Es giebt auch verneinende ärztliche Kritiken. Sie rühren zum Theile von bewährten Irrenärzten her, also von Männern, denen man ein sicheres Urtheil zutrauen sollte. Ich bin dabei geradezu erschrocken über den Mangel an Verständniss. Ueberhaupt findet man bei vielen gebildeten Männern der „Frauen-

*) Zustimmende Besprechungen findet man ausserdem (erst nach der 2. Auflage!) z. B. in der allgem. med. Centralzeitung (98. 1900), in der St. Petersburger med. Wochenschrift (Januar 1901), im ärztlichen Vereinsblatte (Januar 1901), in der Deutschen med. Presse (12. 12. 1900), in der Zeitschr. f. Behandl. Schwachsinniger und Epileptischer (Nov. 1900), im Reichsmedicinalanzeiger (18. Januar 1901), im „Deutschen Lehrerhaus“ vom Juli 1901), im Reichsmedicinal-Anzeiger vom 30. August 1901, im „Lotsen“ vom 24. Mai 1902 und an anderen Orten.

Selbstverständlich ist hier nur von einer Zustimmung im Ganzen die Rede, nicht von einem Rechtgeben da und dort. — An vielen Stellen sind übrigens die Recensionen ausgeblieben: wahrscheinlich sitzen vorsichtige Ehemänner in den Redactionen.

frage“ gegenüber eine Unbefangenheit, die ihnen und der Sache zum Nachtheile gereicht. Bei näherer Ueberlegung scheint folgende Erklärung richtig zu sein. Einerseits hat der Mann soviel zu thun, zu lernen und zu lesen, dass ihm für das, was nicht gerade zu seinen Geschäften und Liebhabereien gehört, keine Zeit übrig bleibt. Die Angelegenheiten der Weiber erscheinen den meisten als eine Nebensache, zu deren gelegentlicher Erörterung kein besonderes Nachdenken und Nachlesen gehört. Andererseits haben die Männer als Söhne, Brüder, Gatten, Väter allerhand liebevolle Gesinnungen für die Weiber und möchten sie gern so gut wie möglich behandeln. Kommt es nun zu Erörterungen, so gelingt es den Vertretern der „Frauenrechte“, die gewöhnlich durch Literaturkenntnisse und Uebung im Vortheile sind, ja die manchmal ihr ganzes Denken dieser einen Sache gewidmet haben, ihre Declamationen einleuchtend zu machen. Das Rechtsgefühl treibt zum Schutze der Unterdrückten, die Gutmüthigkeit möchte gern gewähren, was dringend gewünscht wird. Ueberdem pflegt gerade uns Aerzten der Liberalismus im Blute zu sitzen. Kurz, Mangel an eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande und ritterliche Gesinnung erklären den Irrthum. Diesmal habe ich die verneinenden Kritiken der Collegen weggelassen, um Platz für Anderes zu bekommen.

Die meisten Kritiker sind Literaten und weibliche Kämpfer. Die letzteren binden sich bekanntlich als Schriftsteller gern einen Bart vor, es mag daher manche anscheinend männliche Kritik weiblich sein. Hier geht es nun ungenirter her: Freiheit und Gleichheit! hört man schallen, das wilde Mädchen greift zur Wehr. An diesem Orte kann natürlich nur eine Auslese gegeben werden. Etwas weiteres will ich nicht sagen; die Kritiken mögen durch ihre eigene Kraft und Schönheit wirken.

Der Abwechselung wegen habe ich in der neuen Auflage neue Kritiken eingesetzt. Vielleicht sind sie eben so schön wie die alten.

Auch die Briefe sind ausgewechselt. Es giebt jetzt: Auszüge aus Collegen-Briefen, einen Brief an Herrn Marhold, einige Briefe wohlwollender Leserinnen, und ein paar Verse.

Ich billige nicht alles, was in den zustimmenden Besprechungen steht, und ich tadle nicht alles in den gegnerischen, ich habe auch nicht dort das Beste, hier das Schlechteste herausgesucht. Manche Erörterung habe ich nur deshalb nicht aufgenommen, weil sie allzulang war. Mich hat es interessirt, wie verschieden sich die Sache in den Köpfen malt, und ich denke, es werde auch Andere interessiren.

I. Zustimmende Besprechungen.

a) Wissenschaftl. Beil. zur Germania vom 8. August 1901.

Die vorliegende Abhandlung hat einen Sturm der Entrüstung unter unseren Emancipirten und ihren Freunden erregt, für die sie ja allerdings sehr unangenehme Dinge enthält. Ursprünglich war der Aufsatz nur für medicinische Kreise bestimmt und in der „Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten" erschienen. Erst die dritte Auflage bildet nun eine selbständige Broschüre, wohl weil der Verfasser in einem sehr langen Vorworte eine Reihe von Missverständnissen aufzuklären und durch neue Beiträge das Verständniss für das, was er eigentlich will, zu erleichtern versucht. Aber es wird ihm nichts helfen, das wird er auch von vornherein gewusst haben — er hat es gewagt, in unserer Zeit der „Frauenbildung" und des „Frauenrechts" Dinge öffentlich zu sagen und noch dazu zu begründen, die zwar an sich gar nicht mal neu sind, die jedem jeden Tag von neuem bewiesen werden, aber — —. Man kann darüber streiten, ob die Bezeichnung „Schwachsinn des Weibes" und noch dazu mit dem Beiworte „physiologisch" besonders gut gewählt ist, doch welch anderen Ausdruck sollte Möbius brauchen für das, was er sagen wollte! Er verwahrt sich selbst gegen die Bezeichnung „geistige Inferiorität", da sie einen verächtlichen Beigeschmack habe, was dem Verfasser völlig fern liegt. Er wollte nur einen treffenden Ausdruck für die „geistige" Schwäche des Weibes, nicht die krankhafte, sondern die in seinem Wesen als Weib liegende geistige Schwäche — immer natürlich im Vergleiche mit den geistigen Fähigkeiten des Mannes — finden, und da war ja wohl kein anderer zur Hand. — Die, im Vergleiche mit dem Manne geringere geistige Begabung des Weibes ist das Thema des Verfassers und darin liegt meines Erachtens sein Fehler, insofern wenigstens die Abhandlung den Anspruch einer rein wissenschaftlichen macht. Das Weib ist ein menschliches Wesen für sich, es hat nicht allein einen anderen Körper für sich, es hat anderen Zweck, andere Aufgaben und daher auch andere Eigenschaften, geistige und seelische, als der Mann. Es ist von wissenschaftlichem Interesse, das Wesen des Weibes nach seiner geistigen und seelischen Eigenthümlichkeit zu erforschen, wie der Körper des Weibes eine gesonderte medicinische Betrachtung erfordert. Diese Erforschung ist ja seit den ältesten

Zeiten häufig ein Gegenstand philosophischen Denkens gewesen, aber das Resultat war doch durchweg ein ungerechtes, selbst wenn man nicht gerade Schopenhauer nennt, und zwar immer, weil der Mann als naheliegende und bequeme Vergleichsperson benutzt wurde. So bekommen alle Abhandlungen über das Weib etwas Polemisches, Unwissenschaftliches, es sind Streitschriften, die entweder den persönlichen Gefühlen und Erfahrungen der Verf. Luft machen oder sich gegen einen allgemeinen Uebelstand richten, wie das die Streitschrift von Möbius thut. Die moderne Frauenbewegung hat schon viele Frauen auf dem Gewissen, sie macht mit Unterstützung ritterlicher Phantasten entschiedene Fortschritte und fängt sogar schon an, ganz armseligen Weiberhirnen, die auch als Männer zu nichts berufen sein würden, den Kopf zu verdrehen. Da spricht Möbius in seiner Abhandlung zur rechten Zeit ein energisches Wort, das hoffentlich nicht ganz erfolglos sein wird. Leider geht die Schrift zu oft über den Rahmen des Objectiven hinaus, und es wäre für den Erfolg besser gewesen, Möbius hätte seiner Vorliebe für geistreiche Paradoxe, die seine sonstigen Schriften so sehr auszeichnen, hier weniger freien Lauf gelassen, um verletzende und aufreizende Aussprüche zu vermeiden. Dergleichen wird sich wohl nie ganz vermeiden lassen, so lange Männer über das Weib Studien anstellen. Leider hat uns ebensowenig, wie die Vergangenheit, die moderne weibliche Geisteselite aller Nationen bis heute einen weiblichen Philosophen geschenkt, der uns über das innerste Wesen des Weibes authentischen Aufschluss gegeben hätte. Im Gegentheil, die Vorkämpferinnen der heutigen Frauenbewegung scheinen sich bezüglich ihres eigenen Geschlechts in einem bedauerlichen Irrthum zu befinden. Denn trotz allen Redens und Sträubens und selbst Wüthens, wie es weibliche Kritiker gegen Möbius gethan, bleibt es einfache Wahrheit, dass das Weib mit seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten nicht im stande ist, die wissenschaftlichen Berufe des Mannes auszuüben, und dass ein widernatürliches Eindringen in diese Berufe zur Verkümmerung der weiblichen Eigenschaften und Zwecke führen muss. Daran ändert nichts, dass es zu allen Zeiten und auch heute eine grosse Anzahl geistig hervorragender Frauen und eine Unzahl ganz dummer Männer gegeben hat und giebt — diese vollkommen gleichgültige Thatsache wird einem immer wieder als erschütternde Neuigkeit mitgetheilt. Neuerdings wird mit Vorliebe der Factor der Erblichkeit ins Feld geführt: die Weiber seien durch die jahrtausendelange Unterdrückung und absichtliche Dummhaltung geistig verkümmert, erst die kommenden Generationen würden mit zunehmender Frauenbildung Weiber mit gleichwerthigen Männerhirnen hervorbringen. Die Vertreterinnen dieser naiven Anschauung wollen scheinbar glauben machen, dass die Weiber nur durch Parthenogenesis entstehen. Endlich ist es Spiegelfechterei, wenn da behauptet wird, der Mann sei das Hinderniss für die höhere Entwickelung des Weibes, Befreiung vom Manne müsse das Losungswort sein. O nein! Das Kind und die Mutter sind das Hinderniss und — werden es bleiben. Das menschliche Geschlecht müsste verkümmern mit der Zweckuntauglichkeit des Weibes, die seiner Hirnausbildung unweigerlich folgt, ut figurae

demonstrant. Dann sind die Nationen am beklagenswerthesten, deren Frauen am meisten auf den Schwindel hereingefallen sind.

Man werfe nicht ein, dass bei der Ueberzahl der Mädchen doch nicht alle heirathen und diesen daher nur die gelehrten Berufe übrig bleiben, um sich Brot und Existenz zu schaffen. Nun, die Mädchen, die sich selbst durchschlagen müssen, werden wohl nie dazu die gelehrten Berufe ergreifen, und es wäre ein dankbares Feld für die Frauenbestrebungen, diesen neue Bahnen zu weisen und sie zu unterstützen. Wäre es nicht ein dankbares Feld für die moderne Frau, einen energischen Kampf zu beginnen gegen die erniedrigenden Standesvorurtheile, die die „Dame" — nämlich die nichtsthuende — so himmelhoch erhebt über die Arbeiterin ihres Geschlechts; ich meine nicht einmal Fabrikarbeiterin! Aber dann müsste die moderne Frau solchen Kampf bei sich selbst anfangen, bei ihrem Benehmen, in ihrem eigenen Hause und z. B. schon ihr Dienstmädchen achten, die im stande ist und den Willen hat, sich selbst ihr Brod zu verdienen. Auch hierin werden sich die Zeiten ändern, aber an dieser Aenderung wird die Frauenbewegung keinen Antheil haben.

Gerade in diesen Tagen erschien eine Statistik über die circa 340 weiblichen Studenten der Berliner Universität im Sommer 1901 aus weiblicher Feder. Den Berufen der Väter war nachgeforscht. Die Damen stammten sämmtlich aus gut situirten Familien, die es „eigentlich nicht nötig haben."

Es ist merkwürdig, dass eine so alltägliche Erfahrung, wie sie Möbius des näheren bespricht, bei ihrer öffentlichen Erörterung so viel Gegnerschaft finden kann. Gewiss liegt es zum Theil an den von mir eben erwähnten Umständen. Aber Kritiken, wie sie Möbius erfahren hat, liest man selbst bei den grössten litterarischen Fehden nicht — aus männlicher Feder. Im Anhange hat der Verfasser mehrere gegnerische Kritiken veröffentlicht, darunter etliche weibliche, wahrscheinlich, wenn er es auch halb leugnet, als willkommenen Beweis für seine Behauptung; jedenfalls sind sie eine glückliche Ergänzung.

Die inhaltreiche Abhandlung verdient ihres guten Zweckes wegen die weiteste Verbreitung. Die Männer mögen sie cum grano salis geniessen, von den Frauen empfehle ich sie nur den ganz klugen: die werden ihr Recht geben.

Die Heilkunde. II. Jahrgang, Nr. 3, 1901.

Der Titel der Schrift sagt deutlich ihren Inhalt. Ob Möbius Recht hat, das Weib als physiologisch schwachsinnig zu bezeichnen, kann wohl niemand besser beurtheilen, als der ärztliche Practiker, der als Hausarzt und Familienrathgeber alle jene Beziehungen kennen lernt, die in der Ehe so recht den Gegensatz zwischen Mann und Weib zur Anschauung bringen. Und ist er gar selbst Ehegatte, dann spricht eigene Erfahrung auch mit ein Wort zu Gunsten der Anschauung von Möbius. Darum versäume es kein

practischer Arzt, die Broschüre zu lesen, sie wird ihm Belehrung und Aufklärung über so manche dunkle Punkte geben, in denen er als Hausarzt Rath schaffen soll.

Man braucht weder Anhänger noch Gegner des Frauenberufes zu sein, um den Worten Möbius' Beifall zu zollen — vielleicht werden erstere, die Frauenrechtler, erst recht die Consequenz aus der Erkenntniss des physiologischen Schwachsinns beim Weibe ziehen: Es giebt Berufe, die gerade deshalb für die Frau passen und die sich die Männer nur widerrechtlich angeeignet haben. Von anderen Berufen kann es immer nur heissen: Die Frauen weg! Hiezu gehört auch der Beruf des Arztes, nicht etwa, weil die weiblichen Geistesfähigkeiten zur Erlernung der Medicin nicht ausreichen (sie reichen hiezu aus, bekräftigt Möbius), nicht etwa weil die Frauen die ärztliche Handfertigkeit sich nicht aneignen könnten (sie werden so manchen männlichen Arzt darin übertreffen), sondern vor allem, weil sie die intellectuelle Sphäre des ärztlichen Berufes nicht auszufüllen vermögen. Ob die Frau als Forscher irgend etwas zu leisten im stande sein könnte, muss man füglich bezweifeln, denn in allen Berufen, die bisher den Frauen offen standen, wurden sie stets von den Männern übertroffen. Man kennt weder einen weiblichen Beethoven, noch einen weiblichen Goethe oder Rubens. Aber selbst auf dem Gebiete der Kleidermacherkunst und der Küche waren immer nur Männer maassgebend. —ss.

---

e) **Reichs-Medicinal-Anzeiger**, XXVI. Nr. 2 vom 18. I. 01.

In dieser sehr interessanten Arbeit weist der bekannte Verfasser in höchst genialer Weise nach, dass das Weib sowohl karger mit Geistesgaben versehen ist, als der Mann, als auch, dass es diese auch viel rascher wieder einbüsst als letzterer. Verf. hebt zunächst hervor, wie schwierig die Begriffsbestimmung des Schwachsinns erscheint, wie zwischen der Dummheit und den leichten Formen des Schwachsinns kein wesentlicher Unterschied sei, dass es nicht nur einen pathologischen, sondern auch einen physiologischen Schwachsinn giebt und dieser ebenso wie ersterer sich annähernd sicher feststellen lässt, wenn man dabei nicht die Menschen in Betracht zieht, sondern nur bestimmte Menschenarten, von bestimmtem Alter, bestimmtem Geschlecht etc., d. h. der Schwachsinn ist eine Relation und schwachsinnig schlechtweg kann nur bedeuten: im Vergleiche mit Seinesgleichen. Verf. zeigt nun, wie auch anatomisch das Gehirn des Weibes in einzelnen Theilen und Windungen in der Entwickelung zurückgeblieben ist, ein Unterschied gegenüber dem männlichen Geschlechte, der schon bei der Geburt besteht. Ebenso sind die geistigen Eigenschaften, die an sich dieselben sind, bei beiden Geschlechtern von verschiedener Grösse. Wenn auch die Sinne nicht wesentlich verschieden sind, vielleicht beim Weibe nur stärkere Reize zur Erregung erforderlich sind, so ist der Unterschied doch sehr wesentlich auf der motorischen Seite, in Bezug auf Kraft und Geschicklichkeit. Es wird nun nachgewiesen, wie beim Weibe der Instinkt eine grössere Rolle spielt als beim

Manne, wie aber der Instinkt das Weib thierähnlicher, unselbständig macht, sicher und heiter, und einen Mangel an Kritik daraus hervorgehen lässt, wie ihre Moral nur Gefühlsmoral ist, oder unbewusstes Rechtthun, während die Begriffsmoral ihnen unzugänglich bleibt und die Reflexion sie nur schlechter macht, wobei sehr deutlich die Heftigkeit der Affecte und die Unfähigkeit der Selbstbeherrschung zu Tage tritt. Weiter wird dann nachgewiesen, wie auch die intellectuellen Fertigkeiten geringer sind. Wenn auch Verständniss und Gedächtniss gut erscheinen, so tritt hier doch bei allen Leistungen das persönliche Interesse in den Vordergrund, ein wirklich tiefer begründetes Interesse ist nur ausnahmsweise vorhanden. So ist eine geistige Sterilität die Regel und für die Wissenschaft ist eine Bereicherung durch das Weib nicht zu erwarten. Verf. glaubt, dass die Eigenschaften des Weibes und sein ganzes Wesen teleologisch am leichtesten begriffen werden und führt dies genauer aus, wobei er zu dem Schlusse kommt, dass der physiologische Schwachsinn beim Weibe nicht nur ein physiologisches Faktum, sondern direkt ein physiologisches Postulat sei. Verfasser geht noch auf die Bestrebungen der Vertreter der Frauenemancipation, auf die Feministen ein und betont endlich die Nothwendigkeit, dass unsere Gesetzgebung auf den physiologischen Schwachsinn des Weibes Rücksicht zu nehmen habe, und beide Punkte führt er in höchst interessanter und lehrreicher Weise aus. Auch bei der Besprechung des 2. Abschnittes, worin nachgewiesen wird, dass das Weib die erlangten Geistesgaben rascher wieder einbüsst, glaubt der Verf., dass es am besten sei, die Sache teleologisch zu fassen, und führt hier in genialer Weise durch, wie sich überall nach bestimmter Zeit der Verfall deutlich geltend macht. Je höher ein Wesen steht, um so später wird es reif, und schon dadurch, dass die Natur den Mann später reif werden lässt, als das Weib, hat sie ihn nach Verf. bevorzugt und gezeigt, dass sie höher mit ihm hinaus wollte. Noch viel grösser wird die Begünstigung des Mannes dadurch, dass er die einmal erlangte Fähigkeit fast bis zum Lebensende behalten darf, das frühreife Weib hat durchgängig dagegen nur 30 Jahre, in denen es vollständig ist, und dann spielt das Klimakterium bei dem Weibe noch eine Schlussrolle. Aber der einfache Schwachsinn der Jahre lässt glücklicherweise die wahrhaft guten Eigenschaften des Weibes unverändert, die mütterliche Gesinnung bleibt und trotz aller Einfältigkeit kann ein altes Weib einen Schatz von Zärtlichkeit in sich bergen. Zum Schluss kommt der Verf. noch darauf zu sprechen, wie sich der erworbene physiologische Schwachsinn des Weibes kund giebt und dies schildert er in durchaus klarer und anregender Weise und hebt dabei noch hervor, wie es doch sehr schwierig sein kann, den physiologischen gegen den pathologischen Schwachsinn abzugrenzen und wie man sich dabei nicht allein auf die klinische Prüfung verlassen darf, sondern auf die ganze Lebensgeschichte zurückgehen, die Beobachtung nach den Verhältnissen des wirklichen Lebens vornehmen muss.

Wulff, Oldenburg.

Reichs-Medicinal-Anzeiger, Leipzig, 20. 6. 1902.

Nach Fichte's Meinung wäre ein Buch, welches sofort nach dem Drucke sachgemäss gewürdigt werden kann, des Druckes unwerth. Dies trifft im vorliegendem Falle insofern nicht ganz zu, als die Mehrzahl der zuständigen Beurtheiler über die Bedeutung des Werks nach dessen Erscheinen alsbald einig wurde. In den seitdem verflossenen 2 ½ Jahren festigte sich dieses Urtheil, und man darf wohl jetzt unbedenklich aussprechen, dass sich der Verfasser durch diese Veröffentlichung den Klassikern der Medicin aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts beigesellt hat. Anspruchslos, wie die früheren, tritt die vorliegende Auflage auf den Büchermarkt: keine Angabe über das erreichte „9. oder 20. Tausend" und keinerlei Mittheilung über eine in Aussicht stehende kroatische oder portugiesische Uebersetzung. Für das Bedeutende bildet ein Unterlassen des Ausklingelns die beste Empfehlung. — Betreffs des Inhalts genügt der Hinweis auf die ausführlichen Besprechungen in Nr. 2 dieses „Anzeigers" vom 18. Januar 1901 (26. Jahrgang, Seite 25) und in Nr. 18 vom 30. August desselben Jahres (ebenda S. 352). Sachliche Ausstellungen zu machen, bietet sich trotz zahlreich beigebrachter Einzelheiten kaum Anlass. Erst auf der 68. Seite fiel dem Berichterstatter ein unzutreffender Ausspruch auf, nämlich bei Besprechung der Unterbringung unversorgter Weiber: „Ein wirklicher Fortschritt zum Besseren wäre das Zurückgreifen auf den Klostergedanken. Die radicale Bekämpfung des Kloster-Wesens war und ist eine der grössten Thorheiten der Reformation und des Liberalismus". Bisher handelte es sich bei dem buddhistischen und christlichen Klosterwesen vorwiegend um Männer. Die dem Verfasser vorschwebenden Vereinigungen zu hilfreichen oder wissenschaftlichen Zwecken unter strammer, einheitlicher Leitung können nicht als Klöster gelten, wenn sie — was als selbstverständlich vom Verfasser angenommen wird — zwar drei Klostergelübde (Gehorsam, geschlechtliche Enthaltung, Besitzlosigkeit), nicht aber beschauliches Leben, Kirchendienst und vor allem unwiderrufliche, lebenslängliche Verpflichtung verlangen. — Aber auch hier handelt es sich wesentlich nur um das irrig gebrauchte Wort „Kloster" oder vielleicht um eine Verwechselung mit kommunistischen Bestrebungen, wie solche zu Erwerbszwecken in den vereinigten Staaten Nordamerikas zum Theil mit bestem Erfolge verwirklicht wurden.

Als Wunsch für die voraussichtlich zahlreichen künftigen Auflagen sei dem Verlag eine die Brauchbarkeit erhöhende Ausstattung mit Inhaltsverzeichniss und alphabetischem Register empfohlen, auch wäre eine Datirung der mit Recht aufgenommenen Vorreden der früheren Auflagen erwünscht, dagegen Streichung einzelner Anführungen bei einem Buche solcher Bedeutung künftig zu meiden. Die Abkürzung: M. a. W. auf Seite 13 und 29 wird ohne Erläuterung manchem Leser dunkel bleiben, wenigstens ging es dem Berichterstatter so. Helbig, Serkowitz.

d) Centralblatt für Nervenheilkunde, 1902.

P. J. Möbius' Schrift „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ hat grosses Aufsehen erregt und viele Leser gefunden. Sie liegt bereits in vierter Auflage vor. Diese ist viel reichhaltiger als die ersten beiden. (Referat: Dieses Centralblatt 1900, S. 368.) Möbius hat den neuen Auflagen Erläuterungen beigefügt, in denen er in seiner bekannten freimüthigen Art zur Kritik Stellung nimmt und manche Vorwürfe mit gutem Erfolg widerlegt. Er hat dann anhangsweise eine Reihe von Kritiken, die ihm über seine Schrift zugingen, veröffentlicht und damit recht klug gehandelt. Denn in der That: wenn etwas geeignet ist, seine Ausführungen über das geistige Wesen des Weibes zu stützen, so sind es manche dieser Kritiken, die seine Schrift (namentlich auch im Lager der Emancipirten) veranlasst hat. Man lese z. B. die albernen und leidenschaftlich-gehässigen Redensarten, mit denen ein bekanntes Haupt der modernen Frauenbewegung (Hedwig Dohm) die Schrift abzuthun glaubt, und man wird sehen und fühlen, wie recht er mit seiner Bekämpfung dieser Emancipirten sowie der männlichen Feministen hat. Doc. Dr. Gaupp.

---

e) Schlesische Aerzte-Correspondenz, IV. Jahrgang, Nr. 15, 28. April 1901.

Die Broschüre regt in vielen Punkten zum Widerspruch an und hat speciell in Frauenkreisen Erbitterung hervorgerufen, hauptsächlich deshalb, weil in ihr die erzieherische Thätigkeit und Befähigung des Weibes und gewisse Gemüths- und Charaktereigenschaften, durch welche das Weib den Mann überragt, ohne besondere Würdigung nur nebenbei erwähnt werden. In dem Vorwort zur zweiten Auflage verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, seine Abhandlung sei eine Streitschrift gegen das weibliche Geschlecht. Er verkenne durchaus nicht die Berechtigung der Frauenemancipation, soweit sie die Beschaffung von Erwerb für in socialer Noth befindliche Frauen bezwecke. Aber diese Bestrebungen dürfen im Interesse der Volkswohlfahrt und besonders der kommenden Generation nicht aus dem Auge verlieren, dass nach dem Willen der Natur das Weib den Beruf habe, Mutter zu sein, und dass unter der modernen Forcirung der Gehirnarbeit das weibliche Gehirn eher und schwerer leide als das männliche. In seiner Abhandlung trägt der Verfasser ein grosses Beweismaterial dafür zusammen, dass das Weib in der Entwicklungsfähigkeit des Intellectes dem Manne gegenüber minderwerthig sei. Er ist im Gegensatz zu den „Feministen“ der Ueberzeugung, dass weder durch Gesetz noch durch Erziehung sich die Unterschiede des Geschlechts in geistiger Beziehung ausgleichen werden. „Mütterliche Liebe und Treue will die Natur vom Weibe. Die ewige Weisheit stellt nicht neben den Mann noch einen Mann mit einem Uterus, sondern das Weib, dem sie alles zu seinem edlen Berufe Nöthige gab, dem sie aber die männliche Geisteskraft versagte.“

Der Verfasser trägt eine Reihe noch nicht ganz sicher erwiesener Behauptungen zu apodictisch vor und ist an manchen Stellen in seiner Kritik zu scharf. Er ist z. B. zu pessimistisch hinsichtlich der Entwicklungsfähigkeit des Weibes auf geistigem Gebiete. Es bleibt doch noch abzuwarten, ob nicht durch bessere Schulung der Urtheilskraft und durch anderweitige zweckmässige und dabei maassvolle Reform des Mädchenschulunterrichts der Grad des physiologischen Schwachsinnes des Weibes sich ohne Gefährdung des Gehirns wesentlich verringern liesse, und ob nicht durch eine Erweiterung und Vertiefung der geistigen Interessen das Weib der ihm frühzeitiger drohenden „geistigen Myopie" vorbeugen könnte und sich länger wie bisher die geistige Frische bewahren würde.

Diese Mängel sind nicht geeignet, die Vorzüge der Abhandlung zu verdunkeln. Es spricht zu uns ein ernster und erfahrener und um die Wissenschaft sehr verdienter Arzt, der uns ausdrücklich versichert (s. o.), nicht provoziren zu wollen und der gewiss keinen Gefallen daran findet, auf einem besonders extremen Standpunkt zu stehen. Er erblickt in der „Vermännlichung" des weiblichen Gehirns ein Unglück für die Gesundheit und die Fortentwicklung des Volkes, und seine eindringliche Warnung muss uns zu ernstem Nachdenken anregen. Gerade an uns Aerzte richtet Möbius den Appell im Interesse des menschlichen Geschlechtes, hier zu rathen und zu warnen. Freund (Breslau).

---

f) Frankfurter Schulzeitung, Frankfurt a. M., 1. November 1902.

Unter „physiologischem Schwachsinn" versteht M., der bekannte Leipziger Nervenarzt, die geistige Inferiorität einer Menschengruppe im Vergleiche mit anderen Gruppen. Er sucht nachzuweisen, dass ebenso, wie das weibliche Gehirn kleiner und einfacher als das männliche ist, auch der weibliche Geist unter dem männlichen steht und dass die Natur aus höheren Absichten dem Weibe die Geisteskraft des Mannes versagt hat. Weil das Kind jahrelang in hohem Grade hilfsbedürftig bleibt, musste der Unterschied zwischen den Geschlechtern beim Menschen viel grösser sein, als bei den oberen Thieren. Das Weib soll vor allem Mutter sein, es war aber unmöglich, energische Gehirnthätigkeit und vollausgebildete Mutterfähigkeiten in einem Individuum zu vereinigen. Diese werden geschädigt, sobald das Gehirn zu männlichen Leistungen getrieben wird.

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Characterbild in der Geschichte" kann man auch von dem Verfasser sagen, den das schwächere Geschlecht, welches bekanntlich ebenso stark im — Lieben wie im Hassen ist, in die Hölle verdammt hat: Es sind starke Uebertreibungen, die sich M. in seinem Buche zu schulden kommen lässt. Aber man darf das Eine dabei nicht vergessen — den Zweck des Buches, die Absichten des Verfassers. Er will kein Weiberfeind sein und ist auch keiner. Wer M. als den gemüthvollen Menschen und als den geistreichen, feinsinnigen Schriftsteller aus persönlichem Umgange und aus seinen zahlreichen Werken

her kennt, wird mehr in seinen inhaltsreichen Betrachtungen über Weibergemüth und Weibergeist finden, als ein Pamphlet gegen die Frauen. Es ist eine auf Erfahrung begründete Warnung eines guten Arztes an jene Frauen, die ohne körperliches und geistiges Rüstzeug sich in den Kampf mit dem Manne stürzen wollen und zwar auf allen Gebieten des wirthschaftlichen, des politischen, des geistigen Lebens! — Wer von solchen Gesichtspunkten aus den bösen Möbius studirt, wird nicht ohne Belehrung das Buch aus der Hand legen und die vierte Auflage besonders zu schätzen wissen, da hier in einem Anhange die weiblichen Widersacher des Leipziger Gelehrten zu Worte kommen! — Da werden Weiber zu Hyänen. . . . . . .

Dr. L.

---

g) Nord und Süd, Februar 1901, Heft 287.

Die verschiedene, mehrfach recht absprechende Beurtheilung, welche die vorliegende Arbeit erfahren, hat den Verfasser veranlasst, in einem trefflichen Vorwort zur 2. Auflage seinen Standpunkt zu dem von ihm behandelten Thema näher zu präcisiren. Wenn er zunächst dagegen Front macht, dass man ihn als Weiberfeind bezeichnet und in seiner Abhandlung eine Streitschrift gegen das weibliche Geschlecht erblickt hat, so kann man ihm nur Recht geben. In Wahrheit führt er, wie er hervorhebt, „die Sache des weiblichen Geschlechts gegen seine Schädiger und streitet gegen den blutlosen Intellectualismus, gegen den missverstehenden Liberalismus, der auf eine öde Gleichmacherei hinausläuft.“ Als die eigentlichen Weiberfeinde bezeichnet er mit Fug und Recht die „Feministen“, die den Unterschied der Geschlechter aufheben möchten. Vielleicht hat gerade die Bezeichnung „Schwachsinn des Weibes“ die Gemüther besonders erregt und wäre es angezeigter gewesen, „Schwachsinn“ einfach durch „Schwäche“ zu ersetzen, zumal das Weib sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht dem Manne unterlegen ist und man daher schon immer vom „schwachen“ und „starken“ Geschlecht spricht. Wenn der Verfasser sich darüber beklagt, dass viele ihm wohl mündlich oder schriftlich zugestimmt haben, dies öffentlich zu thun aber niemand den Muth gehabt hat, so möge er eine Widerlegung dieser letzten Annahme in diesem Referat finden. — Wer übrigens unbefangen und ohne Vorurtheil die vorliegende Schrift liest, wird der interessanten Darlegung des Verfassers, die auf wissenschaftlicher Grundlage (S. 15) basirt, seine Zustimmung nicht versagen können. „Dem wirklichen weiblichen Talente soll die Bahn frei bleiben, jede Massendressur ist aber als unnütz zu verwerfen“. — Soll das Weib das sein, wozu es die Natur bestimmt hat, dann darf es nicht mit dem Manne wetteifern. Der Verfasser hat sehr recht, wenn er die Aerzte auffordert, sich eine klare Vorstellung von dem weiblichen Gehirn- oder Geisteszustande zu verschaffen und Alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um im Interesse des menschlichen Geschlechts die widernatürlichen Bestrebungen der Feministen zu bekämpfen.

Handelt es sich doch um die Gesundheit des Volkes, die durch die Verkehrtheit der „modernen Frau“ gefährdet wird. Was soll man aber dazu sagen, wenn, wie es in der Neuzeit geschehen ist, die Erlangung des Doctorhutes seitens einer jungen Dame in den Zeitungen als ein besonderes Ereigniss gepriesen wird. Man kann da doch nur mitleidig der vielen weiblichen Wesen gedenken, die bei dem Wettlauf mit dem männlichen Geschlecht in Folge von Bleichsucht und hochgradiger Nervosität unterliegen. Von der Natur ist die Aufgabe, die das Weib zu erfüllen hat, streng vorgezeichnet, und gegen die Naturgesetze wird der Mensch vergeblich Sturm laufen. — Es ist nur zu wünschen, dass die in dieser wichtigen socialen Frage der Aufklärung dienende Schrift die weiteste Verbreitung finden möchte. K.

---

h) Kreuz-Zeitung, Berlin, vom 25. Juni 1901.

Hätte der Verfasser nur einen weniger aufreizenden und weniger missverständlichen Titel für seine sonst sehr beachtenswerthe Broschüre gewählt! Er will doch im Grunde genommen nichts Anderes beweisen, als dass die ganze geistige Anlage des Weibes — seine Vertheidigung dieses Wortes unterschreiben wir durchaus! — eine andere sei als des Mannes. Seine Vertheidigung des Titels hat uns nicht überzeugt, während seine sachlichen Ausführungen sehr viel treffendes enthalten. Vor allem beachte man die ausführliche Vorrede zur dritten Auflage, in der sich der Verfasser ganz vortrefflich mit der modernen Frauenbewegnng auseinandersetzt. „Je gesunder der Mensch ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib“ — ist ein ebenso wahres wie ernstes Wort für das Album unserer Frauenrechtler. Wie schön characterisirt es das „Schwatzgenie“ der Rahel Levin; wie recht hat er damit, dass es eine Unmöglichkeit sei, anzunehmen, ein Weib könnte die Aufgabe erfüllen, die die Natur eben an zwei Geschlechter vertheilt habe. Wir stimmen ihm auch bei, dass die ganze öffentliche Bedeutung, die die Frauenbewegung genommen habe, sie dem Manne verdanke; „Macht der Mann damit Ernst, dass er von der unbedingten Freiheit des Weibes nichts wissen wolle, dann ist es aus mit der Frauenbewegung“. Dr. Möbius rühmt sich, in Wahrheit die Sache des weiblichen Geschlechts gegen seine Schädiger zu führen, zu streiten gegen den blutlosen Intellectualismus, gegen den missverstehenden Liberalismus, der auf eine öde Gleichmacherei hinausläuft, die eigentlichen Weiberfeinde sind die Feministen, die den Unterschied der Geschlechter aufheben möchten. — Es ist eine scharfe, aber ehrliche Entrüstung, die die Feder des Verfassers führt. Dass er im Anhang die Entgegnungen einiger Heldinnen der modernen Frauenbewegung abgedruckt hat, ist eine sehr geschickte Taktik: einen besseren Beweis für seine Ausführungen konnte es gar nicht geben, als diese phrasenhaften Ergüsse.

---

i) Hallesche Zeitung, vom 12. Juli 1901.

Unter „physiologischem Schwachsinn“ versteht M. die geistige Inferiorität einer Menschengruppe im Vergleiche mit anderen Gruppen. Er sucht nachzuweisen, dass ebenso, wie das weibliche Gehirn kleiner und einfacher als das männliche ist, auch der weibliche Geist unter dem männlichen steht und dass die Natur aus höheren Absichten dem Weibe die Geisteskraft des Mannes versagt hat. Weil das Kind jahrelang in hohem Grade hilfsbedürftig bleibt, musste der Unterschied zwischen den Geschlechtern beim Menschen viel grösser sein als bei den oberen Thieren. Das Weib soll vor Allem Mutter sein, es war aber unmöglich, energische Gehirnthätigkeit und voll ausgebildete Mutterfähigkeiten in einem Individuum zu vereinigen. Die Mutter wird geschädigt, sobald das Gehirn zu männlichen Leistungen getrieben wird. Der 3. Auflage seines Aufsatzes hat der vielfach falsch verstandene Verfasser ein ausführliches Vorwort mitgegeben, das Erläuterungen bieten, Einwürfe abwehren und den Sinn der Sache verdeutlichen soll. Es handelt sich hier um den Kern der „Frauenfrage“ und es ist der Mühe werth, den modernen Wahn, der die Gesundheit des Volkes bedroht, ernsthaft zu bekämpfen. Als Anhang erscheint eine Blüthenlese gegnerischer Besprechungen und Zuschriften. Wen der Aufsatz nicht überzeugt hat, den werden diese darüber belehren, dass der Verfasser Recht hat. Dauert die freundliche Theilnahme an, so wird der Verfasser in späteren Auflagen noch Manches nachzutragen haben, das den Feministen übel klingt.

---

k) Der Litterat. Zeitschrift für moderne Kunst und Litteratur. „Braunschweig“.

Wenn man den Anstrengungen zusieht, welche heute die Weiber machen, um Gleichberechtigung mit den Männern zu erkämpfen, so kann man sich eines Bedauerns nicht erwehren. Es ist dem weiblichen Geschlechte gelungen, sich im Laufe der Zeit in alle möglichen Fächer hineinzudrängen. Sie dürfen Universität besuchen, sind Malerinnen, Bildhauerinnen, Musikerinnen (oder Tonkünstlerinnen wie sie sagen), Dichterinnen. Sie werden für Arbeiten verwendet, die früher ausschliesslich von Männern versehen wurden. Trotz alledem hat sich das Weib nicht die Anerkennung verschaffen können, die ihm gebühren würde, wenn es im Stande wäre, den Männern gleichzuschätzende Arbeit zu liefern. Im Gegentheil, dem grössten Theil der Männer will die Stellung des modernen Weibes als wenig berechtigt erscheinen. Der Kampf tobt nur noch heisser.

Man muss hier vorerst unterscheiden. Ein grosser Theil des weiblichen Geschlechtes kümmert sich absolut nicht um das hier in Frage Stehende. Die zu diesem Theile gehörigen Weiber leben in einer Weise dahin, die man nur billigen kann, ist sie doch von der Natur so bestimmt. Wenn die Mädchen aus der Schule entlassen sind, so befassen sie sich mit der einen oder anderen Arbeit, lassen sich, wenn die betreffenden Jahre gekommen

sind, heirathen und verbringen, je nach Qualität der Gatten, in mehr oder weniger glücklicher Ehe ihr Leben. Es sind die sogenannten guten Hausfrauen, die in Pflichterfüllung und Sorge um die Erziehung und das Wohl ihrer Kinder ihr Ideal erblicken. Unser Aufsatz nun beschäftigt sich hauptsächlich mit dem andern Theile.

Diese Weiber rekrutiren sich hauptsächlich aus den vornehmeren Kreisen. Sie müssen — das ist selbstverständlich — auch etwas zu thun haben. Stuben reinigen, Kleider waschen, Essen kochen war ihr Metier nicht — hatten sie doch die höhere Töchterschule besucht und Klavierspielen gelernt — also mussten sie auf etwas anderes fallen. Dieses Andere war die Kunst und bald auch die Wissenschaft. Aus diesem anfänglich harmlosen Dilettiren hat sich mit der Zeit die moderne Frauenrechtlerin entwickelt. Ich will durchaus nicht bestreiten, dass bei einigen dieser emancipationslustigen Weiber andere, edlere, idealere Motive mitspielten, doch verschwinden sie in der Menge.

Obwohl dies nun bereits verschiedene Jahrzehnte so fort geht und nennenswerthe Erfolge bislang noch nicht erzielt worden sind, will das Weib seine Position nicht wieder aufgeben. Im Gegentheil, sie flöten auch heute noch: Wir können das auch, was Ihr Männer könnt, infolgedessen wollen wir es auch. Es ist abscheulich, uns eine untergeordnete Stellung anzuweisen. Gleichberechtigung des Geschlechtes muss auf jeden Fall eintreten. — Von Pflichten ist bekanntlich nie die Rede. — Wagt man es dann, schüchtern an dem Können zu zweifeln, so heisst es rasch: Wir hatten bislang noch nicht Zeit, unsere Talente ausreifen zu lassen. Diese Antwort, die man stets bekommt, ist durchaus unzutreffend. Wenn es auch wahr ist, dass die Weiber erst seit einigen Jahrzehnten auf geistigem Felde thätig sind, so müsste sich doch in dieser Zeit irgendwie ein Einfluss geltend gemacht haben, der geistige Arbeit rechtfertigte. Auch müssten einige wirkliche Grössen herausgewachsen sein aus der Fülle, mit welcher die Weiber vertreten sind. Dies ist aber kaum der Fall. So lange es weibliche Schriftsteller giebt, ist die Litteratur, im Speciellen die Volkslitteratur, nur gesunken. Die trivialen Machwerke der Marlitt, Heimburg, Eschstruth, Werner*), auch der Viebig, sowie das ungeheure Gros der Tagesschriftstellerinnen sind fast allein schuld an der Geschmacksverirrung, an welcher heute das Volk leidet. Die paar wirklich begnadeten Talente, zu welchen vielleicht die Ritter und die Ebner-Eschenbach zu rechnen sind, wiegen den Schaden nicht auf, auch würden sie, vorausgesetzt, dass sie geniale Naturen wären, sich selbst Bahn brechen. (Droste-Hülshoff etc.)

Auf anderem Gebiete ist es eher schlechter als besser. Wo sind die Komponistinnen, die Malerinnen, die Plastikerinnen, die durch ihre „Arbeiten" etwas zur Berechtigung des ungeheuren Apparates, den die Frauenrechtlerinnen in Scene gesetzt haben, beitragen können.

---

*) „Die Berliner Range" von Margarethe Michaelson (alias Ernst Georgy) ist wieder ein krasses Beispiel.

Ihre Kunstwerke sind höchstens bessere Dilettantensachen, selten Durchschnittsarbeit, nie mehr als diese. Jegliche Phantasie, das Combinirungsvermögen fehlt ihnen. Wissenschaftlich hervorragend thätige Weiber giebt es auch nicht. Liest man ihre Schriften, so lässt man sich vielleicht im Anfange durch das (scheinbar) ungeheure Wissen düpiren, bemerkt aber bald, dass dieses Wissen oberflächlich ist. Sogenannte „Werke“ schreiben ist den Weibern unmöglich; ich erinnere nur an Dr. Käthe Schirrmacher. Als Technikerin, als Erfinderin hat sich das Weib noch weniger hervorgethan. Wenn also die ganzen Resultate nicht im Stande sind, die Nothwendigkeit oder nur Nützlichkeit der weiblichen Arbeit zu beweisen, wenn im Gegentheil die Quintessenzen nur schädigende Einflüsse ans Licht fördern — nämlich Ueberproduction, Fallen der Honorare, werthlosere Arbeit —, so ist es ohne Frage geboten, weibliche Mitarbeit auf geistigem Gebiete abzulehnen.

Jetzt ist ein Buch erschienen, welches wissenschaftlich nachzuweisen versucht — und wie ich gleich sagen will, mit gutem Erfolge —, dass das Weib physiologisch schwachsinnig ist und es ihm infolgedessen ganz unmöglich ist, geistig werthvoll zu schaffen. Das interessante Buch, welches den bekannten Neurologen P. J. Möbius zum Verfasser hat, ist im Verlage von Carl Marhold, Halle a. S., erschienen und führt den viel angegriffenen Titel: „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“.

[Es folgt eine Angabe des Inhaltes.]

Das Buch ist überzeugend geschrieben, von Kleinigkeiten muss man absehen, es sind auch fast durchweg weibliche Kritiker, die sich hieran anklammern und dieses als Waffe gegen den Autor anwenden. Kein männlicher Leser wird zum Beispiel, wenn Möbius sagt, dass es gut sei, dem Weibe die Dummheit zu erhalten, daraus solche Folgerungen ziehen, wie die Weiber es gethan haben, nämlich gänzliche Geistlosigkeit. Ein Weib kann ruhig „Hermann und Dorothea“ oder „Frau Sorge“ lesen, es ist deshalb doch dumm. — — —

Eins an der Schrift muss noch unbedingt gelobt werden, nämlich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Verfasser vorgeht, die stellenweise brutal wirkende Offenheit, mit der Möbius schreibt. Unsere Gegnerinnen, welche mit der Zeit einsehen, dass sie Unrecht haben, werden immer erbitterter, und da ist es hohe Zeit, dass man ihnen rücksichtslos entgegentritt.

Dem Hefte sind Kritiken angehängt, welche zum grossen Theil von weiblichen Federn herrühren und gegen den Aufsatz gerichtet sind. Diese Kritiken sind sehr interessant. Bei Hedwig Dohm z. B. merkt man es, wie sehr sie durch den Aufsatz getroffen ist. Sie selbst zeigt dabei natürlich gleich, wie wenig die Weiber befähigt sind, sachlich zu bleiben und klar zu widerlegen. Ihre Bemerkungen, wie: Der schöne, alte Herr Möbius, und die letzte Abtheilung ihrer Kritik, welche den Untertitel: Wie erwerben deutsche gelehrte Herren à la Möbius ihre Kenntniss der Frauennatur?“

führt und worin sie den lächerlichen Wunsch in Betreff der sieben Töchter ausspricht, sind geradezu widerwärtig und verekeln (mir wenigstens) die ganze Lektüre der Kritik. Ihre Gegenbeweise sind oberflächlich, wenig schlagend, alle zu widerlegen. Hartmann.

---

l) **Verlassene Wege**, Tagebuchblätter von H. Hansjakob. Stuttgart. 1902, p. 346 ff.

. . . . . Es giebt eben in der Gegend noch keine „Gehirndamen“, wie Dr. Möbius in Leipzig die studirten und emancipirten Weibsleute nennt.

Dieser Dr. Möbius, eine in der medicinischen Welt wohlbekannte Autorität, hat ein Büchlein geschrieben, welches vom Standpunkte der Wissenschaft aus in Bezug auf die Emancipation des Weibes das gleiche sagt, was der Pfarrer Hansjakob vom gesunden Menschenverstand aus schon oft behauptet hat, dass es nämlich ein für die ganze menschliche Gesellschaft schädlicher Unsinn sei, die Weiber zu allen männlichen Gehirnleistungen und Berufszweigen heranzuziehen.

Das Büchlein des Dr. Möbius handelt „Ueber den physiologischen (d. i. naturgemässen) Schwachsinn des Weibes.“ Der gelehrte Arzt weist darin nach, dass das Gehirn des Weibes gar nicht das Zeug habe zu besserer geistiger Arbeit, und zeigt alle Schäden, die daraus hervorgehen werden, wenn man Männergehirn im Weiberkopf pflanzen wolle. Er plädirt darum für die Niederreissung aller weiblichen höheren Schulen, und empfiehlt, für Mädchen nur Volkschulunterricht zu halten.

Mit Recht sagt Dr. Möbius, dass es die vielen Feministen, d. i. Weiberhelden, unter den heutigen Männern seien, welche den Weibern die grossen Rosinen in den Kopf setzen. Was ich von diesen Feministen halte, habe ich anderwärts schon gesagt.

Möbius weist nicht blos wissenschaftlich den Schwachsinn der Weiber nach, er spricht auch noch von anderen Dingen im Sinne des Karthäusers von Freiburg. Er meint, die körperliche und geistige Schwäche des Weibes zeige sich auch darin, dass es sich nur mit der Zunge oder mit der Feder wehre durch Beschimpfungen, Verleumdungen und anonyme Briefe. „Die Zunge“, so schreibt er „ist das Schwert der Weiber, denn ihre körperliche Schwäche hindert sie, mit der Faust zu fechten; ihre geistige Schwäche lässt sie auf Beweise verzichten, also bleibt nur die Fülle der Wörter.“

An einer anderen Stelle meint der gelehrte Arzt und Physiologe: „Nichts ist thörichter als dem Weibe das Lügen verbieten zu wollen. Verstellung, d. h. Lügen ist die natürliche und unentbehrliche Waffe des Weibes, auf die es gar nicht verzichten kann.“

Ich will aufhören, weiteres anzuführen; die Leserinnen könnten sonst glauben, ich wolle den Frieden wieder brechen. Nein, ich will nur den Beweis führen, dass nicht nur ungelehrte und ungeschlachte Leute wie unsereiner, sondern auch Zierden der Wissenschaften sich versündigen in der Werthschätzung weiblicher Leistungen und Eigenschaften.

Das Büchlein Möbius' aber möchte ich in jede „bessere" Familie wünschen und als zweite Bibel zur Lesung allen jenen weiblichen Wesen empfehlen, die nach „Bildung" und „Emancipation" streben.

Möbius leugnet nicht, dass es auch Ausnahmen, d. h. nicht dem physiologischen Schwachsinn unterworfene „Damen" gebe. Das unterschreibe auch ich schon deswegen, weil die genialen Männer solche Mütter haben müssen. Nie wird ein genialer Mann eine dumme Gans, d. i. ein schwachsinniges Weib zur Mutter gehabt haben. Auch wird diese geistvolle Mutter nie von einer an einem Weibergymnasium gebildeten Dame und noch viel weniger von einer Akademikerin abstammen. Solche Gehirndamen können höchstens die Mütter von Kaninchen und Hühnchen in Menschengestalt sein und werden. —

II. Gegnerische Besprechungen.

---

a) Die Zukunft, Berlin, vom 5. October 1901.

Unter dem Titel „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" ist eine Abhandlung veröffentlicht worden, die einen Leipziger Arzt, Dr. J. P. Möbius, zum Verfasser hat. Die jetzt dreiundneunzig Druckseiten umfassende Schrift liegt schon in dritter Auflage vor, doch nimmt der ursprüngliche Text nur vierundzwanzig Seiten ein, während Rechtfertigungen, Vorworte und Entgegnungen die anderen zwei Drittel füllen. Wenn weitere Auflagen mit weiteren Vorreden und Anhängen folgen, so kann das Schriftchen zum stattlichen Bande anwachsen. Uebrigens scheint das Beifügen der Entgegnungen eine nachahmenswerthe Neuerung. Denn:

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede,
Man soll sie billig hören Beede".

Einige Kritiker, sagt Möbius in seiner Vorrede zur dritten Auflage, hätten ihm diesmal offen zugestimmt. Zustimmende Besprechungen habe er in der Petersburger Medicinischen Wochenschrift, im Aerztlichen Vereinsblatt, in der Deutschen Medicinischen Presse, in der Zeitschrift für Behandlung Schwachsinniger und Epileptiker, in „Nord und Süd", in der „Heilkunde", im Reichsmedicinalanzeiger gefunden. Zur Ehre der betroffenen ärztlichen Fachschriftsteller nehme ich an, dass ihre „Zustimmung" eine sehr bedingte und partielle ist. Sie beschränkt sich hoffentlich im Wesentlichen auf den Satz, dass Gesundheit für das Weib wichtiger ist als Gelehrsamkeit und Bildung, — eine Wahrheit, über die wohl alle Verständigen einig sind. Was die Auffassung betrifft, die Möbius im Allgemeinen vom Weibe hat, so können ihr nur verbohrte Weiberhasser oder Schwachköpfe beitreten. Ich denke

viel zu hoch von unserem deutschen Aerztestand, um glauben zu können, dass er sich zum Theil aus Weiberverächtern und Schwachköpfen rekrutire.

[Kurze Inhaltsangabe.]

Leider giebt es genug thörichte, unkultivirte Weiber, auf die solche Characteristik passt. Wem wären sie noch nicht über den Weg gelaufen? Doch man höre Herrn Möbius nun weiter.

Wie das Weib eben geschildert wurde, so ist es nicht nur, sondern so muss es sein und soll es bleiben, denn so hat es die Natur gewollt. Es hat nur die einzige Bestimmung, dem Manne Kinder zu gebären, sie zu pflegen und zu warten.

Man kann wohl die Meinung haben: das Weib soll gesund und natürlich sein, ungelehrt, unverbildet und von kräftigen Instinkten, damit es ein Gegengewicht bilde für die Kulturentartung des Mannes, da der zu den höchsten Dingen ausersehene Mann eine intensiv mit der Natur verwachsene, triebhaft sichere Genossin gleichsam als das ihn am Mutterboden festhaltende Schwergewicht nöthig habe. Ich verstehe diese Männersehnsucht vollkommen. Doch so, wie Möbius das natürliche Weib darstellt, ist es weder gesund noch angenehm noch förderlich und ganz sicherlich nicht einer der grossen, schönen Gedanken der Natur.

Ist das Weib wirklich so, wie Möbius sagt, so ist es ein minderwerthiges, gefährdendes, widerwärtiges, entartetes Geschöpf, entartet durch eine einseitige Männerkultur. Dann wäre es das einzige Rechte, eine gründliche Umgestaltung der bisherigen, so unvortheilhaft wirkenden Stellung des Weibes anzustreben, und jeder Versuch und jeder Weg, der dahin führen könnte, wäre berechtigt. Doch hören wir Möbius weiter.

Die Natur verlieh dem Weibe eine ganz kurze körperliche und geistige Blüthezeit zum Zweck des Gattenfanges. Ist dieser Zweck erreicht, so verfällt es körperlich und geistig. Es wird hässlich, es wird stumpfsinnig. Alte Weiber sind von jeher — und natürlich nicht ohne Ursache — Gegenstand des Spottes, ja des Hasses gewesen. Sie sind nicht etwa schlechter als die jungen; aber da kein Jugendreiz mehr über ihre Bosheit und Dummheit täuscht, zeigt sich diese unverhüllt und nimmt lächerliche Formen an. Die geschlechtliche Differenzirung ist beim Menschen viel grösser als beim Thier, weil das Kind länger hilflos bleibt als irgend ein Thierjunges.

Unsere Männerwelt hat sich sehr entrüstet über Helene Bölaus*) Roman „Halbthier", in dem die Farben allerdings etwas stark aufgetragen erschienen. Wenn man aber einen Möbius hört, muss man bekennen, dass Frau Bölau noch sehr massvoll gewesen ist in ihrer Characteristik einer bestimmten Klasse von Männern und deren Auffassung des Weibes.

Das Weib hat also nach Möbius diese Bestimmung: einen Ehemann zu erobern, Kinder zu gebären, sie zu pflegen und dann körperlich und geistig aufzuhören, lange vor dem Tode.

Das Weib wird bekanntlich im Durchschnitt älter als der Mann. Siebenzig bis sechsundsiebenzig Jahre sind kein ungewöhnliches Alter. Nehmen

*) Sie heisst Böhlau.

wir als eine Durchschnittszahl fünf bis sechs Kinder an. Nehmen wir an, dass die erste Geburt im neunzehnten, die letzte etwa im siebenundzwanzigsten Lebensjahr erfolgt, dass die Pflege der hilflosen Kleinen noch weitere sechs Jahre ihre Kräfte in Anspruch nimmt, — Möbius redet nur vom Pflegen und Warten, nicht etwa vom Erziehen —, so bleiben ihr siebenunddreissig Jahre und mehr frei. Wenn die Natur das Weib mit allen Fähigkeiten ausstattete, die der Mann hat — Möbius betont Das nachdrücklich —, nur in etwas geringerem Maasse, um ihr für ein langes, langes Leben ausschliesslich die geschlechtliche Aufgabe zu überweisen, so ist sie grausam und sinnlos verfahren.

Grausam erscheint uns die Natur freilich oft. Doch schuf uns Menschen dieselbe Natur so, dass wir Ungerechtigkeit und Grausamkeit aus unserem tiefsten Empfinden heraus verneinen. Obwohl die Natur den Schwächeren durch den Stärkeren gewürgt haben will, wollen wir Das nicht, sondern wir setzen dem Naturrecht des Stärkeren ein anderes, menschliches Recht entgegen, das uns vornehmer erscheint. Hier würde allerdings bereits die Abwendung von der Natur beginnen, die jede Kultur mit sich bringt als den Todeskeim. Wiederum ist aber alle Fortentwickelung Naturgesetz, so dass auch die scheinbare Abkehr von der Natur noch durch die Natur selbst und in ihr sich als Nothwendigkeit vollzieht.

Gerechtigkeitsliebe ist eine Anlage des Menschen, die zwar leicht verkrüppeln und verkümmern kann, die ihn aber immer nöthigen wird, den Brutalitäten der Natur ein eigenes, verfeinertes, veredeltes Wollen entgegenzusetzen. Ja, der Mensch wird selbst dann noch dem eigenen Gerechtigkeitgefühl folgen müssen, wenn er selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Wir müssten aus unserem eigenen Gefühl heraus die Natur korrigiren, wenn sie wirklich so grausam ungerecht und roh am Weibe gehandelt hätte, wie Möbius annimmt. Und zwar unter allen Umständen, es möge daraus werden, was wolle. Eben so wenig wie wir uns heute auf Kosten von Sklaven bereichern wollen, können wir den männlichen Teil unserer Rasse dadurch stärken wollen, dass wir die weibliche Hälfte ihrem eigenen Kulturverlangen zum Trotz auf möglichste Thierstufe herabdrücken.

Selbst wenn also das Weib in so hohem Grade von der Natur benachtheiligt wäre und selbst wenn durch erzwungenes Verharren des Weibes auf seiner Halbthierstufe eine längere Dauer unserer Rasse zu erzielen wäre, so würde das sittliche Bewusstsein des Edelmenschen entscheiden müssen: „Nein! unter dieser Bedingung nicht“. Leben um jeden Preis will das Thier. Dem Adel des Menschen ziemt es, freiwillig auf das Leben zu verzichten, wenn es nur noch unter schmählichen Bedingungen erhalten werden kann.

Doch ich sehe uns keineswegs vor diese harte Wahl gestellt. Die Angst des Dr. Möbius vor dem Untergang der Rasse durch das massenhafte Ueberhandnehmen von „Gehirndamen“ ist ganz so am Schreibtisch und aus der Theorie geboren, wie die heldenhafte kleine Nora Ibsens, die den eifernden Zorn des Doktors hervorgerufen hat. Wuthentbrannt griff Möbius zu den Waffen und zog in den Kampf gegen Windmühlenflügel. Eine tiefere Ver-

beugung konnte Herr Möbius übrigens der Dichtkunst des alten Norwegers nicht machen. Er sagt zwar, dass nicht sowohl die Nora, die ja nur ein Theatergespenst sei, als der begeisterte Beifall, den ihr Handeln gefunden, ihn so sehr erschreckt habe. Solcher leidenschaftliche andauernde Beifall kann allerdings nachdenklich machen und auch zum Erschrecken Anlass geben, etwa über die eigene Stumpfheit und Blindheit; denn er pflegt dann aufzutosen, wenn es einem Zeitgenossen gelang, Das klar zu formuliren, was schon auf vielen Gemüthern dumpf und bedrückend lastete, ohne seinen Ausdruck finden zu können. Neue Gedanken haben diese Wirkung nie. Sie stossen zunächst auf Unglauben und Widerwillen. Wo ein Sturmwind an Zustimmung und Antheilnahme aufspringt, da ist etwas ausgesprochen worden, das sich lange im Stillen vorbereitet hatte und für dessen Aufnahme die Gemüther reif waren. Das sollte Möbius wissen. Er selbst hat freilich Nora ganz so aufgefasst, wie unsere „versimpelten“ Bierphilister, eine Spezies, die leider beinahe so zahlreich vertreten ist wie die der „versimpelten“ Weiber. Diese sehen in Nora nichts als die pflichtvergessene Frau, die Mann und Kinder verlässt, um der eigenen Bildung willen.

Möbius also ward vom Ekel und Zorn erfasst. An dem Gelehrtenstuben-Horizont seines Geistes stieg das Gespenst des „neuen“ Weibes auf. Er sah die gesund-schwachsinnigen Weiber zu Gehirndamen werden, die keine Kinder gebären wollen oder können und damit den Untergang des Volkes herbeiführen müssen. Und darum rief er, so laut er konnte: Männer Europas, schützt Euch vor dem Intellectualismus der Weiber! Unkluger Weise brach er im Uebereifer den eigenen Waffen die Spitze ab, da er von dem gesunden, naturgemässen Weibe und seiner Stellung ein so abstossendes Bild entwarf, dass jeder einsichtige Mann nur lächelnd den Kopf schütteln konnte.

Und doch ist in der Schrift Mancherlei, das eine ernste Gegenrede wohl verdient, manche richtige Beobachtung, mancher unstreitig wahre Vordersatz.

Ich glaube, zum Beispiel, mit Möbius, dass das kräftigere Instinctleben gesunder Weiber ein kostbares Gut ist, viel kostbarer als irgend welche Gelehrsamkeit. Aber ich glaube, dass der fortschreitenden Abnahme dieser Instinctkraft durch die Einflüsse der Kultur innerhalb eines Kulturvolkes auf keine Weise Einhalt zu gebieten ist, am Allerwenigsten durch einen dem erwachten Persönlichkeitbewusstsein des Weibes angethanen Zwang.

Ich glaube auch, dass die geistigen und körperlichen Fähigkeiten des begabten Weibes ein wenig geringer sind als die des entsprechend begabten Mannes; aber sicherlich sind alle Fähigkeiten des Weibes von der Natur zur Entwickelung bestimmt und ihrer werth.

Die Befürchtung, dass durch Kultivirung der weiblichen Kräfte ein reiz- und nutzloser Zwitter herangezüchtet würde, halte ich für durchaus unbegründet. Man verwechselt künstliche Aufpfropfungen männlicher Wesenszüge mit organischer Entfaltung des im Keim vorhandenen Menschlichen. Uebrigens wäre es eben so aussichtvoll, die Hälfte der Wassermasse eines

reissenden Stromes am Weiterfliessen hindern zu wollen, wie die eine Hälfte eines Kulturvolkes nöthigen zu wollen, auf der Naturstufe zu verharren.

Die Gefährdung der Rasse durch Massenzüchtung von Gehirnweibern ist, wie gesagt, ein Gelehrtenstubengespenst. Möbius insbesondere, der von der Sterilität, Stumpfheit, Unsachlichkeit und Interesselosigkeit des Weibes überzeugt ist, hat doch gar keine Veranlassung, einen Massenzudrang der Weiber zum Gelehrtenberuf zu fürchten. Obendrein versichert er, dass die gelehrten Frauen nicht die guten seien und auch für den Mann nichts Anziehendes hätten. Und Das ist auch von Anderen so oft gesagt worden, dass ich selbst, wenn ich nicht zufällig das Gegenteil wüsste, glauben könnte, es sei wahr. Bei der beträchtlichen numerischen Ueberzahl der Frauen aber würde selbst ein grösserer weiblicher Gelehrtenstand, als wir ihn zu erwarten haben, noch keinen Schaden anrichten. Dass die im öffentlichen Leben thätige hochgebildete Frau steril ist oder ihre Kinder schlecht versorgt oder dass diese Kinder schwächlich ausfielen, ist bis heute nicht erwiesen worden. Es wäre mir dagegen leicht, ein halbes Dutzend Beweise für das Gegentheil zu erbringen. In Wirklichkeit wird sich immer nur eine kleine Minderheit von Weibern den gelehrten Berufen zuwenden, weil sie ihnen in der That nicht liegen. Und Das ist gewiss gut. Aber muss es nicht seltsam berühren, wenn die selben Männer, die sich über die Heirathlust der Weiber so viel lustig machen, sofort auf den Gedanken kommen, diese Heirathlust könne sich ganz verlieren, sobald das Weib nicht mehr gar so abhängig sei? Dieser Sorge dürfen Sie sich getrost entschlagen. Der Trieb nach Mann und Kind, ganz besonders der mütterliche, ist viel zu stark im Weibe, als dass er je durch etwas Anderes Ersatz finden könnte. Krankhafte Ausnahmen wird es immer geben, hat es aber auch immer gegeben. Im Ganzen werden die wirthschaftlichen Verhältnisse das Schwanken der Eheschliessung am Meisten beeinflussen. Aber mit oder ohne staatliche Sanktion werden die Menschen fortfahren, sich zu paaren und Kinder zu zeugen. Das geistig am Höchsten entwickelte Weib wird am tiefsten begreifen, dass es für sie über die Mutterschaft auf Erden nichts giebt. Vieles daneben, nichts darüber.

Also: wozu der Lärm?

Wir haben in Deutschland mit Kulturfactoren zu rechnen, die unsere Rasse in unendlich viel höherem Grade schädigen, als es emancipirte Frauen je thun werden: viele unserer Industrien, die Arbeit in den Fabriken, der Alkoholismus, die erotischen Ausschweifungen der Grossstadtjugend und ähnliche Dinge. Angesichts solcher tausend- und tausendfachen Verkümmerung und Vergiftung des Elternmaterials erscheint es doch beinahe Wahnsinn, sich über ein paar Hundert unabhängiger Frauen aufzuregen. Wer mitten im Leben steht, sehe sich um und sage dann, wo er geistiges und körperliches Siechthum gefunden hat: bei den Fabrikarbeitern, Webern, Hungerdorfbewohnern, Bergleuten und ihren Familien oder bei den „neuen Weibern“. Ein Männergeschlecht, das nicht im Stande ist, den grössten Theil seiner Weiber vor schwerer Arbeit, Siechthum und Hunger zu schützen, sollte wenigstens schweigen, wenn die Frauen endlich einmal ihr Heil auf eigene

Faust versuchen. Die Fabriksäle und Maschinen sind wohl die grimmigsten Feinde unserer Volksgesundheit, auch der geistigen. Und doch können wir auch hier dem nach ewigen Gesetzen vorwärts rollenden Wagen der Zeit nicht in die Räder fallen. Wir können nur trachten, unsere socialen Einrichtungen den gewaltsam veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen angemessener zu gestalten. Hier aber gerade hat das geschmähte „neue“ Weib seine Arbeitkraft eingesetzt. Auch diese Frauen lassen sich die Gesunderhaltung unseres Weibmaterials angelegen sein: nur konstruiren sie sich nicht Zukunfterkrankungen, sondern suchen da zu helfen, wo das Elend mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen ist. Dass die Weiber der besitzenden Klasse der Nervosität nicht entgehen, zumal in den grossen Städten, ist sicher; allein dies verbreitete Uebel tritt in der schlimmsten Form gerade bei den geistig Unbeschäftigten auf. Das gebildete Mädchen gelangt vielfach, trotz heissestem Begehren danach, nicht zur Ehe. Giebt man ihm keinerlei Ersatz, keinen Modus, seine Anlagen in anderer Form auszuleben, so verfällt es dem allerkümmerlichsten Siechthum. Das Buch der Gabriele Reuter von dem vergebens wartenden und hoffenden Mädchen aus guter Familie hat einen so grossen Erfolg gehabt, weil es rücksichtlos ein Uebel aufdeckt, an dem ungezählte Frauen elend zu Grunde gehen. Die Mädchengymnasien sind ein Nothbehelf, eine Conzession an vorhandene staatliche Einrichtungen. Es wäre gewiss ausgezeichnet, wenn man die Erziehung unserer Mädchen auf einer von der bisherigen und von der männlichen durchaus verschiedenen Grundlage aufbauen könnte. Die Mädel müssten in ländlicher Freiheit aufwachsen, in einfachen Verhältnissen, recht mitten in der Natur. Sie müssten kräftig turnen, schwimmen, wandern, Bewegungsspiele im Freien spielen, sehr gut ernährt werden; und möglichst wenig Gedächtnisswissen müsste in ihre jungen, frischen Hirne eingetrichtert werden. Dagegen müssten sie aber von früh auf geübt werden, zu beobachten, zu überlegen, sich klar und bündig auszudrücken und sich zu beherrschen. Sie könnten durch die kleine Welt des Dorfes practisch am socialen Leben theilnehmen lernen. Auch müssten sie zeitig erfahren, was Ehe und Mutterschaft nicht allein für sie selbst, sondern auch für das Gemeinwohl bedeuten, aber auch, wie reich sich für den tüchtigen Menschen das Leben noch ausserhalb jener Naturberufe gestalten lässt. Doch Das ist eine Utopie. Wir müssen mit dem heute Erreichbaren rechnen, bis uns Besseres zugänglich wird. Jedenfalls ist es sehr ungerecht, die Uebertreibungen einiger unklaren Weiberköpfe als das Wesen der heutigen Frauenbewegung hinzustellen. Es wäre eben so richtig, die grosse Reformationsbewegung zu Luthers Zeit nach den Ausschreitungen der Wiedertäufer und Bilderstürmer beurtheilen zu wollen. Es giebt keine bahnbrechende Idee, die nicht von Wirrköpfen erfasst und verzerrt wird. Diese uralte Erfahrungsthatsache sollte der gelehrte Herr Doctor besser wissen als ich mit meinen bescheidenen 53 cm Schädelumfang. Herr Möbius schwinge sich also auf seine Rosinante und reite heim. Sein Windmühlenkampf hat uns einen ganz guten Dienst erwiesen. Denn wie sagt doch Goethe? „Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in

die Kohlen: diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten."

Dorf Wiesenthal in der Rhön.

Frieda Freiin von Bülow.

---

b) Umschau, Nr. 190.

Zur Frauenemancipation. Eine Antwort an Herrn Dr. Möbius.*)
Von Eugenie Hennig.

Es ist eigenartig, dass jede neue, die Menschheit bewegende Frage sich gewissermaassen in Pendelschwingungen auszutragen scheint: Nach erfolgtem Anstoss schiesst anfänglich die in Bewegung gesetzte „Frage" weit übers Ziel hinaus: dann erfolgt der Rückschlag, der ebenfalls weit über den richtigen Punkt hinausgeht, diesmal aber rückwärts, und so gehts, allmählich schwächer werdend, hin und her, bis endlich zuletzt der Stillstand erfolgt; niemals aber, und das ist das Tröstliche bei diesem scheinbar nutzlosen Hin- und Herpendeln, ohne dass der Culturzeiger in der Geschichte der Menschheit wieder um ein Weniges vorwärts gerückt wäre.

Auch die Frauenfrage bewegt sich in dieser Art, und so gewiss die anfänglichen Emancipationsgelüste Einzelner weit übers Ziel hinausschossen, so gewiss geht auch der Rückschlag wieder zu weit, wie ihn Herr Dr. Möbius und seine Gesinnungsgenossen vertreten. Moderata Fonte wollte beweisen, dass die Frauen die Männer übertreffen, Herr Dr. Möbius schreibt im Gegensatz dazu ein Buch über „den physiologischen Schwachsinn des Weibes". Meines Erachtens zeigt es einen grossen Mangel an objectivem Betrachten, wenn ein Geschlecht das andere herabzusetzen sucht, um das eigene als das bessere oder höhere hinzustellen, denn bei aller natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter ist doch eins genau so viel werth und genau so unentbehrlich für die Gesamtheit wie das andere, und es ist daher geradezu lächerlich, von einem besseren oder einem minderwerthigen Ge-

---

*) In Nr. 33 der „Umschau" vom 10. VIII. 1901 hatte die Redaction u. a. geschrieben:

Im Jahre 1899 erschien in Nr. 26 und 27 der „Umschau" ein Aufsatz von Herrn Dr. Möbius „Ueber einige Unterschiede der Geschlechter", der grosses Aufsehen machte und naturgemäss bei den Frauen grossen Widerspruch hervorrief; wir erhielten viele Zuschriften, von denen wir der Objectivität wegen, d. h. um der „Gegenpartei" auch das Wort zu gönnen, gern einige veröffentlicht hätten, die aber — es sei offen herausgesagt — alle so schwach waren, dass wir sie unsern Lesern nicht hätten zumuthen können. — Späterhin publizierte Herr Dr. Möbius ein selbständiges Buch unter dem Titel „Der physiologische Schwachsinn des Weibes", in dem er die Gedanken jenes Aufsatzes noch weiter ausführt. Auch jenes Buch wurde viel gelesen und fand natürlich grossen Widerspruch beim anderen Geschlecht. —

schlecht zu reden, da dies auf ein ähnlich beeinflusstes Urtheil schliessen lässt, wie es z. B. das Strindbergsche ist, der eines schlechten Weibes wegen das ganze Geschlecht verdammt und am liebsten gänzlich vom Erdboden vertilgen möchte.

Trotz alledem kann ich Herrn Dr. Möbius nur zustimmen, wenn er sagt: „Wenn das Weib irgend etwas hochhalten sollte, so ist es der Muttername.“ Ganz gewiss soll es dies, gerade darum aber muss es andere Wege beschreiten, als ihm bisher offen standen, denn gerade, um die ganzen königlichen Pflichten und Rechte dieses Namens zu begreifen und seiner würdig zu werden, genügen in der immer weiterschreitenden Menschheit nicht mehr die blossen natürlichen Instinkte, die wohl bei Völkern in der ersten Entwickelung und im höheren Thierreich genügen mögen, nimmermehr aber bei dem immer feiner und differencierter werdenden Seelenleben der heutigen Culturmenschen. Gerade deswegen, um solche Mütter, wie wir sie heut brauchen, heranzubilden, war und ist eine Frauenbewegung nöthig. Schon bei der leiblichen Pflege im ersten Kindesalter richten die blosse Mutterliebe und die blossen natürlichen Instinkte allein herzlich wenig aus, wenn nicht das Verständniss und eine vernünftige Unterweisung hinzukommen. Da aber wären wir schon bei der Nothwendigkeit des Unterrichts der Mädchen in Hygiene und den Grundzügen der Medicin angelangt. Zu der leiblichen aber kommt die geistige Erziehung, die immer höhere Anforderungen an die Mutter stellt, je älter die Kinder werden, wäre es da nicht gut, wenn, statt eines schwachsinnigen Wesens, ein tüchtig in jeder Weise durchbildetes Weib diesem schweren Amte vorstände? Und zur Hochhaltung des Mutternamens gehört doch sowohl die Achtung der Kinder wie die Selbstachtung. Wie aber soll eine solche wohl bei dem „Weibe des Herrn Dr. Möbius“ möglich sein? Verlangen Sie also die Hochhaltung des Mutternamens, verehrter Herr Doctor, so helfen Sie lieber mit, den weiblichen Geist nach allen Seiten hin höher und reicher auszubilden, als es bisher üblich war; halten Sie aber an Ihrer Ueberzeugung fest und meinen, das sei ein aussichtsloses Beginnen, für das Weib genügten seine natürlichen, gesunden Instinkte, ja dann kann ich mir nicht helfen, dann wollen Sie für das heranwachsende Geschlecht nicht Mütter, sondern in der That nur — Brutpflegerinnen, so widerlich Sie das Wort auch finden — eine andere Möglichkeit giebt es nicht.

Sie werden mir nun freilich erwidern, dass es schon Tausende von herrlichen Müttern gegeben habe, die weder von Hygiene, noch von Pädagogik, noch von sonst irgendwelchem gelehrtem Krimskrams eine Ahnung gehabt hätten und doch ihre Kinder an Leib und Seele zu tüchtigen, ja oft bedeutenden, alle andern überragenden Menschen herangebildet hätten, und dies nur durch die Macht ihrer Persönlichkeit, durch eine tiefe seelische Feinfühligkeit und Anpassungsfähigkeit, die keine gelehrte Bildung zu geben oder zu ersetzen im stande sei.

Darauf möchte ich mir die Frage erlauben, weshalb denn dann überhaupt noch irgend ein Studium — auch bei den Männern — nöthig sei, da

doch schon unzählige Menschen ohne Heilkunde gesund und ohne Philosophie glücklich gewesen sind? Auch sind ja schon äusserst weise Entscheidungen in schwierigen Conflicten getroffen worden von Leuten, die sich nie im Leben mit Juristerei beschäftigt haben. Sind aber darum wohl die ganzen Facultäten überflüssig, weil unter Millionen einige Tausend ganz gut ohne sie fertig werden? Und genau so verhält es sich bei den Müttern, einige Tausend haben unter glücklichen Umständen bei bildungsfähigen, gesunden Kindern glückliche Resultate erzielt, wie unendlich viele aber, trotz eines reichen Gemüths und aufopferndster Zärtlichkeit, durch Mangel an nöthigem Verständniss, die schwersten, fürs ganze Leben verhängnissvollen Fehlern (sic!) an ihren Kindern begangen haben, das entzieht sich unserer Beurtheilung, da diese Mütter selbst in den meisten Fällen sich wohl ihres Theils der Schuld an ihrem Unglück kaum bewusst waren und sind.

Selbst aber da, wo alles gut abläuft, kommt eine Zeit, wo die blos seelenvollen Mütter weder der heranwachsenden Generation noch sich selbst mehr recht genügen wollen, und jeder Mensch ist doch länger alt als er jung ist, ist es da ein Wunder, wenn bei solchen Frauen, aus Mangel an jeder anregenden geistigen Beschäftigung, das Gefühl auf Abwege geräth und sie sich an allerlei Intriguen oder ödem Klatsch schadlos zu halten suchen für alle mangelnden Interessen höherer Art? Wenn nicht gar der durch den Zügel der Vernunft ungebändigte Instinkt sie in noch tiefere Abgründe treibt! Nun, ich weiss nicht, ob bei solcher Wahl ein einsichtsvoller Mann nicht doch eine nach Bildung und Wissen trachtende Gefährtin vorziehen würde. Der Nora-Ausweg, diesen plötzlich erwachten Durst über die Mutterpflicht zu stellen und zu seiner Befriedigung alles zu verlassen, gehört nur zu den ersten starken, übers Ziel hinausschiessenden Pendelschwingungen, sobald es erst selbstverständlich ist, dass auch den Mädchen und Frauen dieser Durst gestillt wird, werden diese ihre Pflichten bewusster übernehmen und treuer erfüllen als bisher, wo ihnen Launen immer nur als unvermeidliche kleine weibliche Schwächen angerechnet wurden.

Wenn übrigens Herr Dr. Möbius Ibsen als Apotheker-Dichter bezeichnet, so fürchte ich, haben alle unsre grossen Dichter einen Anspruch auf diesen Titel, denn gewissermaassen pathologisch sind dann auch Lear, Hamlet, Richard III, Jeanne d'Arc, Tasso etc. Ein Drama wäre überhaupt nicht möglich, wenn nicht irgend ein schwerer Conflict, meist zwischen Pflicht und Pflicht, die Seele des Helden bewegte. Dass aber jeder Mensch auch Pflichten gegen das eigene Ich hat, gleichviel, ob dieses Ich nun nach Ansicht des Herrn Dr. Möbius erbärmlich ist oder nicht, wird keiner in Abrede stellen können. Da Nora ein unwissendes, unreifes Kind ist, ist sie eben nicht im stande, diese Pflicht mit ihren andern zu vereinen, es packt sie plötzlich das Entsetzen vor ihrer eigenen Unzulänglichkeit gegenüber einer so verantwortungsvollen Aufgabe, der Einblick in ihres Mannes selbstsüchtigen Character kommt hinzu, ihre Nervenspannung, die schon tagelang währt, seine harten Worte, ihr Misstrauen gegen sich selbst, alles dies vereinigt sich, um sie kopflos ihrem ersten Entschluss, ins Wasser zu gehen,

wobei sie ja auch alles hätte verlassen müssen, den zweiten, nicht minder verhängnissvollen folgen zu lassen. Die Frage, ob sie sich nicht bei ruhigem Ueberlegen nach einiger Zeit anders besinnt, lässt der Dichter ja offen, und wenn ichs auch ganz gewiss nicht entschuldigen kann, dass sie ihre Kinder verlässt, ein Scheusal oder eine Geisteskranke ist sie darum noch lange nicht in einer Welt, wo täglich weit schlimmere Pflichtverletzungen vorkommen.

Was nun noch die von Herrn Dr. Möbius nur flüchtig gestreifte wirthschaftliche Seite der Frauenfrage betrifft, so möchte ich nur auf eins aufmerksam machen. Wenn eine Mutter ihre Tochter so erzieht, dass diese eine wahre Perle aller hauswirthschaftlichen Tugenden wird, so hat sie ihr damit noch lange keine Garantie für ein von pekuniären Sorgen freies Leben gegeben, denn wenn die Eltern kein Vermögen besitzen, die Tochter aber nicht zur Ehe gelangt oder gleichfalls einen vermögenslosen Mann heirathet oder bald als Wittwe zurückbleibt, so mag sie von früh bis spät wie eine Magd in ihrer Häuslichkeit arbeiten, ungeachtet des Sprichworts: „jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth“, bleibt ihre Arbeit dennoch ohne Lohn, bei einer Wirthschafterin oder einem Dienstmädchen ist es etwas anderes, nur die Arbeit der Hausfrau und Haustochter bleibt unbesoldet, ja, nicht einmal der moralische Lohn der Anerkennung und Hochachtung wird ihr in den meisten Fällen zu theil. Häusliche Arbeit gilt als untergeordnet und wird nur da bemerkt, wo sie fehlerhaft ausgeführt ist. Als Ernährer der Familie gilt nur der Mann, die Arbeit der Frau zählt nicht, und wenn sie auch das Zehnfache leistete wie er. Würde unter solchen Umständen wohl ein Mann auf die Dauer arbeiten wollen, und wenn er seinen Beruf auch mit glühendster idealster Hingebung liebte? Können daher liebevolle Eltern ein solches Los für ihre Töchter wohl so beneidenswerth finden? Thun sie da nicht besser, wenn sie die Tochter für einen Beruf ausbilden lassen, der sie für alle Fälle auf eigne Füsse stellt? Herr Dr. Möbius meint zwar, das Glück des Weibes beruhe gerade in der Gebundenheit und Abhängigkeit, da er aber unmöglich aus eigner Erfahrung sprechen kann, so ist sein Urtheil hierin wohl nicht kompetent. Sicher ist dagegen, dass es viel, unendlich viel Frauenschicksale giebt, in denen die Abhängigkeit von Eltern oder Verwandten oder einem brutalen Gatten wahrlich keine Quelle des Glückes ist, und dass es auch bei echt weiblich empfindenden Frauen ein Ding giebt, was man Selbstachtung und Ehrgefühl nennt, und welches jeden, auch den schwersten Beruf mit Freuden einer so demüthigenden Abhängigkeit vorziehen würde.

Solche Fälle, heisst es freilich, sind nur Ausnahmen, und solcher Ausnahmen wegen kann man nicht gleich alle Mädchen einen Beruf ergreifen lassen. Ja, ist es denn nicht auch eine Ausnahme, wenn jemandem das Haus abbrennt? Und doch wird kein vernünftiger Mensch es versäumen, sich für diesen Ausnahmefall zu versichern. Und Eltern sollten sich scheuen, ihre Töchter, die ihnen noch werthvoller sind als ihr Mobiliar, in gleicher Weise für alle Wechselfälle des Schicksals sicher zu stellen?

Nein, der von der Frauenbewegung in Schwingung versetzte Pendel wird diesen Anstoss nicht vergebens empfangen haben, die zukünftigen Geschlechter werden die Segnungen dieser Bewegung empfinden, einer Bewegung, die nicht in der Freiheit vom Mann und der Freiheit vom Kinde gipfelt, sondern die einzig dahin strebt, die unwürdigen Fesseln, die heut der Frau noch aus dem Zustand der Barbarei anhaften, abzustreifen und das Weib aus dem Dunkel des blos instinktiven Trieblebens herauszuführen und zur vollbewussten Frau, zur echten und rechten Mutter heranzubilden.

---

c) **Frankfurter Frauen-Zeitung** IX. Nr. 21 vom 26. V. 1901.

Wir haben uns bemüht, aus dem Wust von Schlagwörtern, unerweisbaren Behauptungen und Uebertreibungen, die den Inhalt der Möbius'schen Broschüre bilden, einen ernsthaften Kern herauszuschälen, der in der That den Gegenstand vorurtheilsloser, wissenschaftlicher Untersuchung bilden sollte. Es ist die These, dass die Entwickelung des Gehirns und die fortschreitende Zunahme der bewussten Geistesthätigkeit der Frau ein Zurückgehen der Fortpflanzungsfähigkeit und der mütterlichen Instinkte bedingt, dass somit von der Erhaltung des Naturhaften, Unbewussten in der weiblichen Psyche die Fortdauer der civilisirten Rassen abhängt. Der Verfasser hätte der Sache der Wahrheit, der er zu dienen behauptet, mehr genützt, wenn er sich der cynisch-materialistischen Darstellungsweise enthalten hätte, die wir einem Schopenhauer verzeihen, die aber minder grossen Geistern, seien sie auch in ihrem Specialfache anerkanntermaassen tüchtige Arbeiter, sehr schlecht ansteht. Wenn der Verfasser im Anhange eine Reihe temperamentvoller Entgegnungen aus Frauenkreisen abdruckt, deren „Kraft und Schönheit“ für seine Sache zeugen sollen, so gilt dafür das alte Wort: „Wie's in den Wald hineinschallt, so schallt's heraus.“

---

d) **„Die gesunde Frau“** IV. Nr. 21 vom 1. XII. 1900.

Wir haben in Nr. 17 eine ausführliche Besprechung dieser nach unserer Auffassung nicht mehr zeitgemässen, weil von männlicher Ueberhebung strotzenden Abhandlung gebracht, und nun überrascht uns das Erscheinen der zweiten Auflage. Wir sehen aber mit Befriedigung aus der Vorrede zu derselben, dass nicht die Zustimmung, sondern das Missfallen diesen buchhändlerischen Erfolg zu Stande gebracht. Denn der Verfasser bekennt ehrlich: „Viel häufiger als der Beifall war der Tadel“. Ersterer hat sich überhaupt nur ganz im Stillen geäussert. Das Buch öffentlich zu loben hat „noch niemand den Muth gefunden“. Dass unter den Beifallspendern auch eine Dame gewesen ist, scheint den Verfasser begreiflicher Weise ganz besonders zu freuen. —

Wir können uns aber der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass P. J. Möbius aus den Meinungsäusserungen seiner Gegner doch mancherlei gelernt hat. Wenn er auch auf die „Feministen, die eigentlichen Weiberfeinde“ seines Zornes Schale noch gehörig ausgiesst, so giebt er doch an anderer Stelle zu, dass „die Noth des Lebens, die die Eheschliessung hinausschiebt oder verhindert, das Weib zwingt, sich selbst die Nahrung zu erwerben“. Er versichert, dass „kein Verständiger eine ‚Emanzipation‘ dieser Art bekämpfen“ wird. Und er versteigt sich sogar zu dem Bekenntniss: „Ungewöhnlich befähigte Mädchen hat es immer gegeben, aber ihrer sind wenige. Ihnen sollte man nichts in den Weg legen, im Gegentheil, man soll ihnen den Weg möglichst erleichtern und ihnen alle Thüren offen lassen. Jedem Talente freie Bahn . . . . .“

Nach diesen Anfängen der Erkenntniss ist berechtigte Hoffnung dafür vorhanden, dass Dr. Möbius im Laufe der Zeit noch vieles einsehen wird, was er in seiner Abhandlung ignorirte. Es ist zu hoffen, dass er vermöge seines bevorzugten männlichen Gehirns zu der Ueberzeugung kommen wird, die Inferiorität des weiblichen Gehirns sei weder vorhanden, noch „nützlich und nöthig“. Es ist zu erwarten, dass er es mit der Zeit sehr viel richtiger und für die Menschheit gedeihlicher finden wird, wenn eine kluge Frau wenigen Kindern das Leben giebt und sie gut erzieht, als wenn eine bornirte im fortgesetzten „Gebären“ ihren einzigen Lebenszweck findet. —

In der Vorrede zur zwanzigsten Auflage wird sich P. J. Möbius gewiss als eifriger Freund und Förderer alles Frauenfortschritts bekennen, und seine Abhandlung über den physiologischen Schwachsinn des Weibes wird er nur noch des historischen Interesses wegen hinzufügen.

Margarete Pochhammer.

---

e) Frauenleben XIII. 4. Wien. April 1901.

„Wir möchten alle unsere Leserinnen, die sich ein paar vergnügte Stunden bereiten wollen, auf eine unbewusst komisch wirkende Broschüre aufmerksam machen, die unter obigem Titel erschienen ist. Da das Werkchen schon in den verschiedensten Blättern eine eingehende Besprechung und Wiederlegung (sic !) gefunden hat, begnügen wir uns, nachstehend einige Proben aus dem kleinen Sensationsschriftchen des Herrn Dr. Möbius anzuführen.“ [Es folgen 11 aus dem Zusammenhange gerissene Sätze meiner Abhandlung.]

„Sollte das intensive Studium des weiblichen Schwachsinnes nicht ohne Rückwirkung auf den Geist eines gewissen Herrn geblieben sein?“

---

f) Budapester Tageblatt.

Im Budapester Tageblatte vom 20. 7. 1901 erschien ein Artikel, der den Inhalt meines Aufsatzes wiedergeben wollte und mit folgenden Worten begann:

In dritter Auflage liegt das Werk des bekannten Leipziger Neurologen Dr. P. J. Möbius: „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" (Verlag Karl Marhold in Halle) vor. Man darf daher behaupten, dass selten ein ähnliches Buch in Deutschland so grosses Aufsehen hervorgerufen hat, wie dieses. Eine Fluth von Entgegnungen sauste bereits auf das Haupt des kühnen Verfassers nieder, dessen Paradoxa in der That den Widerspruch herausfordern, wenngleich Niemand leugnen dürfte, dass das neue Buch eine interessante Lektüre bildet. Auf die Unrichtigkeit der kühnen Behauptungen des Verfassers hinzuweisen, ist vielleicht überflüssig, da sich jeder Leser und ganz besonders jede Leserin den nothwendigen Vers dazu selbst machen kann. Doch immerhin wollen wir einige kurze Auszüge aus dem Werke im Folgenden reproduziren, wobei jedoch zu bemerken wäre, dass wir die mildesten Stellen wählten und auch in diesen manches allzu krasse Wort ausmerzten.

Dann folgte am 21. Juli ein zweiter Artikel:

Ein gelehrter Frauenfeind.

(Noch ein Wort über physiologischen Schwachsinn.)

Ich weiss nicht, was die Leserinnen des Budapester Tagblatt (sic!) zu dem in der jüngsten Nummer veröffentlichten Feuilleton sagen werden, in welchem der Leipziger Neurologe Dr. P. J. Möbius über den „physiologischen Schwachsinn des Weibes" schreibt und über die geistigen Fähigkeiten desselben ein Urtheil fällt, das mich, der ich mir bisher einbildete, bis zu einem gewissen Grade auch etwas von der Physiologie und der Psyche der Frau zu verstehen, völlig perplex machte. Die Meinung Einer unserer Leserinnen, einer geistvollen, hochgebildeten Dame, die ich zufälliger Weise heute zu sprechen Gelegenheit hatte, kenne ich bereits. Ich brauche dieselbe nicht weitläufig zu erörtern und es genügt, wenn ich sage, dass ihre Aeusserungen mit den beiden Worten begannen: „O, Du . . ." und dass darauf ein Wort folgte, welches ich aus Achtung vor einem so grossen Gelehrten nicht wiederholen will.

Das Wort war jedenfalls allzu hart, aber vielleicht durch die natürliche Entrüstung einer noch sehr anmuthigen, schlanken Blondine von fünfundvierzig Jahren zu erklären, welche, trotzdem sie bereits Mutter zweier verheiratheter Töchter ist und an der Spitze eines musterhaften Hauswesens steht, eine begeisterte Adeptin von Literatur und Kunst ist, alle neuen Erscheinungen in denselben mit grösster Aufmerksamkeit verfolgt, dichtet und musizirt und auch Erfolge auf diesen Gebieten erzielt hat. Wenn eine solche Dame plötzlich beim Frühstück das Kompliment der Schwachsinnigkeit ins Gesicht geschleudert erhält, so kann man es vielleicht begreifen, dass sie sich in ihrer ersten Aufwallung zu einer Kritik hinreissen lässt, die weniger wissenschaftlich als drastisch in drei Worten zusammengefasst ist und von welchen die ersten beiden „O Du" lauten.

Dass Dr. P. J. Möbius auch bei den anderen Leserinnen seines Aufsatzes kaum Gnade finden wird, ist wohl selbstverständlich; ich fürchte aber, er wird auch bei den Männern mit seiner Charakterisirung der geistigen

Hinfälligkeit der Frau keine besondere Ehre aufheben, und zwar nicht etwa blos aus dem Grunde, weil dem Manne der ritterliche Zug eigen ist, die angegriffene Frau zu vertheidigen, sondern vornehmlich deshalb, weil jeder Mann das Ideal einer Frau im Herzen trägt oder getragen hat, von welcher er ganz gewiss weiss, dass die Theorie des Dr. Möbius auf sie keine Anwendung finden kann, also eine Blasphemie bedeutet. Niemand aber kann gleichgiltig dabei bleiben, wenn man seine Götterbilder verlästert.

Sehen wir uns einmal die Theorie dieses misogynen Gelehrten etwas näher an. Dieselbe gipfelt darin, dass die Frau von der Natur nicht nur mit geringeren Geistesgaben ausgestattet wurde, sondern dass dieselben auch viel rascher schwinden als beim Manne. Es kann mir sicherlich nicht einfallen, mein eigenes Geschlecht herabsetzen zu wollen und ich glaube selbst, dass der Geist des Mannes sich nach mancher Richtung hin kräftiger zu äussern veranlagt sei, als derjenige der Frau. Nehmen wir z. B. die Mathematik oder die Forschung in den Naturwissenschaften, sowie ganz besonders die schöpferische Kraft auf dem Gebiete neuer Erfindungen. An diese Differenzirung hat Dr. Möbius nicht gedacht und ich stelle dieselbe hier nur aus dem Grunde auf, um zu zeigen, dass ich keiner jener blinden Frauenverehrer bin, die in der Sonne der Vorzüge derselben absolut keine Flecken zu sehen vermögen. Solche sind auch thatsächlich vorhanden; einen Unterschied der Geschlechter muss es ja auch in Bezug auf die Eigenschaften des Geistes geben, und es wird Niemandem einfallen, es als einen Fehler der Rose zu betrachten, dass sie nicht die Knorrigkeit der Eiche besitzt. Nur so wie sie ist, kann sie die Rose sein, der holde poetische Traum der Natur, der uns wie ein paradiesisches Gebilde anmuthet.

Dagegen wird sich wohl Niemand auflehnen, dass der Geist der Frau in mancher Beziehung andere Eigenschaften aufweist, als derjenige des Mannes; aber damit, dass er ein anderer ist, kann er sicherlich noch nicht als inferior bezeichnet werden. „Die Häufigkeit und Frühzeitigkeit des geistigen Zurückgehens beim Weibe“, welche Dr. Möbius verficht, ist es, gegen welche sich jeder Kenner der weiblichen Natur besonders auflehnen muss. Es giebt sicherlich so manche Frau, welche, in ungünstige Lebensverhältnisse gestellt, in der Sorge um die Erfüllung ihrer heiligen Pflichten als Hausfrau und Mutter aufgeht und deren Geistesblüthen vom rauhen Winde des Lebens früher abgestreift werden, als das unter glücklicheren Auspizien geschähe; aber ist das nur bei der Frau der Fall? Geht nicht die ungeheure Mehrheit der Männer, die in ihren jüngeren Jahren ein reiches, zu den schönsten Hoffnungen berechtigendes Geistesleben aufwiesen, in ihrem Berufe vollständig unter? Wie viele Männer, die sich höhere Bildung erworben, gibt es nicht, die im Kampf um das Dasein jede Empfänglichkeit für geistigen Genuss verloren haben! Ihre Berufsthätigkeit absorbirt sie fast vollständig; was noch bleibt, ist ganz trivialer Natur: die Freuden der Tafel, die Spielpartie im Klub und Aehnliches, was auf demselben Niveau oder noch tiefer steht. Wenn ein solcher Mann etwas über eine neue hervorragende Erscheinung in der Literatur, über ein auf künstlerischer Höhe

stehendes Theaterstück erfährt, so geschieht das fast nur durch seine Frau, welche liest, musizirt, Museen und klassische Theatervorstellungen besucht und jene edlere, geistig höherstehende Geselligkeit pflegt, für welche der grössere Theil der Männerwelt den Sinn nahezu vollständig verloren zu haben scheint. Wenn in den Häusern unserer besseren Stände — und von diesen kann ja hier doch nur allein die Rede sein — dem Kultus des Schönen überhaupt noch ein Winkelchen erhalten bleibt, so ist das nur der Frau zu verdanken, und doch soll sie, wie Dr. Möbius demonstrirt, wenn sie einmal erst einen Mann bekommen hat, nichts Eiligeres zu thun haben, als einfach — zu versimpeln.

Diese Versimpelung, das heisst das Einfältigwerden der Frau, tritt der Ansicht des gelehrten Frauenfeindes nach, deshalb, nachdem sie einen Mann bekommen hat, ein, weil die Natur sie mit allen Gaben nur zu dem Zweck ausgerüstet hat, einen Mann, das heisst Jemanden zu finden, der die Sorge für sie auf sich nimmt. Sowie mit allen körperlichen Reizen, wurde sie für diesen Zweck auch mit geistigen Vorzügen ausgestattet, und um in diesem Kampfe zu siegen, so führt der gelehrte Professor aus, „ist der Geist des Mädchens erregt, feurig und scharf". Hat sie aber das Ziel erreicht, einen Mann zu erhalten, so gehen ihre Geistesfähigkeiten, die alle auf diesen Einen Punkt gerichtet waren, zurück und haben nichts Eiligeres zu thun, als das, was der gelehrte Verfasser „versimpeln" nennt, so dass, wie er sich nach Allem, was er schon gesagt hat, noch ziemlich höflich ausdrückt, aus dem oft glänzenden Mädchen eine „schlichte harmlose Frau" wird. Ich weiss nicht, woher Dr. Möbius seine diesfälligen Erfahrungen genommen hat, ich wenigstens habe das Gegentheil gesehen. Wie oft geschah es bereits Jedem von uns, dass er beim Anblicke einer herrlichen anmuthsreichen und geistvollen Frau plötzlich mit Erstaunen erkannte, dass sich der glänzende Schmetterling aus der unscheinbaren Chrysalide eines kaum beachteten Mädchens entwickelt habe. Das „Gänschen von Buchenau" war durch die Metamorphose, welche die Liebe an ihr hervorgerufen hatte, zum Schwan geworden. Nicht „versimpelt", sondern geistig erhöht wird die Frau durch die Liebe. Ist es doch eine oft genug gemachte Erfahrung, dass eine Schauspielerin, eine Sängerin oder Musikerin erst dann in ihrer Kunst den Zenith ihrer Leistungsfähigkeit erreicht, nachdem der Pfeil des Liebesgottes sie getroffen hat. Das war der Prometheusfunke, der eine Sappho zur Dichterin machte, der einer George Sand die Fähigkeit zu jenen glühenden poetischen Schilderungen gab, welche sie zu einer der bewundertsten Schriftstellerinnen erhob, die jene Fähigkeit tiefer Empfindung in sie legte, wie sie gebildete Frauen stets auszeichnete und sie in ihrem Gefühlsleben weit über das starke Geschlecht mit seiner gröberen Struktur stellt. Niemand wird einer Sarah Bernhardt, einer Duse nachsagen, dass sie noch diesseits des Rubikons der ersten Liebe stehen, aber ebensowenig wird man von ihnen behaupten können, dass sie, nachdem sie von dem Baume der Erkenntniss genossen, einfältig geworden sind, „versimpelt", wie sich der Verfasser der erwähnten merkwürdigen Studie in wenig poetischer

Weise ausdrückt. Man könnte vielleicht sogar sagen, dass auch bei jenen in geistiger Beziehung hervorragenden Frauen, bei welchen die Liebe keine erkennbare Rolle spielt, die einsam durch das Leben gingen, es doch die Liebe, und zwar die nach einem übersinnlichen Ziele gerichtete, die tiefe Herzenssehnsucht war, welche sie zu Schöpfungen befähigte, die ihnen unvergänglichen Ruhm brachten. Die Nonne Rosvitha im Mittelalter nimmt in der Weltliteratur unstreitig einen weit höheren Rang ein, als Dr. Möbius in jenem Zweige derselben, dem er zur Zierde gereicht, die grandiose deutsche Dichterin des vergangenen Jahrhunderts, Freifrau von Droste-Hülshoff, deren Werke die Unsterblichkeit errungen haben, hätte, wenn sie schwachsinnig gewesen wäre, nicht jenen mächtigen Eindruck auf die lesende Welt machen können und eine Madame de Sévigné und eine Madame de Stael zeigten ebenfalls keine Spuren von der geistigen Inferiorität des Weibes, ja, man wird es mir vielleicht aufs Wort glauben, wenn ich sage, dass ich so manchen braven Mann gekannt habe, den sie mit ihren Fähigkeiten thurmhoch überragten.

Von jenen Damen, welche heute unsere höheren Lehranstalten bevölkern und eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem Geschlechte aufgenommen haben, welchem die sieben Weisen Griechenlands entstammten, will ich hier gar nicht sprechen; aber legen wir die Hand aufs Herz und gestehen es aufrichtig, wieviele Frauen wir schon gesehen haben, die nicht nur gebildeter, gemüthvoller und für den Kultus des Schönen empfänglicher, sondern auch im Allgemeinen klüger, berechnender, voraussehender waren, als ihre Männer. Wie manchen Mannes Los hätte eine bessere Wendung genommen, wenn er anstatt der Stimme seiner Schwächen und Leidenschaften, den Mahnungen und Warnungen seiner Frau gelauscht hätte.

Ich glaube übrigens, dass es Dr. Möbius mit seinem Lehrsatze von der „versimpelten Frau“ selbst gar nicht einmal so furchtbar ernst meint, wie er uns das glauben machen möchte, und zwar schliesse ich das aus dem Umstande, weil ich all diese Anschuldigungen der Frau schon wiederholt in den Schriften notorischer Weiberfeinde von Pater Abraham à Santa Clara bis zu Schopenhauer gelesen habe, von dem Heere der Nachahmer gar nicht zu reden, die keine andere Absicht hatten, als mit ihren Publikationen einiges Aufsehen zu machen. Freilich gelang es ihnen nicht, ihren Ausfällen ein so wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, wie dem Dr. Möbius, aber die Welt wird immer schlimmer und Konkurrenz immer grösser, und wenn man heute beachtet werden will, muss man entweder etwas sehr Kluges oder etwas sehr Apartes sagen. Hauptsächlich aber ist es Eines, weshalb ich nicht an die Doktrin der Schwachsinnigkeit der Frau glaube. Thackeray macht nämlich an einer Stelle in seinen Werken die wohl etwas frappirende, aber im Grunde doch ganz richtige Bemerkung, dass jede Frau, die nicht gerade einen Buckel hat, die Macht habe, unter geeigneten Umständen jeden ihr beliebigen Mann zu ihren Füssen niederzuzwingen. Wären die Frauen wirklich die schwachsinnigen Geschöpfe, als welche sie Dr. Möbius schildert, wie „versimpelt“ wären wir Männer erst, wenn wir

solchen Geschöpfen jene Verehrung entgegenbrächten, die vielleicht das Anmuthigste und Beglückendste ist, was das gesellschaftliche Leben beiden Geschlechtern bietet. Den Vorwurf einer solchen Dummheit aber möchte ich auf meinem eigenen Geschlechte doch nicht sitzen lassen.

Dr. Moriz Haupt.

Am 29. Juli aber gab es noch ein kleines Satyr-Nachspiel:

Und nochmals der „physiologische Schwachsinn des Weibes". Eine Anzahl Briefe und Karten sind uns zugekommen, die durchwegs mit dem Verfasser des Feuilletons „Der physiologische Schwachsinn des Weibes" Dr. P. J. Möbius sehr scharf ins Gericht gehen. Da schon Dr. Moriz Haupt in einem geistvollen Feuilleton die Angriffe des Leipziger Neurologen zurückwies, können wir es uns versagen, die Fülle der Grobheiten zu reproduziren, welche nun auch in Budapest dem deutschen Gelehrten gespendet wird. Doch zur Charakteristik des Echos, welches Dr. Möbius weckte, sei der folgende Brief sozusagen als „Kostprobe" zum Besten gegeben: „Sehr geehrter Herr! Wären meine Mädels heute nicht 13 und 11 Jahre alt und ich nicht 32 statt 45 — so hätten mich meine Freunde als Diejenige bezeichnet, die Ihnen dieses „O Du . . ." über Dr. Möbius gesagt hat. Man thut dem „O Du . . ." wirklich zu viel Ehre an, wenn man über seinen Blödsinn Feuilletons schreibt. Dieses Buch hätte todtgeschwiegen werden müssen — das wäre das Richtige gewesen. Ich sehe jetzt Dr. Möbius in seinem Arbeitszimmer mit einer Regalitas im Munde — auf und abgehend. Auf seinem Schreibtische liegt ein Stoss Zeitungen, Briefe und Broschüren, alles Kritiken über seinen jüngsten Blödsinn. Er lächelt vergnügt, sieht im Geiste die hundertste Auflage seines Werkes — sieht sich reich an Gold und Ehren — dann aber lässt er traurig die Jahre der Arbeit und des Kämpfens an sich vorüberziehen, Jahre, während er nirgends beachtet worden und denkt bitter an jene Stunden der geistigen Unfähigkeit, in welchen er, verbittert ob seiner Misserfolge, „den physiologischen Schwachsinn des Weibes" anfing — und sagt sich: So ein Mob; mit hundert gescheiten Sachen kann man ihn nicht fesseln, aber ein Blödsinn — und er hängt." So stelle ich mir's vor. So und nicht anders. Denn ich allein stelle dem Herr Doktor wenigstens hundert Frauen vor, die erst als Frau Menschen geworden sind, und die trotz der Sorgen um Küche, Kind und Haus nicht nur nicht inferior geworden sind, sondern ihren einzigen Trost und Freude in geistiger Gymnastik finden, und die es auch zu etwas darin brachten. Und möchte ihm Männer zeigen, die nichts als gelderwerbende Maschinen sind, denen das Trinken und Kartenspielen die Erholung und die Tagesneuigkeiten der Zeitungen die geistige Nahrung ist. Uebrigens haben Sie Alles gesagt, doch wäre es mir lieber gewesen, wenn man den Mann todtgeschwiegen hätte. Sie haben aber für die Wahrheit gesprochen, drum drücke ich Ihnen warm die Hände. Ihre ergebene Malva Fuchs."

---

g) The Englishwoman's Review.

To adequately characterise this book requires the use of stronger language than is customary in The Englishwoman's Review. In a long preface to this — the third — edition of his production, Dr. Möbius complains of the animosity of his women critics. "Women writers," he says, "have nothing but disapproval for me, and this is understandable, for the women who feel I am right are not usually among the writers. I might, indeed, say that the want of comprehension, the many errors, and the hatred (Gehässigkeit) of the women critics do but prove that I have rightly gauged woman's mental capacity."

If it pleases Dr. Möbius to imagine that only a lofty masculine intelligence can appreciate his arguments — things of the past in England — about the lighter brain weight and the weaker physical structure of women, as compared with men, no particular harm is done. Women will go on using their brains, after they have been told that they have none to use, just as much as they did before. But that Dr. Möbius means much more is evident to the meanest feminine capacity. In answer to the objection that all women cannot be mothers, and that therefore motherhood cannot be a universal career, he frankly advocates illegitimate motherhood. Here are his words in the original: — "Wir mehr Mütter und mehr Menschenglück haben könnten, wenn nicht bloss in der Ehe erzeugte Kinder gelten lassen."

On the next page he bemoans the decline of the cloister system as one of the greatest pieces of folly of the Reformation and of Liberalism. His ideal for the future is that woman, having renounced the error of Liberty, will devote herself, not to her owe well-being, but to that of husband and children, or that man will put his foot down and say he will not hear of freedom for women. "Were men to do that seriously there would be an end of the 'Woman Movement."' Would there?

Really, this doctor is a sort of antiquarian curiosity, a kind of reincarnation of that Italian writer of the seventeenth century, who wrote a treatise to prove that women had no souls, and supported his assertions by the text: "Is it meet to take the children's bread and give it to dogs?"

At the request of the publisher, a selection of the adverse criticisms on "Schwachsinn des Weibes" appears as an appendix. They occupy more space than the subject matter itself!

III. Auszüge aus Collegenbriefen.

---

a)

Ich lese soeben die dritte Auflage „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“. Ich brauche Ihnen wohl nicht mitzutheilen, dass ich als Frauenarzt natürlich in allen wesentlichen Punkten mit Ihnen übereinstimme. Um so mehr hat es mich empört, dass Sie ihr Buch im Anhang mit der Wiedergabe so minderwerthiger Kritiken schänden; wenn es geistvolle Erwiderungen wären, würde der Werth Ihres Buches dadurch gehoben, aber derartig schwachsinnige (diesmal pathologische) Ergüsse wie von dem Baccalaureus sollten doch nicht abgedruckt werden. Dies ist Strassenkoth und gehört dorthin.

Ich richte — und dies ist der Zweck des Briefes — wie ich glaube im Namen vieler, die Bitte an Sie, bei weiteren Auflagen diese Kritiken fallen zu lassen. Höchstens wären die Kritiken der verschiedenen Frauen aufzunehmen, weil sie so amüsant sind und vor allem so schön das von Ihnen characterisirte Wesen des Weibes wiedergeben.

---

b)

Vielleicht komme ich einmal dazu, mich öffentlich zu Ihnen zu bekennen, obgleich meine schriftstellerische Thätigkeit sich in einer andern Richtung bewegt.

Diese Zeilen sind nun durch Zweierlei veranlasst. Einmal möchte ich mir erlauben, Sie auf eine längere Auslassung Nietzsche's (Jenseits von Gut und Böse § 234 ff.) hinzuweisen, die Ihnen vielleicht entgangen ist. Er sagt da unter Anderm (§ 241): Im Grundproblem „Mann und Weib“ vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen von „Flachköpfigkeit“ u. s. w. Mir ist das aus der Seele geschrieben; mir ist die Abneigung gegen das „Mulier in ecclesia“ angeboren; und dass der Mann eine höhere Varietät des Homo sapiens L. darstellt, als das Weib, das ist, Sie heben es ja selber hervor, durch die Geschichte schon längst erwiesen. Es ist aber, fürchte ich, nutzlos, der Frauenbewegung entgegenzutreten. Diese wird weniger durch das Drängen der Frauen begünstigt als durch eine Verweiblichung der Männer. Hier liegt die grosse Gefahr und dieser bedenkliche Prozess kann erst mit der jähen Unterbrechung der ganzen jetzigen Entwicklung durch Kriege, Seuchen oder sonstige Naturereignisse zum Stillstand kommen.

Mit besonderer Genugthuung haben mich zwei von Ihnen in Ihrem

Vorwort vorgetragene Ansichten erfüllt. Auch Sie betrachten die menschliche Seele nicht als eine knetbare Masse, der man jede Gestalt geben kann; auch Ihnen scheint die Seele vielmehr eine Summe gegebener Kräfte zu sein, an denen durch Erziehung und Ermahnung nicht viel mehr zu ändern ist. Ebenso scheinen Sie auch das viel überschätzte „Milieu“ mit misstrauischen Blicken zu betrachten. Als ob die Umgebung eine Kraft, eine schöpferische Kraft wäre, die Charactere umzugestalten vermöchte.

---

c)

Ich kenne Ihre Schrift „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ schon von der ersten Auflage her. Ich stimme im Grunde mit Ihnen überein; nur meine ich, dass sie in der „Unentwegtheit“ Ihrer Folgerungen auf zu straffe Wege gerathen. Dennoch fühle ich überall durch, dass Sie niemals Unrecht thun wollen, sondern immer nur die Wahrheit suchen. In dem Vorworte zur 3. Auflage haben Sie Ihren Standpunkt meist glücklich erläutert, obschon Sie auch in der 1. Auflage für vorurtheilsfreie Leser nicht unklar gewesen sind. Der Sache selbst haben Sie in Ihrem Sinne einen grossen Dienst erwiesen, dass Sie die „Kritiken und Zuschriften“ abgedruckt haben.

---

d)

Anbei erlaube ich mir Ihnen den Brief einer „klugen und schönen“ Frau zu schicken als Reagens auf Ihre Schrift über den physiolog. Schwachsinn des Weibes. Mir hat der Brief viel Spass gemacht und ich hoffe dasselbe von Ihnen, meiner Ansicht nach ist es ein Beweis für die Richtigkeit Ihrer Ansichten, denen ich vollkommen beipflichte. Ich halte die modernen Bestrebungen in der Frauenfrage für ein Unglück für das weibliche Geschlecht und freue mich, dass in der letzten Zeit es auch die Presse wagt, auf die Gefahren aufmerksam zu machen. Männlicherseits würde man entschieden viel mehr gegen diese meist unsinnigen Bestrebungen vorgehen, wenn nicht zu viele Männer, und auch solche an einflussreichsten Stellen — unter dem Pantoffel ständen.

---

e)

Ihre Schrift über die physiol. Schwachsinnigkeit des Weibes habe ich mit grossem Interesse gelesen und ich stimme, wenn das für Sie auch ohne weitere Bedeutung sein mag, im Wesentlichen mit Ihren Ausführungen überein. Auch der praktische Arzt hat Gelegenheit genug, wenn er nur zu

beobachten versteht, das Weib in seinen verschiedenen Lagen, Verhältnissen und Lebensaltern kennen zu lernen: Vieles habe ich in Ihrer Schrift bestätigt gefunden und habe sie daher mit grossem Vergnügen gelesen; unter Vergnügen verstehe ich aber die Freude an der Enthüllung von Wahrheiten, d. h. an der Wahrheit selbst, besonders wenn man sie von so berufener Seite bestätigt sieht.

Bei der Betrachtung, dass es dem Weibe im Allgemeinen unmöglich ist, selbständig zu schaffen oder Bahn zu brechen, fiel mir ein, dass ich früher darauf hingewiesen habe, dass die Ars obstetricia in alten Zeiten trotz theoretischer Bearbeitungen eines Hippokrates, Celsus, Galen nur in den Händen der Weiber lag, sie also im Praktischen keinen Concurrenten am Manne hatten, diese Kunst aber mit der Zeit so herunterbrachten, dass ein männliches Eingreifen später zur unbedingten Nothwendigkeit wurde.

---

f)

Der Allgemeinheit könnte überzeugender Unterricht in der Weiberseelenkunde vor Konfektions-, Juwelier- und Photographie-Schaufenstern ertheilt werden. Auch ein Museum von Weiberhüten, Korsets und culs de Paris würde gleichem Zwecke dienen.

Endlich hat's einmal eingeschlagen; wie das tolle Toben der Weiberkritiken gegen Ihre Abhandlung erweist. Meiner Ueberzeugung und Erfahrung zufolge wird die ganze Emanzipationsmache ihrer allgemeinen Bedeutung nach überschätzt. Das Gros denkt nicht daran mitzumachen und wird nie daran denken. Aber öffnet nur alle Schranken so weit wie möglich, desto schneller wird sich das stolze Ross überschlagen.

Interessant ist, wie die wüthigste unter Ihren Gegnerinnen mit der vernichtenden Auffassung einer Empfindung herauskommt — lediglich um ihres letzten Zieles willen — die bisher allgemein als des Weibes höchster Schmuck, Stolz und Ruhm galt: „Die Verheiligung der Mutterschaft gehört zu den konventionellen Verlogenheiten.“ (Zukunft vom 5. April 1902 S. 26!) Ich habe vom Wesen der Kinderliebe nie anders gedacht, habe aber am wenigsten von einer Frau, einer Mutter Zustimmung erwartet.

IV. Damenbriefe.

Brief an Herrn Marhold.

Die Redaktion der „Frauenbewegung“ kann weder eine Anzeige noch eine Besprechung des uns übersandten Buches „Möbius, Physiologischer Schwachsinn des Weibes“ bringen. Bis zum 23. Mai liegt es zur Abholung bereit. Eine gebührende Abfertigung erhielt das Buch von uns bereits in einer früheren Auflage. Wir bedauern, dass ein solches Buch, das nicht nur von Frauen, sondern auch von ernst denkenden Gelehrten verurtheilt wird, überhaupt mehrere Auflagen erleben konnte.

Hochachtungsvoll

M. Cauer.

P. S. Gegen Einsendung des Portos folgt das Buch per Post zurück.

Briefe an den Verfasser.

1) Erst kürzlich las ich Ihr Buch: „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ 4. Aufl. Sie sagen daselbst Seite 5: „Das Endziel oder das höchste Gut (man kann auch sagen: der Wille Gottes) besteht darin, dass im Ganzen des Raumes und der Zeit die Lust wachse (sich ausbreite und veredle) die Unlust abnehme. Je mehr und erfolgreicher sich ein Mensch dem höchsten Gute zuwendet, d. h. je mehr er den Willen Gottes thut, umso mehr ist er in einem höheren Sinne moralisch.“ — Trotz dieses schönen Ausspruches soll aber das Weib, angeblich infolge unentwickelter Windungen der Stirn- und Schläfenlappen seines Hirns nur zur thierischen Ausübung der Mutterpflichten da sein, durch welche es noch mehr versimpelt. Durch Studieren oder sonstige höhere Intelligenz verringert sich die Milchabsonderung, das Weib kann nicht mehr Mutter werden, und mit ihm geht das menschliche Geschlecht zweifellos zu Grunde. Desshalb soll das Weib nur dafür leben, um für sich den rechten Mann zu verlocken, sei es auch durch Lüge und Verstellung, möglichst oft Mutter zu werden, und später nach dem Klimakterium vollends schwachsinnig als hässliches, altes Weib allgemeines Entsetzen hervorzurufen! — Und das soll das höchste Gut, der Wille Gottes für das Weib sein? Aber verehrtester Herr Doktor, Sie müssen uns doch zu den Menschen rechnen? Der Mann müsste doch noch schwachsinniger sein zum heirathen! Wenn ich ein Mann wäre, ich möchte um alles in der Welt nicht mit solchem seelenlosen Kaninchen leben! — Im Allgemeinen haben Sie ja recht, es giebt viele solche Weiber, aber — bitte umarmen Sie mich noch nicht — es giebt auch viele derartige Männer! Es ist sehr zu verwundern, dass das so prachtvoll entwickelte

Gehirn des Mannes den Krieg und die Prostitution hat aufkommen lassen. Dadurch wird das menschliche Geschlecht am meisten geschädigt, die Unlust nimmt zu, es ist also gegen den Willen Gottes. Vor kurzem hörte ich im Vortrage eines Herrn Dr. med., dass in den Grossstädten 80% aller Männer wenigstens 1 mal an Syphilis oder Gonorrhoe erkrankten und dass 60% aller Frauenleiden durch Ansteckung des Mannes herrührten. In dieser Beziehung sind die Männer ekelhaft und es ist kein Heil von ihnen zu erwarten. Kein Wunder, wenn die klügsten Mädchen ehescheu werden, denn die Ehen sind entheiligt. Ibsen hat das erkannt, desshalb lässt er Nora dem brutalen Egoisten, ihrem Manne, davonlaufen, der nur in sie verliebt war und sie tanzen liess wie er wollte. Die Kinder sind bei andern Leuten besser aufgehoben als in solchen Ehen, das wusste Nora. Ich kann Ihnen nicht glauben, dass die Frauenbewegung, die doch gerade den Krieg und die Prostitution, diese Krebsschaden der Menschheit, abgeschafft haben möchte, eine Entartung ist (wie auch die gefüllten Blumen). Ich nenne beide eine Vervollkommnung, einen Fortschritt. Die Unsittlichkeit aber ist eine Entartung, denn: „Die Natur ist eine strenge Frau und bedroht die Verletzung ihrer Vorschriften mit harten Strafen. Sie hat gewollt, dass das Weib Mutter (der Mann Vater) sei, und hat alle ihre Kräfte auf diesen Zweck gerichtet. Versagt der Mensch den Dienst der Gattung, will er sich als Individuum ausleben, so wird er mit Siechthum geschlagen.“ Das haben sie selbst, verehrter Herr, so schön und richtig gesagt. Am allermeisten habe ich mich aber über den Satz Seite 67 gefreut: „Ich wenigstens würde Respekt haben, wenn ein Mädchen sagte: Das ist mein Kind, für das ich sorge, von wem ich es habe, geht euch nichts an.“ Da sind sie ja Feminist, lieber guter Herr Doktor, ich drücke Ihnen im Geiste die Hand als Anhänger unserer Emanzipationsbestrebungen! Es genügt nur nicht, blos Respekt vor solch' muthigen Mädchen zu haben, die zu Gunsten der Männer eingeführte doppelte Moral (warum theilt man die Männer nicht auch in 3 Theile wie die Frauen, in Ledige, Verheirathete und Prostituierte?) lässt die Polizei „gefallene Mädchen“ untersuchen und als Dirnen einschreiben, falls kein Mann als Beschützer für sie eintritt. Und wie ist es einem armen Mädchen möglich für sich und ihr Kind zu sorgen? (Reiche Mädchen werden geheirathet). Mit dem kleinen Kinde kann sie sich doch nicht vermiethen, hat sie doch auch genug zu thun für sich und das Kind Kleidung und Nahrung zu besorgen, das Kind täglich ein paar Stunden ausfahren genügt: „damit die Lust wachse und keine Unlust eintrete“! Haben sich aber die Ziele der Frauenbewegung, nämlich dass jedes Mädchen einen Beruf und ihr gutes Auskommen hat, verwirklicht, so könnte das Mädchen mit dem Kinde ohne Vater, Ihren Respekt, geehrter Herr, in vollem Umfange würdigen und geniessen. Jetzt könnte höchstens ein vernünftiger Mann, der keine gelehrte Frau als Kindermädchen haben will, solch ein Muttermädchen miethen. Auf ein Kind mehr oder weniger kommt's ihm nicht an, je mehr, desto besser! — Sie haben ganz recht, so wie das Leben jetzt eingerichtet ist „hängt die ganze Bedeutung des weiblichen Lebens davon ab, dass das Mädchen den rechten

Mann erhalte". — Der Mann hat das beste Gehirn und das gefüllte Portemonaie, die Hauptsachen zum Lebensgenuss! Desshalb möchten dies die Weiber auch haben, das ist gar nicht dumm, das Weibergehirn scheint demnach nicht so schlecht beschaffen zu sein. Oder sollen wir lieber wünschen, zum Thierreich zurückzukehren? Zum Rindvieh? Störrischer Ochse, dumme Kuh? Nein, wir wollen mit dem Manne vorwärtsgehen, natürliche Kulturmenschen sein. Der naturentfremdete Kulturmensch muss sich vom Lande seinen Gegenpart holen! Die fortschrittlichen Weiber werden geduldig die „Quälerei" der verschiedenen Examen durchmachen, die Geduld ist ihnen ja angeboren; „ein Mann würde sich empören oder davonlaufen, er hebt seine Geduld für die Gelegenheiten auf, wo es sich lohnt". Jawohl, im Männerstaate kann er das thun. Sie haben Schopenhauer oft citirt, im Kapitel „Ueber die Weiber" steht vieles so wörtlich, so wie Sie es gesagt haben, nur bedauert Schopenhauer die sogenannten Freudenmädchen aufrichtig und beweist in seinen Werken manchmal, dass er Herz hat. (Tat twam asi Liebe ist Mitleid). Schopenhauer war hässlich und reich, er hat die rechte Frau für sich nicht gefunden. Wahrscheinlich haben die Weiber nur sein Geld gewollt. Er hatte auch keine gute Mutter und urtheilt gewiss aus eigner Erfahrung so schlecht über die Weiber. Er war gegen die Bärte und trug desshalb keinen Vollbart, der doch die Hässlichkeit oft gnädig bedeckt, viele Männer beweisen das. „Das Hässliche ist hassenswerth". Sie haben das an den hässlichen alten Weibern gemerkt. „Aber gegen die geschlechtlich nicht mehr thätigen Weiber muss der Mann, von Specialfällen abgesehen, Gleichgiltigkeit oder gar mit Mitleid gemischtes Wohlwollen empfinden, sie thun ihm nichts mehr und die Erinnerung an die eigne Mutter sollte jeden zur Milde mahnen." — Ja, eine Mutter muss eben jeder Mann haben, das geht nicht anders! Wie edel, gegen seine alte hässliche Mutter milde zu sein! Die andern alten Weiber seiner Bekanntschaft können sich nun Gleichgiltigkeit oder mit Mitleid gemischtes Wohlwollen wählen. Ich bitte mir und meinem Briefe das letztere aus, denn ich muss Ihnen verehrter Herr Doktor, endlich gestehen, dass ich eine unnütze alte Jungfer bleiben musste und es für Sünde gehalten habe, den Männern etwas zu thun oder sie zu verlocken. Merkwürdigerweise ist bei mir aber, trotz des verfehlten Berufes, die Lust gewachsen. Ich möchte nicht wieder jung sein und bin sehr froh, dass ich keine Kinder zu erziehen habe. Wie soll man sie erziehen in dieser unvollkommenen Welt? Die Knaben zu Kanonenfutter oder für die dummen verlogenen Weiber? Die Mädchen einen Mann zu verlocken? Schrecklicher Gedanke! Nein, solange sich brutaler Egoismus mit Schwachsinn und Lüge paaren, kann's in der Welt nicht besser werden. Das ist meine instinktive Erkenntniss! Erst wenn die Ziele und Ideale der Frauenbewegung: gleichwerthige Männer und Frauen in glücklichen Ehen und in gemeinsamer Arbeit ihre Kinder zu edlen harmonischen Menschen erziehend, sich verwirklicht haben, dann erst kann die „Lust wachsen" und der Wille Gottes ist erfüllt.

Schliesslich muss ich Ihnen noch, da Sie die Frauenbewegung ganz falsch

beurtheilen, einige Aussprüche von an der Spitze stehenden Frauen mittheilen: Helene Lange sagt: Das letzte Ziel der Frauenbewegung ist Muttersorge im öffentlichen Leben. Hanna Bieber-Böhm: Wir brauchen Mütter, die ihre Söhne und Töchter zur Wahrhaftigkeit, Mässigkeit und Selbstbeherrschung erziehen und zu der Erkenntniss hinaufführen, dass Keuschheit und die allgemeine Einführung einer veredelten Monogamie zu den Grundbedingungen des Gesammtwohls und einer an Leib und Seele gesunden Menschheit gehören. Henriette Goldschmidt: Der Gedanke an eine, durch keine Regierung befohlene, allgemeine Wehrpflicht gegen die socialen Schäden unseres Volksthums hat sich des Gewissens der Frauen bemächtigt. „Die grosse Schuld der Zeiten, die Elend liess zu hohen Ehren kommen", soll getilgt werden. Das Mutterherz ist erwacht und wird rettende Thaten vollbringen. Marie Loeper-Houselle: Bildet Mütter, die ihre Kinder zu wahren Menschen zu erziehen verstehen. Lina Morgenstern: Der Gipfel der Frauenbewegung, den sie zu erreichen sucht, ist der Antheil an der Gesetzgebung, durch den allein die doppelte Moral aufhören und die Sittlichkeit unter den Menschen gehoben werden wird.

Klingt das nach: „Freiheit vom Kinde?" Doch: „Was ich denk' und thu, das trau ich andern zu", mir scheint, die Männer möchten möglichst frei sein! Da ist nur Heil von der Einsicht des Weibes zu erwarten, wenn sich alle emanzipirt haben, dann ist es aus mit dem „Männerstaate". —

2) Erst jetzt kam ich dazu, Ihr Schriftchen „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes" zu lesen, nachdem mich schon lange dessen Schlager als Titel angelockt hatte. In der vierten Auflage, die mir mein Buchhändler schickte, amüsirten und interessirten mich fast noch mehr als das Schriftchen selbst, die Urtheile ihrer verschiedenen Leser und Leserinnen.

Ueber das, was Sie, werther Herr, sagen, kann und mag ich nicht urtheilen, denn ich kann nur sagen: Sie haben fast in allen Stücken Recht. Das Weib war, ist und wird immer ein ganz anderes Geschöpf sein als der Mann. Seine Lebensaufgabe ist eine ganz andere und darum seine ganze Veranlagung eine andere, physisch und darum auch psychisch, denn genau derselbe Ton aus dem Waldhorn geblasen ist ein ganz anderer als auf der Violine gestrichen. Das Unbegreifliche, Unerklärliche, Unfassbare, das wir Geist nennen, ist auf Erden stets und vollständig abhängig von dem Instrument, durch das es in die Erscheinung tritt, und darum ist eben der Geist, der in dem Weibe des Menschen verkörpert ist, durch diesen sich äussert, immer und von jeher ein anderer gewesen, als der, welcher in dem Manne wohnt und aus diesem spricht.

Eben darum aber ist es eine ganz verkehrte Maassregel der neueren Frauenbewegung, wenn sie danach strebt, den Geist des Weibes mit denselben Mitteln, auf denselben Wegen erziehen zu wollen, wie man den jungen Mann erzieht, und den Wirkungskreis des Weibes auf die Bahnen und in die Arena zu verlegen, die von jeher der Tummelplatz des männlichen Geistes und der männlichen Kraft waren.

Wie weit die Frauen mit dieser dummen Bestrebung kommen werden,

wird sich ja zeigen. Man lasse sie nur gewähren. Von 100 jungen Mädchen die man auf die Gymnasien schickt, sind 99 doch froh, wenn sie im Hafen der Ehe landen können, und von 100 jungen Aerztinnen etc. etc. erreicht doch kaum eine Einzige die sechste Null, ohne vollständig mit ihrer Kraft am Ende zu sein.

Warum also werther Herr, mit Keulen todtschlagen, was von selber abfallen wird, warum der heutigen Culturmenschheit den Sport des Frauenstudiums nicht gönnen? Sie haben in allen Stücken Recht, Sie kennen das Weib aber doch nur schlecht, wenn Sie meinen, die Führerinnen der Sonderbewegung hätten eine starke Armee hinter sich. Es ist nur ein kleines Häuflein geldarmer Mädchen, die sich vor weiblicher Arbeit fürchten oder denen man dies erschwert, oder geldreicher Töchter sogenannt vornehmer Häuser, die sich diesen Sport erlauben können und diese Mode mitmachen wie eine andere. Also, ruhig Blut, lieber Freund!

Der Titel Ihres Werkchens ist, wie ich schon sagte, ein grosser Schlager, dessen Werth Ihrem Verleger wohl bekannt war. Aber warum überzeugen wollen, indem Sie mit einer Ohrfeige anfangen? Die Ausdrücke „Schwachsinn“ und „Weib“ lässt sich die moderne Frau nicht gefallen, auch wenn Sie tausend mal Recht damit haben. Ich persönlich würde mich, als ich vor 20 Jahren „Unserer Frauen Leben“ schrieb gehütet haben, mein Buch, „Das Leben des deutschen Weibes“ zu benennen, und mein Verleger würde damals vielleicht auch nicht darauf eingegangen sein. Wenn man den Patienten eine Pille oder Mixtur schlucken lassen will, muss man sie ihm mundgerecht machen. Ich glaube zu verstehen, was Sie unter „Schwachsinn“ meinen. Aber ebenso wie der Spinnenfaden verhältnissmässig eben so stark, wenn nicht stärker ist als das Schiffstau, ebenso ist der weibliche Geist vielleicht nicht schwächer als der männliche, nur ist seine Aufgabe eine andere, weil eben die Constitution des Weibes eine andere ist als die des Mannes. Stark und schwach sind eben da wie allgemein ganz relative Begriffe, ebenso wie gross und klein, gut und schlecht etc. etc. Vielleicht hätte man sich nicht so sehr alterirt über Ihr Werkchen und die Wahrheiten, die es enthält, wenn Sie „Ueber die physiologischen Grundbedingungen des weiblichen Geistes“ geschrieben hätten. Ein Schlager wäre dieser Titel allerdings nicht gewesen, aber auch keine Ohrfeige als Eröffnung der Discussion. Allerdings hätten Sie dann nicht die vielen amüsanten Zuschriften erhalten und wahrscheinlich würde ich unter der Masse derartiger Schriften an Ihrem geschätzten Werkchen achtlos vorübergegangen sein. Man kann doch nicht Alles kaufen und Alles lesen. So aber sprang mir der Titel in die Augen, ich bestellte, kaufte und las und diese Epistel ist die Folge davon.

„Umarmt“ will ich nicht von ihnen sein. Ich war in meiner Jugend keine Freundin von Umarmungen und bin jetzt 60 Jahre alt, habe weisse Haare und Zahnlücken, bin aber kein altes Scheusal, sondern nur

Sie hochachtungsvoll grüssend

meines Vaters Tochter

Sophie.

3) Zwei Tage ging ich an dem Buchladen vorüber, den dritten Tag kaufte ich mir Ihre Broschüre, die so viel angefeindete Ueberschrift hatte mich zu sehr gelockt. — Jetzt drängt es mich Ihnen zu sagen, wie ich bewundere, dass Sie die weibliche Natur so kennen!

Ich handle impulsiv, „instinktiv" — ein Mann würde vielleicht überlegen und finden, dass es gänzlich überflüssig. Ich bin aber so innerlich erregt durch Ihre Schrift, denn ich habe es schon so oft empfunden, dass uns die Männer in allem überlegen sind. Es ist alles so wahr, so richtig, was Sie sagen; wenn sich einem auch manchmal innerlich etwas zusammenzieht und man ordentlich schlucken muss, um es hinunter zu bekommen. Die gekränkte Eitelkeit!

Wenn die Mütter sich nur ordentlich klar wären, was sie als solche alles leisten können und wie sehr sie durch einen gesunden Körper den Geist des Kindes beeinflussen können. Denn mit den Anlagen wird der Mensch geboren. —

Ich bin absolut keine vollkommene Mutter, aber mein höchstes Bestreben ist es, gesunde Kinder zur Welt zu bringen und ihre Gesundheit zu erhalten. Ich bin fest überzeugt, dass eine Frau schon vor der Geburt viel dazu thun kann, natürlich muss man einen gesunden Mann heirathen. —

Ich bin auch eine aus einer grossen Kinderschar und weiss, welcher Segen es ist. Selbst habe ich erst 2 Kinder, denn unser Geldbeutel ist nicht gross, 1—2 möchte ich aber noch haben.

Diese ganze Frauenfrage lasse ich auch nur als Norhfall gelten, das einzig Richtige ist doch Mutter zu sein. —

Ich muss sagen, ich finde die Frauen entsetzlich dumm, wenn sie das von sich thun, wodurch sie die Männer beeinflussen, wenn nicht gar beherrschen können. Einem „Mann" werden solche Mannweiber stets ein Greuel sein. —

Sie, verehrter Herr Dr., haben das Weib, wenn es weiblich ist, sicher sehr gern, Sie müssen die Frauen überhaupt besonders lieben, da Sie ihnen so die Wahrheit sagen! Oder gilt es nur der Angst vor den vielen weibischen Männern?

Ich komme mir selbst ganz emanzipiert vor, solchen Brief zu schreiben. Vielleicht macht es Ihnen etwas Spass, wenn eine kleine Frau aus diesen Kreisen sich einmal äussert, Sie gehören ja zu den Beichtvätern. — Grade in unserer Gesellschaftssphäre sieht man oft Mütter, die anscheinend ein Brett vor den Kopf genagelt haben und die einem nicht glauben, wenn man sie überzeugen will.

Doch Schluss! Ich bin eben ein Weib und kann schwatzen.

Mein Name ist Beichtgeheimniss, denn mein Mann ist Offizier und Sie wissen, unsere Welt ist voll von beengenden Rücksichten.

Mit meinem Dank für alles was ich wieder durch Sie gelernt, verbinde ich unbekannter Weise einen freundlichen Gruss.

4) Recht seltsame Schreiben hat Ihnen fraglos Ihr Werk „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“ schon eingetragen. Und zu diesen gehört nun auch mein Brief.

Ich masse mir kein Urteil über Ihr Werk an, denn dazu bin ich nicht klug genug. Nach meinem Dafürhalten haben Sie — leider — in recht vielen Dingen recht, oft aber — Gott sei Dank — unrecht. Und es thut mir leid für Sie, dass Menschen und Leben Ihnen so trübe Auffassungen schufen. Aber dies alles ist nicht der Zweck meines Briefes. Ich spiele in demselben thatsächlich die Rolle eines Versuchers. Sie schreiben in Ihrem Werk, dass Sie auch die Frauen ehren, die ein uneheliches Kind ihr eigen nennen. Ich weiss hier ein noch junges Geschöpf, gut und bescheiden, aber „leider“ hübsch, und dies war wohl ihr Unglück. Sie will ihr Kind nicht verleugnen, auch die Sorge dafür keinem Fremden überlassen, aber sie sucht für den Knaben einen Namen, seiner Zukunft wegen. Wenn diese Sie nun bäte, den Knaben zu adoptieren, Herr Doktor?

5) Wenn Sie Ihre so sehr zutreffenden (!) unparteiischen (!) Artikel über die Weiber schreiben, möchten Sie nicht, um ganz gerecht zu sein, in denselben sich selbst und Ihresgleichen mit „Kerlen“ bezeichnen! Der Gegensatz von Männern ist „Frauen“, „Weiber“ ist aber Gegensatz von „Kerlen“!

Haben Sie keine Mutter gehabt? Eine Frau.

Damengedicht an den Verfasser.

Ach wir armen, armen Frauen
Leiden ja am Schwachsinn sehr
Und — da Sie's uns deutlich sagen
Fühlen wirs noch um so mehr.

Dass mit Irren und mit Kranken
Umgehen Sie bei Tag und Nacht
Hat zu Ihrem Buch gewisslich
Sie befähigt sehr gemacht.

Ausser diesen ist die Köchin
Wohl „Ihr“ einziger Verkehr
Und auch diese kann nicht kochen
Männer können's ja vielmehr!

Reisset, reisset Eure Strümpfe,
Herrn der Schöpfung all entzwei
Unser einziges Glück und Können
Ist zu stricken sie Euch neu.

Ich auch finde stets vortrefflich
Was gesagt wird und gemacht
Darum hab' ob Ihres Buches
Wie ein Kind ich auch gelacht.

Wär, ach wär doch nur die Erde,
Nichts als wie ein Erdenkloss!
Warum giebt's Musik und Künste
Warum Wissenschaften bloss!

Wenn ein gutes Buch wir lesen
Schlafen wir unfehlbar ein,
Höchste Harmonie auf Erden
Ist uns unsrer Kinder Schrein.

Ja, es leiden sehr am Schwachsinn
Wir vom schwächeren Geschlecht,
Aber glauben's Sie's, mein Bester,
Männer thun's oft erst recht!!

Heynemann'sche Buchdruckerei, Gebr. Wolff, Halle a. S.

Geschlecht und Unbescheidenheit.

Von

Dr. P. J. Möbius
in Leipzig.



Halle a. S.
Verlag von Carl Marhold.
1904.

Es handelt sich diesmal nicht um eine wichtige Sache, sondern um einen dreisten Jüngling, um den jungen Otto Weininger, der vor Kurzem Doktor der Philosophie geworden ist.

Am 26. Juni erhielt ich zur Besprechung ein dickes Buch mit folgendem Titel:

Geschlecht und Charakter. Von Dr. Otto Weininger. Wien und Leipzig 1903. W. Braumüller. Gr. 8°. XXIII u. 599 S. (8 M.)

Ich las es und hatte dabei eine recht unangenehme Empfindung, als ob ich in einen Copirspiegel sähe und mein eigenes Bild ins Unförmliche verzerrt erblickte. Der Verfasser trug ungefähr das vor, was ich vorgetragen habe, aber mit unerträglichen Uebertreibungen und allerhand unerfreulichen Zusätzen. Der Eindruck, den diese Karrikatur meiner Anschauungen auf mich machte, wurde dadurch nicht verbessert, dass der Verfasser ungezogen über mich sprach. Ich schrieb nach Wien, um mich nach dem unbekannten Verfasser zu erkundigen, und erhielt die Antwort, Weininger sei ein 24—25jähriger Jüngling, der zu den schönsten Hoffnungen berechtige. In meiner Besprechung, die ich in „Schmidts Jahrbüchern der gesammten Medicin“ (Augustheft) veröffentlicht habe, zog ich Weininger etwas an den Ohren, aber ich machte es nicht schlimm. Damit man sehe, es sei doch eigentlich gnädig dabei abgegangen, sei die Besprechung wieder abgedruckt.

„Es ist schwer, gerecht über W.'s Buch zu sprechen. Die Meisten werden es mit Widerwillen aus der Hand legen, und man kann ihnen nicht Unrecht geben. Jedoch hat es viele Vorzüge. Wenn auch der Vf. in sich das nicht überwunden hat, was er überwinden möchte, wenn es ihm hier an Sophrosyne, dort an positiven Kenntnissen oder wenigstens an Ein-

sicht in die Schwierigkeit der Sache fehlt, so finden wir doch in ihm einen hochbegabten Mann, der sehr viel gelesen hat, scharf zu denken sucht und, obwohl er sehr jung sein muss, mancherlei Erfahrungen gesammelt hat. Wenn ihn auch seine Leidenschaft für das Spielen mit Begriffen vor keiner Verschrobenheit zurückscheuen lässt und schliesslich zu Verkehrtheiten aller Art führt, so bleibt es doch erfreulich, dass er energisch auf eine denkende Zusammenfassung hindrängt.

Nun kommt aber die ungünstige Seite. Die meisten Gedanken über die Eigenart der Geschlechter, die der Vf. vorbringt, stehen schon in den Schriften des Ref., ja auch der Titel ist einer Titelreihe des Ref. nachgeahmt. Der Unterschied ist erstens der, dass der Ref. seine Sachen in anspruchsloser Form, oft wie gesprächsweise mitgetheilt hat, während der Vf. immer im hohen Chore redet und den Dingen ein philosophisches Mäntelchen umhängt, und zum anderen der, dass der Vf. die Gedanken übertreibt und verzerrt, theoretischen Spekulationen zu Liebe. Das alles wäre nicht schlimm. Man kann von einem jungen Manne nicht lauter eigene Gedanken verlangen, und wenn er die Gedanken systematisch vorträgt, so ist es auch ein Verdienst. Wenn aber ein Schriftsteller, nur um nicht als Plagiarius zu erscheinen, seinen Vorgänger verunglimpft, so hört der Spass auf und das Strafbare beginnt. Der Vf. verwahrt sich auf S. 344 gegen die Verwechslung seines „Standpunktes“ mit den „hausbackenen“ Ansichten von P. J. Möbius. Er steigert die Arroganz dadurch, dass er erklärt, die Behauptung des Ref., die talentirten Weiber seien Zeichen der Entartung, wäre irrig, die sexuellen Zwischenformen wären durchaus eine normale Erscheinung. Also der Mann im Philosophenmantel will bestimmen, was normal und was pathologisch sei!

Der Vf. nennt seine Arbeit „eine principielle Untersuchung“, er sollte sagen, eine, die alles auf die Spitze treibt. Wer sich von der Erfahrung überwachen lässt, der weiss, dass je mehr wir ins Weite und ins Tiefe kommen, alles um so düsterer und unsicherer wird. Wer aber alles aus der Idee deducirt, der hat leichtes Spiel, wenn er Consequenzen macht und da hinaus läuft, wo die Erfahrung im Stiche lässt. Jener kann, da wir über das Letzte doch nichts Sicheres wissen, milde

sein; dieser kennt keine Schonung, er weiss alles und richtet wie ein Gott.

Das Princip des Vfs. ist, dass der absolute Mann (M) dem absoluten Weibe (W) gegenüber stehe, dass aber die wirklichen Menschen M mit wechselnder Beimischung von W, oder W mit etwas M seien. Dadurch erleichtert er sich die Sache sehr, denn, wenn etwas mit der Erfahrung nicht stimmt, so kann er sagen, ja das liegt an der Beimischung von M oder W. Das Ergebniss ist, dass W keine Seele hat, dass es ihm an Charakter, Gedächtniss, Denken, Phantasie, Genie, Ethik ganz fehlt, dass sein ganzes Wesen Sexualität und sein eigentliches Thun Kuppeln ist. Ein Ich im eigentlichen Sinne des Wortes, Genialität, Logik, Ethik, Ästhetik, das Alles kommt nur M zu. Eine ganz eigenthümliche Färbung bekommt die Sache durch Hereinziehung der „Ethik" Kants. Sittlich ist nur ein Handeln aus Maximen, also ist die Mutterliebe nicht sittlich u. s. f. Der Kantianismus lässt den Vf. auch mit einer Absurdität enden. Weil im Coitus der Mensch nicht als Zweck, sondern nur als Mittel betrachtet wird, ist vollkommene Enthaltsamkeit allein sittlich, und dem Weibe ist nur dadurch zu helfen, dass es nicht mehr als Weib angesehen wird.

Das Buch W's ist deshalb so dick geworden, weil der Vf. seine Gedanken überhaupt hat loswerden wollen. Wir bekommen lange Vorträge über Genialität, Logik usw. zu hören, manches Gute (z. B. über die Erbärmlichkeit mancher modernen Psychologie), viele Schroffheiten. Vielleicht wird dem Vf. noch einmal bei seiner Gottähnlichkeit bange."

Die Strafe des Schicksals liess nicht lange auf sich warten. Ich bekam einen langen, etwas formlosen Brief W.s, der am 17. August in Syrakus geschrieben ist. Der Schreiber ist sehr entrüstet; ich hätte ihn des Plagiates, eines heuchlerischen, hehlerischen Benehmens und der Verlästerung Anderer beschuldigt; ich müsse entweder beweisen, was ich gesagt habe, oder öffentlich widerrufen. Er, W., gebe mir drei Wochen Zeit, dann werde er mich der böswilligen Verläumdung zeihen und mich zwingen, ihn vor Gericht zu verklagen.

Auf diesen Brief habe ich natürlich nicht geantwortet. Abgesehen von anderen Gründen steht mir der Sinn nicht nach per-

sönlichem Verkehre mit W. Jedoch bei näherer Überlegung der Angelegenheit bin ich zu der Ansicht gekommen, es möchte ganz gut sein, den „hingeworfenen Handschuh“ (so drückt sich W. aus) aufzunehmen. Denn es liegt mir daran, vor einem weiteren Kreise als vor dem der Fachgenossen zu erklären, wie ich über W.s Buch denke. Es wäre mir peinlich, wenn es je heissen sollte: „Möbius und Weininger sagen . . .“ Deshalb will ich reine Wirthschaft machen und W.s Buch so eingehend besprechen, wie es in einer Zeitschrift nicht möglich ist. Es wird dabei möglich sein, manche sachliche Bemerkung anzubringen, sodass der verneinende Geist nicht allein zu reden hat.

Habe ich gesagt, was ich sagen will, so bin ich mit W. fertig. Er kann dann drucken lassen, was er will. Verklagen werde ich ihn nicht. Ja, wenn es sich um silberne Löffel handelte — aber in schriftstellerischen Sachen brauche ich die Gerichte nicht, da werde ich schon allein mit meinen Gegnern fertig.

W. glaubt, ich hätte ihn einen Plagiarius genannt. Ei, wie werde ich denn!? Das wäre ja unhöflich, wohl gar eine Beleidigung. Nein, so etwas thue ich nicht. Auch ist ja der Wortlaut ganz klar, und nur dadurch, dass W. für einen Augenblick von seinem gewöhnlichen Scharfsinne verlassen worden ist, konnte er auf jenen unglücklichen Gedanken kommen. Ich habe gesagt, er habe gedacht, die Leute könnten ihn für einen Plagiarius halten, und deshalb habe er von oben herab und unschicklich von mir geredet. So wird es wohl auch gewesen sein. Mein Aufsatz über den physiologischen Schwachsinn des Weibes ist im Frühjahre 1900 erschienen. Er erregte ziemliches Aufsehen und war, wie W. in seinem Briefe schreibt, in allen Händen. W. war damals etwa 22 Jahre alt. Bei seiner erstaunlichen Frühreife muss man zwar vorsichtig sein, aber wahrscheinlich ist es doch, dass er damals noch im Werden war, dass sein philosophisches Lehrgebäude noch nicht errichtet war. Er wird das Heftchen gelesen, an den Gesprächen darüber theilgenommen und sich dann gesagt haben: „Ich werde einmal zeigen, wie man es machen muss, wie man das Problem im wahrhaft philosophischen Geiste bearbeiten muss.“ Als er dann sich hinein versenkte, kam er,

soweit wie das Thatsächliche in Frage kommt, zu denselben Ergebnissen wie ich, und darüber konnte er selbst nicht zweifelhaft sein, wenn er auch wusste, dass er mich an Tiefe und Gedankenreichthum weit übertrifft. Es war ihm unangenehm, denn so ein junger Mann möchte Anderen nichts verdanken, möchte ein Original auf eigene Faust hin sein. Es konnte jemand kommen und sagen: „Aha, da ist auch Einer, der über den physiologischen Schwachsinn des Weibes schreibt", oder „im Grunde behauptest du doch das, was Möbius behauptet hat". So wäre er als der Nachfolger eines Mannes erschienen, der sich so gemein gemacht hat, dass er Allen verständlich schreibt, der wahrscheinlich die höheren philosophischen Weihen gar nicht empfangen hat. Dem wollte er vorbeugen, und deshalb protestirte er gegen die Gemeinschaft mit meinen hausbackenen Ansichten. Wenn es mir auch gar nicht eingefallen ist, W. einen Plagiarius zu nennen, so habe ich doch seinen Titel eine Nachahmung genannt. Er schreibt nun, sein Titel sei schon im Anfange des Jahres 1902 gewählt worden. Natürlich ist es so, wenn er es schreibt. Er fügt aber hinzu, dass er vor der Veröffentlichung seines Buches meine Schrift „Geschlecht und Entartung" gesehen habe. Auf dem Umschlage dieses Heftes steht fünfmal „Geschlecht und —". Wenn jemand diese meine Titelreihe sieht und dann auch „Geschlecht und —" wählt, so zeugt das denn doch von Mangel an Zartgefühl.

Aber ich habe gesagt, die Hauptgedanken über die Geschlechtsverschiedenheit seien schon bei mir zu finden.

Natürlich denke ich nicht daran, zu behaupten, ich hätte funkelnagelneue Wahrheiten entdeckt. Die geistige Verschiedenheit der Geschlechter ist seit undenklichen Zeiten so oft besprochen worden, dass im einzelnen wohl schon alles gesagt worden ist, was überhaupt gesagt werden kann. Wenn man jedoch die wichtigsten in der Litteratur erhaltenen Aeusserungen durchgeht, so sieht man, dass es sich fast immer um Aperçus, Aphorismen, selten um zusammenhängende Gedankengänge handelt. Bei den Indern, im alten Testamente, bei den griechischen Dichtern, bei Plato und Aristoteles, bei den Römern, bei den Kirchenschriftstellern, überall findet man eine Menge

von Aussprüchen über das Weib, aber nirgends eine systematische Besprechung. Erst seit der Renaissance wird das Thema ausführlicher behandelt. Einige ältere Schriften, die die Vorzüge der Weiber darthun sollen, habe ich im „Schwachsinn“ citirt. Es sind aber auch Bücher gegen die Weiber erschienen. Eins, das über die Bosheit der Weiber handelt und in französischer Sprache verfasst ist, habe ich gelesen. Man findet da allerhand Behauptungen und als Belege historische Ausführungen; auf jeden Fall genügen solche Darlegungen unseren Ansprüchen nicht. Aber auch bei den Neueren ist verhältnissmässig wenig zu finden. Da sind die älteren Moralisten und die Dichter, die Philosophen und die (im weiten Sinne) anthropologischen Schriftsteller. Alles habe ich nicht gelesen, aber ich glaube doch das Wichtigste kennen gelernt zu haben. Bei den Dichtern und den Moralisten erwartet man von vornherein mehr Geistesblitze, als erschöpfende Besprechungen. Am meisten kann man wohl aus Shakespeare und aus Goethe lernen, nur muss man sich das Einzelne zusammentragen. In dem Aufsatze über Goethe und die Geschlechter habe ich versucht, ein Bild von Goethes Auffassung zu geben; etwas Zusammenhängendes kommt aber doch nicht heraus. Von den Philosophen ist Kant reich an guten Bemerkungen (bes. in der Anthropologie), er bleibt jedoch ganz fragmentarisch. Mehr bietet Schopenhauer, aber auch er lässt viele Lücken. Manche seiner Ausführungen hat E. von Hartmann vervollständigt, und dieser Philosoph hat auch der „Frauenfrage“ im engeren Sinne verdienstliche Auseinandersetzungen gewidmet. Ganz vortreffliche, aber abgerissene Bemerkungen verdanken wir Nietzsche. Alle die Genannten, von Shakespeare bis zu Nietzsche, stimmen in den Hauptpunkten überein, ein Ergebniss, das wohl zu beachten ist. Ihnen stehen die Gleichmacher gegenüber. Das sind meist Leute, die ihren Ausgang von politischen oder gesellschaftlichen Ansichten genommen haben und wegen ihrer Vorstellung von der Freiheit oder von der Gerechtigkeit die natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern beseitigen möchten. Am wichtigsten sind die Bücher von Mill und von Bebel geworden; es genügt, sie zu nennen, da sie als Quellen doch nicht in Betracht kommen. Die Vertreter der

Wissenschaft haben bis auf die neueste Zeit sehr wenig geleistet. Eine kurze, aber gute Besprechung des weiblichen Wesens findet man bei Ploss-Bartels. Das Buch von Ellis über Mann und Weib ist eine sehr fleissige und dankenswerthe Zusammenstellung, aber nach der Gedankenseite hin äusserst schwach. Das Beste scheint mir, wie ich schon früher gesagt habe, der Aufsatz von Lombroso-Ferrero zu sein. Ich sehe hier natürlich von den vielen Arbeiten ab, die einzelne Fragen behandeln.

Will ich mir all diesen Vorgängern gegenüber ein Verdienst zuschreiben, so könnte es nur das sein, zum ersten Male eine „principielle" Bearbeitung gegeben zu haben. Ich habe nicht auf einzelne Mängel oder Fehler des Weibes hingewiesen, sondern ich habe gezeigt, dass auf allen Gebieten, mit Ausnahme eines, die Gehirnleistungen des Weibes beträchtlich geringer sind als die des Mannes. Ich habe das damit begründet, dass das Weib ganz und gar Geschlechtswesen ist, und ich habe das teleologische Prinzip zum Führer gewählt. Der Zweck des Weibes ist, Kinder zu gebären und die Kinder, die länger als alle thierischen Jungen pflegebedürftig sind, zu pflegen. Nur als Mutter hat das Weib einen Vorzug vor dem Manne, das Organ der Kinderliebe ist bei ihm stärker entwickelt, sodass es den Kindern, und überhaupt den Schwachen und Hilfebedürftigen, mehr sein kann als der Mann. Aus diesen Aufstellungen habe ich mit mehr Entschiedenheit als meine Vorgänger praktische Folgerungen gezogen. Für neu halte ich ferner den Nachweis des zu dem angeborenen hinzutretenden erworbenen physiologischen Schwachsinnes und die Darlegung, dass die Talente der Mädchen männliche sekundäre Geschlechtsmerkmale sind, d. h. dass die ungewöhnlich begabten Mädchen eine Mischung weiblicher mit männlicher Art darstellen.

Nach mir ist nun W. mit seiner „principiellen Untersuchung" gekommen. Der vollkommene Mangel an Bescheidenheit, der dem Jünglinge eigen ist, drückt sich sehr gut in der Selbstanzeige aus, die er für die „Zukunft" (vom 22. August 1903) geschrieben hat. „Ich glaube in diesem Buch das psychologische Problem des Geschlechtsgesetzes gelöst und eine abschliessende Antwort auf die sogenannte Frauenfrage gegeben

zu haben". Er hat geleistet „eine völlig phrasenreine, bis zum letzten Ende menschlichen Wissens geführte Erforschung des Wesens der Frau und die Hebung der Streitfrage auf ein Niveau, auf dem die bisherigen Erörterungen sich nicht bewegt haben". Donnerwetter! Ich werde nun zeigen, dass das, was in W.s Buche brauchbar ist, schon von mir gesagt worden ist, und dass das, was er hinzugethan hat, milde gesagt, schwach begründet, gerade herausgesagt, Unsinn ist.

W.s Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste ist, wie er sagt, „biologisch-psychologisch". Das „Biologische" stammt natürlich aus Büchern. Es ist aber zuzugeben, dass W. fleissig gelesen hat und dass er die Sache geschickt mit seinen Lesefrüchten garnirt hat, dass die Aufmachung, wie sich die Kaufleute ausdrücken, gut ist. Der Jüngling schreibt mir zwar, ich als Mediziner hätte zu wenig biologische Kenntnisse, aber er kann mein Lob ruhig annehmen, denn ein bischen habe ich mich doch auch um die Sachen gekümmert. Nun habe ich sorgfältig gesucht, was etwa in diesem ersten Theile neu sein möchte, aber ich habe nichts gefunden. Es soll das kein Vorwurf sein. Die Fragen, die in Betracht kommen, sind vielfach besprochen, und der Hinzutretende hat nur unter den Ansichten zu wählen. W. schliesst sich den Ansichten an, die auch ich für die richtigen gehalten habe. Eine wichtige Frage ist die, wo steckt die Geschlechtlichkeit? W. antwortet im Anschlusse an Steenstrup (1840): im ganzen Körper. Ich habe gesagt (Ueber das Somageschlecht, Umschau, Januar 1903): jede Zelle ist geschlechtlich abgestempelt. W. sagt: jede Zelle ist geschlechtlich charakterisirt (p. 16). W. hat mich dabei nicht nachgeahmt (was in diesem Falle schon aus den Daten hervorzugehen scheint), sondern es ist ein glückliches Zusammentreffen. Bei mir will das nicht viel sagen, aber auch mit Schopenhauer hat W. sein Glück zusammengeführt. W. glaubt, das Naturgesetz entdeckt zu haben, nach dem die Geschlechter einander anziehen. Seine Erkenntniss habe ihn „zur Entdeckung eines ungekannten, blos von einem Philosophen einmal geahnten Naturgesetzes geführt" (p. 32). Im Folgenden trägt er die bekannten Anschauungen Schopenhauers vor. Später ist er bedenklicher geworden, denn in den Anmerkungen (p. 488)

sagt er, die Stellen Schopenhauers seien ihm, als er den Text schrieb, unbekannt gewesen, „so eng sich meine Darstellung speciell mit der Schopenhauers sachlich, ja manchmal wörtlich berührt". Diese Geschichte ist typisch. Die Capitel Schopenhauers über die Geschlechtsliebe sind das Erste, was ein junger Mann von dem Philosophen kennen zu lernen pflegt, und selbstverständlich hat sie auch W. gekannt, denn wie wäre er sonst dazu gekommen, von der Ahnung eines Philosophen zu reden? Aber als er schrieb, hat er die Gedanken, die Erinnerungen waren, für eigene Eingebungen gehalten. Das Gedächtniss, das nach W. beim Genialen überaus treu ist, hat ihn im Stiche gelassen. Wer einmal solchen Erinnerungstäuschungen unterliegt, dem widerfährt es öfter, und so erklärt sich manches. Aehnlich ist es auch W. bei seinem Leitmotive gegangen, dem „Principe der sexuellen Zwischenstufen". Abgesehen von den später zu besprechenden Uebertreibungen bringt W. doch gar nichts neues vor. Der Ausdruck sexuelle Zwischenstufen ist längst gebräuchlich, und dass die geistigen Abweichungen der männischen Weiber und der weibischen Männer zu ihnen gehören, das habe ich früher kurz, in der Abhandlung „Geschlecht und Entartung" ausführlich auseinander gesetzt. Diese Abhandlung erwähnt W. nicht. In dem Briefe an mich sagt er, er habe Kenntniss von ihr gehabt. Nun hat er entweder sie gelesen und dann hätte er, mindestens in einer Anmerkung, auf ihren Inhalt hinweisen müssen, oder er hat sie nicht gelesen, und dann hat er sich nicht so unterrichtet, wie es sich gehört hätte. In dem Capitel „die emancipirten Frauen" legt W. dar, dass das Bedürfnis nach Emancipation nur bei männlich gearteten Weibern vorhanden sei, und dass die sogenannten berühmten Frauen durch das Männliche in ihnen berühmt geworden seien. Ueber diese Dinge habe ich an verschiedenen Orten gesprochen, und ich habe mich nicht mit Behauptungen begnügt, sondern durch Besprechung der einzelnen Personen und besonders durch Prüfung der Vererbung die Aussagen begründet. Ich erinnere an meinen Aufsatz über die mathematischen Weiber, an die Ausführungen in der „Stachyologie" und in „Kunst und Künstler". Aber ich habe auch darauf hingewiesen, dass bei den verschiedenen Künsten

die Verhältnisse verschieden sind, dass z. B. Mathematik und bildende Künste ganz männlich sind, während an der Poesie das Weib (d. h. das principielle Weib W.s) einen Antheil zu haben scheint. Hätte W. darauf geachtet, so hätte er vielleicht weniger in Bausch und Bogen abgeurtheilt. Im Praktischen treffen wir wieder zusammen. Ich hatte gesagt, man solle den Weibern, die „einen Teil der sekundären männlichen Geschlechtsmerkmale, d. h. bestimmte Talente und den Drang nach Freiheit“ haben, nichts in den Weg legen, ihnen vielmehr ihren Weg erleichtern. W. sagt (p. 87): „Freien Zulass zu allem, kein Hindernis in den Weg derjenigen, deren wahre psychische Bedürfnisse sie . . zu männlicher Beschäftigung treiben“. Aber die „Frauenbewegung“ sei schädlich, weil Viele durch Mode, Ueberredung usw. verleitet würden, mitzulaufen und in ihren Schaden hineinzulaufen. So hatte ich gesagt. „Aber weg mit der Parteibildung, weg mit der unwahren Revolutionierung, weg mit der ganzen Frauenbewegung“, sagt W. Der erste Theil des Buches enthält noch ein Kapitel über „Homosexualität und Päderastie“. Dass er darin etwas Neues gesagt habe, wird W. wohl selbst nicht glauben. Er schliesst sich übrigens der richtigen Ansicht an, der auch ich mich angeschlossen habe, dass das verkehrte geschlechtliche Empfinden immer auf angeborener Anlage beruhe. Endlich stellt das 5. Capitel eine Art von Ueberleitung zum 2. Theile dar. W. betont darin, wie ich es gethan habe, dass die Psychologie auf Erkenntniss des individuellen Charakters ausgehen sollte, dass der „Charakterologie“ die Morphologie entsprechen müsse (dabei nennt er mich), dass die Physiognomik, die wir alle unwillkürlich ausüben, an sich berechtigt sei (vgl. meinen Aufsatz über Entartung).

Der 2. Theil des Buches ist überschrieben: die sexuellen Typen, d. h. es soll nun der Charakter des principiellen Mannes und des principiellen Weibes geschildert werden. Während aber der 1. Theil relativ nüchtern und geordnet ist, überlässt sich W. im 2. ohne Bedenken seinem Redebedürfnisse. Wir müssen alles hören, was ihm während seiner Collegien eingefallen ist, und die zum Thema gehörigen Ausführungen sind versteckt unter einer wuchernden Masse „philosophischer“ Gedanken. Es ergiebt sich, dass das principielle Weib ausschliess-

lich Geschlechtswesen ist, dass es in allen anderen Beziehungen negative Eigenschaften hat. Es fehlt ihm die Bewusstheit des Mannes, es lebt nicht sowohl in Begriffen als in Gefühlen, Gedächtniss und Phantasie gehen ihm ab, sein Handeln ist triebmässig, es hat kein Verhältniss zur Begriffsmoral, insbesondere steht es mit der Wahrheit auf gespanntem Fusse. Das ist der berechtigte Kern in W.s Ausführungen, und es ist thatsächlich eben das, was ich unter der Bezeichnung des physiologischen Schwachsinnes beschrieben habe. Aber freilich ist das von mir entworfene Bild durch schauderhafte Uebertreibungen verzerrt, und W.s Maasslosigkeit hat eine Karrikatur geliefert, vor der man erschrickt.

Weil das so ist, deshalb will ich mir die Mühe machen, nunmehr W.s Eigentum auszusondern und seinen Werth zu prüfen.

Aber ehe ich den Philosophen W. näher betrachte, will ich des sachlichen Interesses wegen auf die Frage nach der Abnormität der geschlechtlichen Zwischenstufen eingehen. W. behauptet schlankweg, sie seien eine normale Erscheinung, und er bildet sich ein, durch einige Citate den Beweis dafür geliefert zu haben. Es handelt sich um einige Thatsachen aus der Naturgeschichte, die allgemein bekannt sind, dass nämlich bei einigen Pflanzen Vermischung der Geschlechter vorkommt, dass hie und da ein Thier einige Merkmale des anderen Geschlechtes zeigt, dass weibliche Eigenschaften durch den Sohn auf seine Tochter vererbt werden können, usw. Es ist natürlich ganz lächerlich, auf solche Weise darthun zu wollen, der Hermaphroditismus beim Menschen sei eine normale Erscheinung. Vom normalen Menschen bis zum ausgeprägten Hermaphroditen führt eine Reihe von Stufen; je normaler der Mensch, um so entschiedener ist er Mann oder Weib, je näher er dem Hermaphroditen steht, um so abnormer ist er. Dass das vom Körperlichen gilt, haben längst alle Sachverständigen eingesehen; dass auch die scheinbar rein geistigen Abweichungen vom Geschlechtstypus krankhafte Erscheinungen sind, das einzusehen ist eben der Fortschritt. Wer klar denken kann, braucht eigentlich keine Beweise. Wer Beweise braucht, findet sie darin, dass jede, auch die geringste Abweichung vom Typus

die Fruchtbarkeit vermindert, dass in jedem Falle noch andere krankhafte Zustände nachzuweisen sind, dass durch den Gang der Vererbung der Zusammenhang des abnormen Geschlechtscharakters mit anderweiten Störungen dargethan wird. In „Geschlecht und Entartung“ ist die Sache genauer auseinandergesetzt. Es versteht sich doch eigentlich von selbst, dass über die Zugehörigkeit zum Normalen nur der urtheilen kann, der die Abweichungen kennt, d. h. der Patholog. Aber sobald wie allgemeine Begriffe in Frage kommen, scheint den Leuten Sachkenntniss entbehrlich zu sein. Neulich hat ein Zeitungsredakteur, der mich recensirte, gesagt, er wisse doch auch, was Entartung sei. Nein, Zeitungschreiber und Philosophen haben da nicht mitzureden. Bedauerlich ist, dass durch das Bestreben mancher der sogenannten Homosexuellen, sich für normal zu halten, immer neue Wirrungen entstehen. Sie halten etwas für wahr, weil sie es wünschen. Ihr bedrängter Zustand entschuldigt den Wunsch, aber an den Thatsachen wird dadurch nichts geändert.

Ich glaube, in „Geschlecht und Entartung“ gezeigt zu haben, wie weit das Princip der Zwischenstufen reicht, zum mindesten angedeutet zu haben, was sich daraus machen lässt. Aber man darf doch nicht übersehen, dass es nur eine beschränkte Geltung hat. Das ist ohne weiteres begreiflich, wenn man einsieht, dass das Zwischenreich der Pathologie gehört. Durch das Princip wird sozusagen das Terrain gereinigt, d. h. es werden die Formen ausgeschieden, die durch die Entartung zu unreinen Vertretern eines Geschlechtstypus geworden sind und die daher zu Irrthümern führen können. Es wird also durch das Princip eine vorbereitende Arbeit gethan, denn erst dann, wenn die Zwischenformen ausgeschieden sind, kann das Auge klar sehen. Die Erfahrung zeigt, dass die Zwischenformen um so seltener werden, je näher sie der Mitte zwischen beiden Geschlechtern stehen. Als Mitte hat man den Hermaphroditismus verus anzusehen. Er ist enorm selten. Etwas häufiger ist der sogenannte Pseudohermaphroditismus. Dann folgen die Hypospadie, die Gynäkomastie usw. usw. Alles Zustände, die noch als Curiositäten gelten. Relativ häufig sind die weibischen Männer und die männischen Weiber, deren

Abweichung sich hauptsächlich im Geistigen zeigt, während am Körper nur geringe Andeutungen des anderen Geschlechtes wahrzunehmen sind. Aber auch sie bilden nur einen geringen Bruchtheil des Volkes. Versuche zu Schätzungen sind nur bei den Personen mit verkehrtem Geschlechtsgefühle gemacht worden: In unserer entarteten Bevölkerung kann man etwa eins auf tausend rechnen. Noch grösser ist die Zahl der Personen, die für ganz normal gelten und bei denen nur die sorgsame Prüfung einzelne Charaktere des anderen Geschlechtes nachweisen kann. Ueber ihre Zahl ist begreiflicherweise nichts zu sagen. Sie verlieren sich allmählich in der annähernd normalen Masse. Aber auch dann, wenn man die Grenzen des Zwischenreiches weit steckt, bleiben die Zwischenformen immer Ausnahmen. Durch W.s Uebertreibungen, der die Zwischenformen für das Normale hält, wird die Auffassung von vornherein schief. Es ist gerade so, als ob Jemand sagen wollte: Von den Menschen, die ich kenne, ist keiner ganz gesund, also ist die Krankheit das eigentlich Normale. Wären in der That die Zwischenformen die Wirklichkeit und die Typen nur die gedachten Enden der Reihe, so wäre der Hermaphrodit das realste Geschöpf. Er ist es aber nicht, sondern er ist nur das Extrem einer krankhaften Abweichung. Um ihn gruppiren sich die schwächeren Grade der Abweichung von der rechten Art, alle zusammen aber sind eine Abart, die sich zum wirklichen Volke verhält, wie sich die weissen Mäuse zu den grauen verhalten. Das Ideal ist nicht der absolute Mann, das absolute Weib, von denen eins gar nichts mit dem anderen gemein hätte, sondern der absolute Mensch, der aus Gründen der Zweckmässigkeit in die beiden Geschlechter zerspalten ist. Der Grundstock menschlichen Wesens ist beiden Geschlechtern eigen, nicht principielle Unterschiede trennen sie, sondern ihre Verschiedenheit ist quantitativ. Der Demiurgos hatte sozusagen schon ein Modell für die Lebewesen geformt, als er einsah, dass er mit einer Doppelform mehr erreichen würde. Nun liess er Männlein und Weiblein ausgehen, und je nach der Aufgabe der Art liess er beide verschieden sein. Beim Menschen erwies es sich als zweckmässig, die einfache Urform beim Manne wesentlich weiter zu entwickeln, insbesondere das

Gehirn sehr reich auszustatten, während beim Weibe nur einige passende Verbesserungen anzubringen waren.

Hat das Princip der Zwischenformen seinen Dienst gethan, sind die Zwitterbildungen, wenigstens bis auf geringe Reste, ausgeschieden, so behalten wir die eigentliche Menschheit übrig, und sie zerfällt in richtige Männer und richtige Weiber. Weil wir bei Betrachtung der Zwischenformen alle als krankhaft erkannt haben, tragen wir als Gewinn den Satz davon: Je gesunder ein Mensch ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib.

Zur Erkennung der Geschlechtsunterschiede kann jenes Princip nichts helfen. Hier hilft überhaupt kein Princip, sondern die Erfahrung allein.

Dagegen zum Verständnisse der Verschiedenheit und zur Weiterführung der Untersuchung hilft wirklich ein anderes Princip, nämlich das teleologische. Nur muss es richtig verstanden werden. Das teleologische Princip ist, schulmässig zu reden, eine heuristische Methode, d. h. seine Anwendung besteht darin, dass gefragt wird, wie hätte sich die Sache gestalten müssen, wenn dieser oder jener Zweck verfolgt worden wäre. Das Princip behauptet also nicht, dass ein Zweck verfolgt worden sei, sondern es sagt nur: wenn dies beabsichtigt wurde, ist jenes zu erwarten. Jeder unbefangene Mensch verwendet dieses Princip, ja auch Die, die in abstracto dagegen eifern, können es in concreto nicht entbehren. Auch bei der Betrachtung der Geschlechtsunterschiede ist es thatsächlich nicht zu entbehren.

Andere Principien wüsste ich nicht zu nennen. Die Augen aufmachen und sich durch teleologische Betrachtungen in die Verhältnisse hineinfinden, das ist Alles. Dieser Weg führt nur zu bescheidenen Ergebnissen, aber er führt wenigstens nicht nach Wolkenkukuksheim.

Nun also zu dem Philosophen W.! Er ist, um es kurz zu sagen, eine unglückliche Figur, so recht ein Priester zweiter Classe, wie sich Dühring ausdrückt, und ein Scholastiker durch und durch. Er glaubt dadurch zu sachlichen Kenntnissen zu kommen, dass er ohne Rücksicht auf die Erfahrung verallgemeinert und das, was bedingungsweise gilt, für bedingungslos

gültig erklärt. Wo es heisst „einige“, da setzt er „alle“, wo es heisst „weniger“, da sagt er „gar nichts“. Der Scholasticismus besteht darin, dass man durch Hantieren mit Begriffen etwas zu erfahren glaubt. Er ist bequem und thut dem menschlichen Hochmuthe wohl. Je geringer das wirkliche Wissen ist, um so grösser ist die Neigung zur Scholastik, und deshalb neigen junge Culturen und junge Menschen immer nach ihr hin. Ist einer jung und hat er überdem etwas Anlage zum Hochmuthe, so wird ihn die Scholastik stark locken. Mit der Zeit wird er in dem Aburtheilen immer sicherer und dann urtheilt er mit gleicher Sicherheit über das, was man wissen kann, und über das, was man nicht wissen kann. Die Schamhaftigkeit des Denkens besteht darin, dass man mit zarter Scheu auf schwierige Fragen antwortet, lieber zu wenig als zu viel behauptet, und in dem Grade, wie die Möglichkeit der Erfahrung abnimmt, hervorhebt, dass unser Urtheilen nur ein Vermuthen ist. W. sagt einmal sehr richtig, wie es schon Lessing gethan hat, dass man immer am meisten von den Tugenden rede, die man nicht hat. Ueberaus häufig spricht er von der Schamhaftigkeit. Z. B. erklärt er so und so oft, das Mitleid tauge nichts, es sei nicht schamhaft, denn es respektire das Leiden des Anderen nicht. Sollte, nebenbei gesagt, W. einmal ins Wasser fallen und von einem menschenfreundlichen Retter herausgezogen werden, so möge er doch an diese Schrulle Nietzsches denken: Hätte der Andere sein Leiden respektirt, so könnte er es nicht mehr. Also, das, was W. fehlt, ist gerade die Schamhaftigkeit des Denkens. Ich will den jungen Mann nicht kränken und glaube gern, dass er sonst der schamhafteste Mensch sei, aber die Urtheile in seinem Buche sind schamlos. Es käme nicht viel darauf an, wenn das Ansehen der Philosophie nicht darunter litte. Leider ist die Schamlosigkeit ein altes Uebel der Philosophen. Unglaublich gross war sie bei den sogenannten nachkantischen Philosophen, und was war die Wirkung? Das freche Aburtheilen dieser Leute hat die Philosophie verächtlich gemacht, sodass kein anständiger Mensch mehr etwas mit ihr zu thun haben wollte, sodass schon der Name Philosoph ernsthaften Leuten den Geschmack verdarb. Der Ekel vor dem Indentaghineinreden der angeblichen

Philosophen bewirkte, dass auch die echten Philosophen nicht gehört, ja verachtet wurden, und dass andererseits die Gelehrten sich jeder philosophischen Bildung entschlugen und geradezu knotenhaft redeten, sobald wie allgemeine Fragen zu beantworten waren. Die Schamlosigkeit der angeblichen Philosophen ist daran schuld, dass der grosse Fechner sein Leben unbeachtet verbringen musste, während des Ruhmes Kränze auf gemeinen Stirnen entweiht wurden. (Es sei W. zur Ehre gerechnet, dass er mit Verehrung von Fechner spricht, aber ich kann ihn versichern, dass, wenn Fechner noch lebte, er ihn weit von sich weisen würde.) W. hat die schlimme Zeit nicht erlebt. Ich war Doktor der Philosophie, als er noch gar nicht auf der Welt war, ich habe die Begeisterung für Büchner, für Strauss, für Dubois-Reymond usw. erlebt, ich habe langsam die Theilnahme für Philosophisches wieder erwachen sehen, und ich hoffe, dass nun eine bessere Zeit kommen werde. Aber noch sind die Unwissenheit und der Verdacht überall gross. Lesen nun die Leute W.s Buch, so denken sie: Also so sehen die Philosophen aus, und wenden sich mit Grausen. Deshalb sage ich: Nein, so sehen die echten Philosophen nicht aus, so sehen die Spassphilosophen aus. Ich habe W. auch einen Priester zweiter Classe genannt. Damit meine ich nicht, dass er für irgend eine Religion einträte, sondern dass seine Lehre im Grunde eine rechte Pfaffenlehre ist. Er hat die Wahrheit und die Sittlichkeit gepachtet. Man lese p. 207 ff., ob nicht aus dieser Schwärmerei in Kantischen Redensarten der echte Pfaffenhochmuth spricht. Er behagt sich im Kantischen Rigorismus, weil er sich als reiner Pflichtmensch als unvergleichlichen Prachtkerl fühlt. Er hat sich aus Kant zusammengesucht, was ihm passt: Den Selbstzweck, das intelligible Ich, die absolute Freiheit usw., und diesen alten Unsinn schlägt er uns unzählige Male um die Ohren. Eigentlich steht dem W. der Kantianismus nicht. Er sieht aus wie ein junger Mann in einem modernen englischen Anzuge mit Zopf und Schnallenschuhen. Wie kommt es, dass er sich gerade in die Kantische Scholastik verliebt hat? Ich will es ihm im Vertrauen sagen. Er möchte anders sein, als er ist, und deshalb hat er gerade nach dem ihm Fremdesten gegriffen und sich darein verputzt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung wollen wir einmal sehen, was der philosophische Jüngling aus der Lehre von den Geschlechtsunterschieden gemacht hat. Damit der Leser eine Probe schmecken könne, will ich ihm einmal zeigen, wie W. spricht. Er entwirft eine Tafel des doppelten Lebens: links stehen Eigenschaften, die allen lebenden Wesen zukommen, Individuation, Wiedererkennen, Lust, Geschlechtstrieb, Enge des Bewusstseins, Trieb; rechts stehen Eigenschaften, die dem Manne allein zukommen. Individualität, Gedächtniss, Werth, Liebe, Aufmerksamkeit, Wille (p. 378). In den rechts stehenden Eigenschaften erkenne man die Idee des ewigen Lebens. „Wie jenes Leben von irdischer Speise sich nährt, so bedarf dieses der geistigen Atzung (Symbol des Abendmahles).“ Diese Worte stehen auf p. 379! Dann fährt er fort (p. 380): „Das absolute Weib, dem Individualität und Wille mangeln, das keinen Theil hat am Werthe und an der Liebe, ist, so können wir jetzt sagen, von jenem höheren, transscendenten metaphysischen Sein ausgeschlossen. Die intelligible hyperempirische Existenz des Mannes ist erhaben über Stoff, Raum und Zeit; in ihm ist Sterbliches genug, aber auch Unsterbliches. Und er hat die Möglichkeit, zwischen beiden zu wählen: zwischen jenem Leben, das mit dem irdischen Tode vergeht, und jenem, für welches dieser erst eine Herstellung in gänzlicher Reine bedeutet. Nach diesem vollkommen zeitlosen Sein, nach dem absoluten Werthe, geht aller tiefste Wille im Manne: er ist eins mit dem Unsterblichkeitsbedürfniss. Und dass die Frau kein Verlangen nach persönlicher Fortdauer hat, wird so endlich ganz klar: in ihr ist nichts von jenem ewigen Leben, das der Mann durchsetzen will und durchsetzen soll gegen sein ärmliches Abbild in der Sinnlichkeit.“ Na? Und einen solchen Mann wage ich zu tadeln!

Zu diesem tollen Schwadroniren ist W. nun freilich nicht mit einem Male gekommen, er hat sich vielmehr erst allmählich hineingeredet. Wir müssen daher vom Anfange anfangen.

Das 1. Capitel des 2. Theiles enthält einleitende Bemerkungen.

Das 2. handelt von dem Geschlechtstriebe, und in ihm

wird richtig gesagt, dass man nicht einem Geschlechte einen stärkeren Geschlechtstrieb zuschreiben könne als dem anderen. dass der Mann als der angreifende scheinbar mehr betheiligt sei, dass aber dafür die Geschlechtlichkeit das ganze Leben des Weibes erfülle. Die Spaltung des Triebes in Detumescenz- und Kontrectation-Trieb, die Moll vorgeschlagen hat, und die mir eine höchst bedenkliche Sache zu sein scheint, gefällt W. ausserordentlich, und schnell erklärt er ohne Gründe, das Weib habe nur den 2. Theil. Auch das ist eine recht dreiste Behauptung, dass das Weib im Gegensatze zum Manne von jedem Punkte der Hautfläche aus geschlechtlich erregbar sei. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, heisst es hier und im Weiteren unzählige Male.

Wichtiger ist das 3. Capitel. Die alte wohlbekannte Thatsache, dass im geistigen Leben des Weibes Gefühle eine wichtigere Rolle spielen als in dem des Mannes, giebt zu tiefsinnigen Ausführungen Veranlassung. Schopenhauer hat gesagt, Gefühl besage, das Etwas im Bewusstsein gegenwärtig sei, das nicht Begriff, nicht abstrakte Erkenntniss der Vernunft ist. W. erfindet einen neuen Ausdruck: Henide, und ist sehr stolz darauf. Nun heisst es, das Weib denkt in Heniden, der Mann denkt artikulirt, er lebt bewusst, sie lebt unbewusst: aut, aut.

Das 4. Capitel handelt von der Genialität. Natürlich lässt sich W. die Gelegenheit nicht entgehen, ausführlich darzulegen, was er sich unter Genie denkt. Man kann auch anderer Ansicht sein, indessen das gehört nicht hierher. Sehr gut hat mir folgender Satz gefallen (p. 133): „In der Jugend, so lange man selbst noch nicht gefestigt ist, sucht ja wohl ein jeder sich dadurch zu festigen, dass er den anderen anrempelt“. Der Schluss ist begreiflicherweise, dass Genialität dem Weibe nicht zukomme. Einverstanden.

Das 5. Capitel handelt von Begabung und Gedächtniss; wir erfahren, dass hohe geistige Fähigkeiten hauptsächlich ein gutes Gedächtniss voraussetzen. Das heisst freilich, das Pferd am Schwanze aufzäumen. Im allgemeinen ist das Gedächtniss eine Funktion der Grundkräfte, d. h. es merkt sich Einer das, wozu er befähigt ist. Ein begabter Mensch hat ein reicheres Leben als ein anderer, denn das, was er erlebt, erregt

ihn tiefer als den Oberflächlichen, und die Ereignisse prägen sich ihm deshalb ein, weil er einen bedeutenden Inhalt hineingelegt hat. Da im grossen und ganzen das Weib nur persönliche Interessen hat, an den Sachen keinen rechten Antheil nimmt, so wird selbstverständlich der Inhalt seines Gedächtnisses relativ ärmlich sein. Aber die Behauptung, für Ereignisse, die mit gleicher Gemüthsbetheiligung erlebt worden sind, habe das Weib ein schlechteres Gedächtniss als der Mann, ist rein aus der Luft gegriffen. Wenn also W. (p. 158) sagt, die Continuität des persönlichen Gedächtnisses fehle gänzlich beim Weibe, so schweift er wieder in Uebertreibung aus. Noch dreister ist die Aussage (p. 166), dem Weibe gehe jegliches Unsterblichkeitsbedürfniss völlig ab. Fühlt er denn bei dergleichen gar keine Scham?

Gedächtniss und Unsterblichkeit hängen so zusammen, dass das Gedächtniss die Erinnerungen am Vergehen hindert, sie nach W.s Redeweise zeitlos macht, dass das Zeitlose allein werthvoll ist, dass das Streben nach Werth daher in letzter Linie auf das Ewige gerichtet sei.

Beim Weibe fehlen Gedächtniss, Streben nach Werth, Verlangen nach Unsterblichkeit. Dieses Thema wird auch im 6. Capitel behandelt, das „Gedächtniss, Logik, Ethik“ überschrieben ist. Durch kühne Sprünge gelangt der Begriffskünstler auf die Logik (er nennt es „einen gänzlich neuartigen Uebergang“!) und stellt fest, dass es für das absolute Weib kein principium identitatis (und contradictionis und exclusi tertii) giebt, dass das Weib keine Logik besitzt. Dieser oft gehörte Satz ist in gewissem Sinne richtig, bei W. aber ist er falsch. Die Gesetze der Logik sind die des Willens selbst (vgl. meine Arbeit „über Schopenhauer“, p 179), nach ihnen läuft jedes ungestörte geistige Geschehen ab, und auch das Thier ist der Logik unterworfen. Der Mangel an Logik, der uns bei den Weibern so sehr auffällt, ist darauf zurückzuführen, dass sie theils nicht bei der Sache sind, theils unfähig sind, mit Begriffen grösseren Umfanges zu arbeiten.

Der Weg zur Ethik geht über das Gedächtniss. Alles Vergessen ist unmoralisch, „es ist **Pflicht, nichts** zu vergessen“. Dass ein Wesen, das kein Gedächtniss und keine Logik hat,

auch kein Verhältniss zur Ethik hat, das kann man sich denken. Das Weib ist nicht widermoralisch, aber es ist „amoralisch". Dieser von nun an unzählige Male wiederkehrende Ausdruck ist sehr komisch. Freilich könnte man die Weiber amoralisch nennen, denn sie beschäftigen sich am liebsten mit Amor, aber W. will sagen unethisch. Wenn jemand vor „diesbezüglich" (p. 287, 581) nicht zurückscheut, dann darf man allerdings von seinem Sprachgefühle nicht viel verlangen. Ich hatte gesagt, das Weib sei nicht unmoralisch, aber moralisch defekt. Schön klingt es auch nicht, aber immer noch besser als amoralisch. Gemeint hatte ich, die Moral des Weibes sei Gefühlsmoral, die Begriffsmoral sei nicht seine Sache. Bei W. giebt es überhaupt nur Begriffsmoral, also geht das Weib natürlich ganz leer aus. Das Hauptstück der weiblichen „Amoralität" ist die „Verlogenheit". Auf p. 187 wird die Verlogenheit fälschlich vom schlechten Gedächtnisse abgeleitet; ein guter Lügner braucht gerade ein gutes Gedächtniss (vgl. Talleyrand). An anderen Stellen wird sie anders abgeleitet. Ich hatte gezeigt, dass die relative Verlogenheit des Weibes durch die Nothwendigkeit der Verstellung im Geschlechtsleben und durch das Verlangen des Schwachen nach einer Waffe erklärt werde. Aber davon will W. nichts wissen, und er kennt nur die absolute Verlogenheit. Nach ihm lügt das Weib, auch wenn es die Wahrheit spricht (p. 384). Es widersteht mir, auf diese hohlen Declamationen weiter einzugehen. Nur noch etwas Scherzhaftes! Auf p. 193 heisst es: „Der Mann kommt sich gewissenlos und unmoralisch vor, wenn er an irgend einen Punkt seines Lebens längere Zeit hindurch nicht gedacht hat." Was für herrliche Männer müssen in den Hörsälen und Kaffeehäusern Wiens zu finden sein.

Das 7. Capitel eröffnet ein Collegium metalogicum, und ihm folgt ein Abriss der „Ethik". Die Pflicht ist alles, der Mensch hat nur Pflichten gegen sich selbst, und „es hat weiter keinen Sinn, dass er der Pflicht gehorche." Der Prophet fängt an, zu rasen.

Noch toller ist das 8. Capitel: Ich-Problem und Genialität, Variationen über das Thema: Der Genius ist der lebendige Mikrokosmus. Die endlosen Wiederholungen tragen sehr dazu bei, das Lesen schmerzhaft zu machen.

Das 9. Capitel, „männliche und weibliche Psychologie“, kehrt „zu der eigentlichen Aufgabe der Untersuchung“ zurück. Diesmal geht es glatt ab. Wir wissen schon, dass das Weib von Gedächtniss, Logik und Ethik entblösst ist. Nun heisst es kurz: „Das absolute Weib hat kein Ich!“ (ganz fett gedruckt), und alles wird noch einmal durchgekaut. Ich will nur auf Einiges hinweisen. Auf p. 253 steht ganz unsinniges Zeug über den Verbrecher. Auf p. 255 heisst es, der Mann sei deshalb weniger geeignet zur Krankenpflege, weil er die Schmerzen der Kranken nie mit ansehen könnte, dadurch völlig aufgerieben werden würde! Auf p. 255 wird ausgeführt, dass das Weib die Einsamkeit nicht kenne, „ein verschmolzenes Leben“ führe. Das ist richtig, denn der Zweck des Weibes macht eine Art von Parasitendasein nöthig. Der Vf. aber erkennt daraus, dass das Weib „keine Monade ist“ (die Männer sind nämlich welche). „Und wo die Sexualität erloschen ist, dort fehlt auch jedes Mitleid: im alten Weib ist nie auch nur ein Funken jener angeblichen Güte mehr“ (p. 256). Auf p. 257 beginnen schamlose Bemerkungen über die Schamhaftigkeit. „Der absolute Beweis für die Schamlosigkeit der Frauen liegt jedoch darin, dass Frauen untereinander sich immer ungescheut völlig entblössen.“ Man sieht hier, was für Vorstellungen W. von einem Beweise hat, und man fragt sich, wo er denn seine Erfahrungen gesammelt haben möge. Gegen den Schluss hin heisst es (p. 269): „So ist denn ein ganz umfassender Nachweis geführt, das W (d. h. das absolute Weib) seelenlos ist, dass es kein Ich und keine Individualität, keine Persönlichkeit und keine Freiheit, keinen Charakter und keinen Willen hat.“

Indem ich das alles noch einmal durchlese und jede Übelkeit dabei mannhaft niederkämpfe, fühle ich mich veranlasst, den Hut vor mir abzunehmen.

Man sollte es nicht glauben, aber es wird im 10. Capitel: „Mutterschaft und Prostitution“, noch ekelhafter. W. sieht ein, dass Jeder seinen Schmähungen die Mutterliebe entgegenhalten werde. Ja, sagt er, das bedeutet nichts, denn die Mutterliebe ist unsittlich, und überdem ist die Mutter nur die Hälfte vom Weibe, die andere Hälfte ist die Dirne. In Kants Sinne ist nur ein Handeln aus Maximen wahrhaft sittlich, das Gut-

handeln aus natürlicher Neigungist nur eine Art von Vorstufe. Nach W. aber ist es unsittlich, d. h. nach deutschem Sprachgebrauche verwerflich. Später erklärt er die Liebe überhaupt für unsittlich, und es zeigt sich dabei, was für eine dürre Pflanze W.s Ethik ist. Der gesund Empfindende wendet sich von einer Lehre, die mit Herzlosigkeit gleichbedeutend ist, entrüstet ab, ja Leute, die härter urtheilen als ich, möchten meinen, die „Ethik“ habe eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Ruchlosigkeit. Ueber die Mutterliebe will ich an einer anderen Stelle reden, es lohnt sich kaum, auf W.s Sätze einzugehen. Aber über die Dirne muss ich noch ein paar Worte sagen. Das Dirnenthum ist eine Form der Entartung, und die Dirne entspricht dem Verbrecher bei den Männern. Gewiss gehört zur Kenntniss des Menschen auch die des Verbrechers, aber die Criminalanthropologie ist ein Gebiet für sich, denn in halbwegs normalen Verhältnissen ist der Verbrecher eine Ausnahme. So ist auch die Dirne in einem noch nicht verrotteten Volke eine Ausnahme. Höchstens im Schmutze der Grossstadt mag es manchmal scheinen, als ob die Hälfte der Weiber aus Dirnen bestünde. Wäre es wirklich so, so wären wir längst zu Grunde gegangen. Ja, seinem eigenen Volke, das W. allerdings mit Schmutz bewirft, hat nur die Reinheit des Familienlebens die Existenz bewahrt, denn die jüdischen Frauen gelten mit Recht in ihrer Mehrzahl für gute Gattinnen und gute Mütter. Die Gleichstellung von Mutter und Dirne ist widerlich und sinnlos. Will aber W. jede Koketterie, die ja auch bei dem harmlosen Thiere vorkommt, zum Dirnenthume rechnen, so begeht er eine höchst tadelnswerte Verschiebung der Begriffe. Im Einzelnen trifft man begreiflicherweise noch viel Schlimmes, und der Jüngling behauptet allerhand Dinge, die niemand wissen kann, er am wenigsten. Muthvoll z. B. erklärt er, es gebe kein Weib, das nicht in Gedanken die Treue gebrochen habe, ohne dass es sich aber Vorwürfe machte. Auf p. 277 erfahren wir, dass bedeutende Menschen stets nur Prostituirte geliebt haben. Und so geht es fort.

Im 11. Capitel, „Erotik und Aesthetik“, beginnt das philosophische Phantasiren wieder. Ueber die kühne Aesthetik W.s, die in dem Satze gipfelt, die Natur werde von der Kunst ge-

schaffen, nicht umgekehrt, wollen wir nicht weiter reden. Es würde zu weit führen, und ich kann da auf „Kunst und Künstler" verweisen. Dagegen seien der „Liebe" W.s noch einige Worte gewidmet. W. bringt Liebe und geschlechtliches Verlangen in Gegensatz, beide zugleich seien nicht möglich, die Berührung zerstöre die Liebe. Etwas ist ja an der Sache, aber W. verzerrt wieder die Wahrheit. Vielleicht könnte man am besten von „scheuer Liebe" reden, wenn man die „hohe" Liebe meint, von der Wolfram von Eschenbach singt. Sie scheint unter drei Bedingungen vorzukommen, als Einleitung zur echten Liebe, als dichterische Fiction und als krankhafte Erscheinung. Die normale scheue Liebe ist Sache der noch unerfahrenen Jugend, die süsse „Eselei", das beliebte Thema der Dichter. Der schwärmende Jüngling weiss noch nicht, was er will, ist er aber ein annähernd normaler Mensch, so bleibt er nicht in diesem Stadium. Ist er ein Dichter, so wird er aus sozusagen technischen Gründen wünschen, dass die Schwärmerei von der Realität getrennt bleibe, denn jene ist seiner poetischen Thätigkeit förderlicher. Petrarca z. B. schlachtete seine scheue Liebe aus. Ueber das „Ewigweibliche" Goethes habe ich an anderer Stelle schon gesprochen. Unmerkliche Stufen führen in das Pathologische hinein. Im entarteten Menschen spaltet sich die Liebe, der Mensch zerfällt in Heinrich und Wolfram, und neben solchen Doppelwesen finden wir hier rein sinnliche, dort rein schwärmerische Menschen. Der Liebeschwärmer, der die Berührung scheut, zeigt stets auch andere Zeichen der Entartung; seine Karrikatur und Vollendung ist der an der sogenannten Erotomanie Leidende. Diese Dinge stehen in ziemlich naher Beziehung zur Hysterie, und gerade in W.s Darstellung ist der hysterische Charakter unverkennbar.

Das 12. Capitel mit dem tiefsinnigen Titel: „Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum", muss uns etwas länger beschäftigen. Gleich im Anfange (p. 342) steht ein schöner Satz: „Der tiefststehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe". Das unterstreicht er zweimal, der muthige junge Mann. Dann folgt die etwas unsaubere Ausführung über die Kuppelei. W. erklärt nämlich, das einzige Positive, was man vom Weibe aussagen könne, sei

das, dass sie kuppele. Es liegt auf der Hand, dass das Weib, dessen Lebensaufgabe die Fortpflanzung der Art ist, für die geschlechtlichen Angelegenheiten mehr Interesse haben muss als für alle anderen, dass sie in der Vereinigung der Geschlechter und im Kinde den Sinn des Lebens sehen und, stolz auf ihren Beruf, den Dienst ihres Gottes, soweit wie die Sitte es gestattet, fördern wird. Wozu also W.s Declamationen!?

Den Einwurf, es gebe doch weibliche Personen, die anders seien, als er das Weib schildert, weist W. mit der Erklärung ab, solche seien hysterisch. „Jene Frauen, die als Beweise der weiblichen Sittlichkeit angeführt werden, sind stets Hysterikerinnen“ (sic). Nun folgt eine lange Auseinandersetzung, in der der junge Doctor der Philosophie uns klar macht, was es eigentlich mit der Hysterie auf sich habe. Im Anschlusse an die Lehren von Breuer und Freud betrachtet er die hysterischen Störungen als die Wirkungen eines inneren Kampfes. Der natürliche Mensch im Weibe verlange durchaus nach der geschlechtlichen Vereinigung, ihm trete aber eine zweite Persönlichkeit gegenüber, denn durch Erziehung und Sitte seien dem Weibe die männlichen Anschauungen von Schamhaftigkeit, Jungfräulichkeit usw. suggerirt worden. In ihrer unbewussten Verlogenheit halte die Patientin das künstliche Ich für das wahre, das echte für den Feind, oder den „Gegenwillen“. Dadurch, dass das natürliche Ich unterjocht werde, entstehe die Krankheit, die geheimen Wünsche werden in körperliche Störungen „konvertirt“, wie Freud sagt. An alledem ist so viel richtig, dass der Kampf zwischen Fleisch und Geist (um es kurz zu sagen) im weiblichen Leben eine grosse Rolle spielt, und dass doch viele weibliche Personen kein Bewusstsein davon haben, weil von vornherein das fleischliche Ich unter die Schwelle des Bewusstseins gedrückt wird; ferner, dass bei Personen mit hysterischer Anlage der innere Kampf sich sehr oft in hysterischen Symptomen entlädt, und dass Viele, die wegen übermenschlicher Tugend gerühmt worden sind, in Wirklichkeit Hysterische gewesen sind (Büsserinnen, Heilige). Dagegen kann davon gar keine Rede sein, dass bei allen Hysterischen der Widerstreit zwischen Begehren und Sitte zu Grunde liege, noch weniger davon, dass ein solcher Wider-

streit hysterisch mache. Die Hypothese von Breuer und Freud ist durchaus nicht allgemein anerkannt, auch ich halte sie für eine unzulässige Verallgemeinerung. Doch das sind schliesslich innere Angelegenheiten der Neurologen. Charakteristisch ist, dass in diesen schwierigen Fragen, bei denen die Sachverständigen nicht einig sind und nur mit Vorsicht reden, der philosophische Jüngling gar keinen Zweifel kennt; er schwadronirt darauf los und wäscht den Aerzten den Kopf. Ich will nur noch einige Curiositäten notiren. „Wer aber sich hypnotisiren lässt, der begeht die unsittlichste Handlung, die denkbar ist“ (p. 364). Der Scharfsinn der Hysterischen ist nach W. ein Theil der suggerirten Pseudo-Persönlichkeit! Nebenbei gesagt: Die Mehrzahl der Kranken ist eine stumpfsinnige Gesellschaft, und der Scharfsinn ist bei den Hysterischen gerade so eine Ausnahme wie sonst. Die Hysterische ist nach W. der Typus der folgsamen Frau und ihr Gegentheil, die Megäre, ist nie hysterisch (p. 368). Es sollte mich freuen, wenn W. einmal nähere Bekanntschaft mit der hysterischen Megäre machte. Frigide Frauen „sind, wie ich, in Übereinstimmung mit Paul Solliers Befunden, hervorheben kann, stets Hysterikerinnen“ (p. 370). Wo mag sich denn der Kliniker W. seine werthvollen Erfahrungen erworben haben?

Der zweite Theil des Capitels (der Sinn im Universum) ist grauenhaft. Aus ihm stammt die auf p. 19 wiedergegebene Stelle. Es geht ganz nach der Art der früheren Spassphilosophen zu: Der Mann ist das Subjekt, das Weib das Objekt, der Mann ist die Form, das Weib die Materie, der Mann ist das Etwas, das Weib das Nichts. Das Weib ist die Schuld des Mannes, der Verbrecher im Manne hat das Weib geschaffen, denn es ist nichts als die Objektivirung seiner Sinnlichkeit. Wenn jemand gar keine Scheu kennt, dann hat er freilich leicht philosophiren.

Das Abscheulichste im ganzen Buche ist das 13. Capitel, und bei ihm hat die Uebelkeit über meinen guten Willen gesiegt. Dieses Capitel, das ebensogut hätte wegbleiben können, handelt vom Judenthume, d. h. W., der erklärt, er sei selbst Jude, schimpft unbändig auf das Judenthum. Dem Juden wie dem Weibe fehle die Persönlichkeit, der Geist, „die kantische Ver-

nunft“, der Jude sei kein Gentleman, sei ganz schamlos, usw. Inwieweit W. Unrecht hat, das habe ich nicht zu untersuchen, aber dass eine solche Prostitution ekelhaft ist, das weiss ich.

Nun kommen wir, Gott sei Dank, zum letzten Capitel, „Weib und Menschheit“, und auch bei ihm können wir uns kurz fassen. Das Weib ist, wie wir wissen, die verkörperte Geschlechtlichkeit und sonst nichts. Wird die Geschlechtlichkeit verneint, so muss das Weib verschwinden, und die Geschichte ist aus. In der That sagt W. (p. 456): „Es ist aber gezeigt, dass die Frau nicht *ist*, und in dem Augenblicke *stirbt*, da der Mann gänzlich nur *sein* will“. Die „Ethik“ lehrt, dass der Mensch nie als Mittel, sondern immer nur als absoluter Zweck zu betrachten ist. In der geschlechtlichen Vereinigung aber wird der Mensch als Mittel betrachtet. Die Ethik verlangt daher vollkommene Keuschheit, Aufhören der Geschlechtlichkeit, Tod des Weibes. Hätte W. sein Buch so endigen lassen, so wäre Consequenz in dem Unsinne. Aber nein, der Hase schlägt einen Haken. W. macht schnell eine neue Entdeckung und sagt (p. 450): „In der Frau ist noch . . . eine letzte, wenn auch noch so kümmerliche Spur der intelligiblen Freiheit; wohl deshalb, weil es kein absolutes Weib giebt.“ Also der Hermaphroditismus rettet dem Weibe das Leben. Die „kümmerliche Spur der intelligiblen Freiheit“ (!) scheint mächtig zu wachsen, wenn der Mann von dem eigentlichen Weibe nichts mehr wissen will. Auf p. 457 lesen wir, dass, wenn der Mann vollkommen keusch ist, allerdings das Weib untergeht, „aber nur, um aus der Asche neu, verjüngt, als der *reine* **Mensch** sich emporzuheben.“

Man könnte glauben, W. scherze, aber er scherzt niemals. Natürlich fällt einem das 4. Buch des jungen Schopenhauer ein: Der Wille wendet sich, verneint das Bisherige und macht der Noth ein Ende. Aber bei Schopenhauers Phantasieen hat man den Eindruck des tiefsten Ernstes, und bei W. hat man ihn nicht. Die Geschichte macht den Eindruck einer hysterischen Contrefaçon. Ich sage nicht, dass es ihm nicht Ernst sei, aber es macht den Eindruck, als wäre es nicht. Mit peinlichem Gefühle, Widerwillen gemischt mit Bedauern, schliesst man das Buch.

Wie kommt es, dass es dem bedauernswerthen jungen Manne so sehr missglückt ist? In den alten Zeiten ist es zuweilen vorgekommen, dass sich Ungeduldige, denen der rechte Weg zu lang vorkam, dem Teufel verschrieben, um ihre Wünsche befriedigt zu sehen. Der Teufel versprach, ihnen alles Gute rasch und ohne Mühen zu verschaffen, am Ende aber war es Wind, und die Geschichte ging betrübsam aus. Das ist W.s Schicksal: Er hat sich dem Begriffsteufel verschrieben, und dieser hat ihn geäfft. Dem Menschen ist die Vorschrift gegeben, sich mit saurer Mühe Erfahrungen zu erwerben. Erfahrung auf Erfahrung legend baut er sich eine Treppe, die ihn allmählich zu weiterer Umsicht führt. Fliegen kann er nicht. versucht er es, so ereilt ihn das Schicksal des Ikarus. Das Besondere an W.s Schicksal ist, dass er versucht hat, zwei Herren zugleich zu dienen. Im ersten Theile seines Buches hat er versucht, sich auf festen Boden zu stellen, und obgleich sich sein hochfahrendes Wesen schon da verräth, so hat er doch mit seinem „Principe“ der Zwischenformen einen relativ brauchbaren Leitfaden gewonnen. Wäre er diesem Principe treu geblieben, so hätte er einsehen müssen, dass die Verschiedenheit der Geschlechter immer nur relativ sein kann. Zwischenformen wären ja sonst nicht möglich. Aber der böse Geist hat ihm eingeblasen, er dürfe die Relativität nicht anerkennen, das sei Oberflächlichkeit, er müsse auf das Absolute ausgehen. Diesem bösen Geiste dient W. im zweiten Theile seines Buches, und so zerstört er wieder, was er im ersten Theile, als er sich noch an bewährte Muster anschloss, aufgerichtet hat. Wie kann sich das mischen, was „principiell“ verschieden ist? Kann der Charakter, „ein konstantes einheitliches Sein“, in Stückchen zertheilt werden? Lässt sich das intelligible Ich zerspalten? Ueberall herrscht die greulichste Wirrniss, und nichts passt zusammen. Will W. ein Priester zweiter Classe sein, so begnüge er sich mit der Scholastik, dann bildet er wenigstens „ein einheitliches Sein.“ Dann braucht er die biologischen Kenntnisse, von denen er sich mit Mühe eine so grosse Menge verschafft hat, gar nicht, und alles geht leicht im reinen Aether des Gedankens vor sich. Aber nach beiden Seiten hin dienern, rechts Biolog und links Scholastiker sein, das geht nicht.

W. ist ein geistreicher Mensch (vgl. p. 132), wäre es nicht besser, er schriebe Feuilletons?

Nun nehme ich für immer von W. Abschied. Es ist wahr, ich habe ihn ein wenig gezaust, aber da trösten mich seine eigenen Worte. Er sagt (p. 230), man beweise einem seine Achtung dadurch, dass man sich mit ihm beschäftigt, und man ehre ihn, wenn man ihn zu erkennen sucht. Also muss er doch einsehen, dass ich ihn achte und ehre.

5

Über den moralischen Schwachsinn des Weibes.

Von

Katinka v. Rosen.

Mit einem Vorwort von Dr. P. J. Möbius nebst einigen ausgewählten Kritiken und Briefen.

Zweite Auflage.



Halle a. S.,
Verlag von Carl Marhold.
1904.

Vorwort des Herrn Dr. P. J. Möbius.

Der Aufforderung, zur zweiten Auflage des Aufsatzes der Frau von Rosen „Über den moralischen Schwachsinn des Weibes" eine Vorrede zu schreiben, komme ich besonders deshalb gern nach, weil ich ein paar Bemerkungen über den Titel machen möchte. Dieser nämlich könnte leicht irre führen. Einmal nennen die Ärzte „moralischen Schwachsinn" einen auf Entartung beruhenden Zustand, bei dem der Mensch leicht zu Vergehen und Verbrechen gelangt, weil ihm Mitgefühl und Gerechtigkeit fast ganz fehlen, obwohl seine sonstigen Fähigkeiten nicht im höheren Grade gestört sind. Einen solchen abnormen Zustand meint die Verfasserin natürlich nicht. Zum anderen könnte die Meinung entstehen, als wäre der „moralische Schwachsinn" ein Gegenstück zu dem von mir definierten „physiologischen Schwachsinn". Diese Auffassung wäre ein Irrtum. Ich bezeichne mit den Worten „physiologischer Schwachsinn des Weibes" die Tatsache, daß alle Gehirnleistungen des gesunden Weibes geringer sind, als die des gesunden Mannes, wenn von der Kinderliebe abgesehen wird. Sind aber alle geistigen Fähigkeiten außer der Kinderliebe beim Weibe relativ schwach, so gilt das natürlich auch von den moralischen Fähigkeiten oder den diesen zu Grunde liegenden Vermögen. Also ist das, was die Verfasserin meint, nur

eine Teilerscheinung des physiologischen Schwachsinnes. Bedenkt man, wie die verschiedenen Handlungen, die herkömmlicher Weise moralisch genannt werden, zustande kommen, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß eine Abtrennung „des Moralischen" von den anderen Geistestätigkeiten nicht wohl möglich ist. Selbstbeherrschung z. B. ist an sich noch nichts Moralisches, denn es kann auch ein Bösewicht sie in hohem Grade haben, und deshalb zu mehr Bösem befähigt sein als ein Anderer. Wenn aber die anderen Fähigkeiten als gleich angenommen werden, so wird der, der sich beherrschen kann, moralisch tüchtiger sein als der, der von seiner augenblicklichen Erregung überwältigt wird. Wie der Mangel an Selbstbeherrschung zu törichten und schädlichen Handlungen geneigt macht, so hemmt auch Mangel an Urteilskraft das Gute, denn der sogenannte gute Wille kann nicht verhindern, daß die Umstände falsch beurteilt werden und schließlich der Nächste zu Schaden kommt. Man bedenke den Einfluß der Feigheit, den der Eitelkeit, die Herrschaft überkommener Irrtümer oder Vorurteile. Überall zeigt es sich, daß das rechte Handeln eine Reihe verschiedener Fähigkeiten voraussetzt. Es würde also der richtige Titel der Rosen'schen Schrift eigentlich zu lauten haben: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes in moralischer Hinsicht.

Natürlich hat die Verfasserin in ihrem kurzen Aufsatze nur eine Skizze geben können, nur auf diese und jene besonders auffallenden Züge hinweisen können. Wollte man das Thema gründlich abhandeln, so gäbe es eine große und schwierige Arbeit. Man müßte sich doch wohl zuerst fragen, was ist Moral? Darauf könnte

man antworten: die Richtschnur des Handelns, und als oberstes Gesetz könnte man etwa das hinstellen: handle in jedem Falle so, daß es dem Ganzen möglichst vorteilhaft ist. Es versteht sich von selbst, daß man in der Praxis so nicht auslangt, denn der Einzelne kann durchaus nicht immer wissen, was dem Ganzen nützt, was nicht. Man sagt also dem Einzelnen: handle nach bestem Wissen und Gewissen, d. h. tue das, was dein Gewissen dir rät, und bist du zweifelhaft, so erwäge den Vorteil des Ganzen so gut, wie du es kannst. Direktoren des Handelns sind demnach ein moralisches Gefühl, dessen Vorhandensein beim annähernd normalen Menschen angenommen wird, und das vernünftige Denken. Da nun Mann und Weib sehr verschieden sind, sind vielleicht auch die Direktoren des Handelns bei den Geschlechtern nicht dieselben. Daß das vernünftige Denken des Mannes anders beschaffen ist, als das des Weibes, das steht außer Zweifel. Daß das weibliche Gewissen dem männlichen nicht gleicht, das ist für manche Fälle ebenfalls sicher, für andere Fälle wenigstens wahrscheinlich. Die Direktoren des Handelns können nur die Direktion geben; ob das Streben zu einem wirklichen Handeln wird, das hängt von der Größe der Widerstände ab. Die verschiedensten Triebe, Neigungen, Abneigungen, Leidenschaften, Affekte, Gewohnheiten, im weiteren Sinne auch die äußeren Umstände, alles kann das Streben fördern oder hemmen, und alles ist anders bei dem Weibe als bei dem Manne. Bedenkt man nur diese wenigen Bemerkungen, so sieht man schon, daß die gerechte Beurteilung männlicher und weiblicher Moralität keine einfache Sache ist. Hier wie überall ist es Unrecht

und Torheit, beide Geschlechter mit dem gleichen Maße messen zu wollen. Wollte man z. B. aus der verschiedenen Kriminalität einen Schluß auf die Moralität ziehen, so vergäße man, daß die äußeren Umstände ganz verschieden sind, ebenso die inneren Antriebe. Man vergäße aber auch, daß die Verfehlungen allein kein Maß geben, daß man vielmehr die positiven Leistungen auch vergleichen müßte. Will man ein Bild gestalten so gleicht die männliche Moralität einem großen weitläufigen Hause, die weibliche einem kleinen einfachen. In praktischer Hinsicht wird sich am Ende das ergeben, daß vom Weibe die Leistungen des Mannes nicht verlangt werden dürfen, und daß ihm manches verziehen werden kann, wenn nur die speziell weibliche Moralität nicht Noth leidet. Je mehr das Weib Weib ist, um so eher wird es den Anforderungen der Vernunft genügen, denn es wird nicht nur die Zwecke der Natur erfüllen, sondern auch in seinem beschränkten Kreise moralisch tüchtig sein. Je mehr aber das Weib dem Manne ähnlich wird, um so mehr wird seine weibliche Moralität leiden, ohne daß es doch zur männlichen Moralität fähig würde. Es giebt nicht nur körperliche, sondern auch moralische Zwitter, und beide sind nicht schön.

Leipzig, am 11. Oktober 1903.

Dr. P. J. Möbius.

Vorwort zur ersten Auflage.

Professor Möbius hat — meiner Ansicht nach in durchaus liebenswürdiger Form — den Frauen ihre Minderwertigkeit in geistiger Beziehung dargelegt. Die abfälligen Kritiken aus weiblicher Feder bestätigen die Wahrheit seiner Worte. Den Beweis physiologischen Schwachsinnes haben die Frauen in ihren Antworten geliefert.

Ich möchte mich mit dem moralischen Schwachsinn des Weibes beschäftigen, der mir für die Entwicklung des Menschengeschlechts ein größeres Hindernis zu sein scheint, als der physiologische, und den zu bekämpfen und nach Möglichkeit zu bessern, doch wohl wichtiger ist — als die Hirntätigkeit über ihre Leistungsfähigkeit anzustreben.

Es sollte mir leid tun, wenn meine kleine Schrift den Eindruck hervorriefe, als ob mir die Achtung für das Weib fehlte. In meiner Mutter lernte ich das Weib achten, lieben und verehren. — Das moderne Weib jedoch, das sich seiner besten Tugenden entäußert, flößt mir weder Achtung noch Bewunderung ein. Aus religiösen, sittlichen und nationalen Gründen bin ich seine Gegnerin.

K. v. R.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es ist ein alter Brauch, einer zweiten Auflage auch eine zweite Vorrede mit auf den Weg zu geben. Eine neue Gepflogenheit ist es, die eingelaufenen Kritiken hinzuzufügen. Ich bin keine Freundin dieser Neuerung — sie ist mir zu amerikanisch —, weil ich jedoch die Verbreitung dieser kleinen Schrift wünsche, füge ich mich dem Rate meines erfahrenen Verlegers.

Professor Möbius, der mir persönlich unbekannt ist, schrieb auf Ersuchen des Herrn Marhold die Vorrede. Ich bin für jede Belehrung dankbar, und ich bin stolz darauf, daß Dr. Möbius es der Mühe wert erachtete, mich *sachlich* zu widerlegen.

Was die eingelaufenen Kritiken anbetrifft, so läßt sich eigentlich nichts darauf erwidern, denn schimpfen kann man wohl nicht kritisieren nennen und eine Widerlegung enthalten sie nicht. Da die Kritiken sich mehr mit mir als mit dem Inhalte meiner Schrift beschäftigen, werde auch ich mich in meinen Antworten auf das Persönliche beschränken.

In den Blättern für die deutsche Hausfrau hält man mich für jung, man spricht von einem kindlichen Machwerk! Wie gerne würde ich zustimmen. Ich ver-

mute jedoch, daß ich die Großmutter der Kritikerin oder des Kritikers sein könnte. Eine Frau, die in der Mitte der Sechziger steht, hat das Recht und die Pflicht, sich alt zu nennen, — und man wird ihr wohl einige Menschenkenntnis zutrauen können.

Der Oberschlesischen Zeitung kann ich die Versicherung geben, daß ich mich niemals als Sklavin gefühlt habe — Herrschsucht liegt mir näher.

Mit meiner Behauptung, daß man bei den Verbrechen des Mannes „cherchez la femme“ rufen müsse, wollte ich dem Manne keine Schmeichelei sagen, die Frauen wollte ich auf die Macht, die sie zu allen Zeiten auf den Mann ausgeübt haben und noch ausüben, aufmerksam machen. Ich bedauere, daß man mich mißversteht, ich werde mich bei meiner nächsten Arbeit, die über den moralischen Schwachsinn des Mannes handeln wird, einer größeren Deutlichkeit befleißigen. Dem Herrn Kritiker hoffe ich dann wiederum zu begegnen.

Es steckt Soldatenblut in mir, und mich hinter einem Pseudonym zu verschanzen, würde mir als Feigheit erscheinen. Ich kämpfe stets mit offenem Visier, ich kämpfe für das deutsche Weib, das ich über Alles liebe und verehre.

K. v. R.

Alle Frauen, mögen sie zu den Feministen oder zu Anhängerinnen der guten alten Zeit gehören, nehmen alle Tugenden für sich in Anspruch, die schlechten Eigenschaften werden dem Manne angehängt. Mit dem physiologischen Schwachsinn finden sich viele ab, mehr aus Faulheit und Stumpfsinn, als aus richtigem Erfassen der Sache, sie trösten sich mit dem Gedanken, daß sie, was Moral anbelangt, weit über dem Manne stehen.

Solange wir Frauen nicht mit gewissen Wahnvorstellungen brechen und zur Erkenntnis kommen, daß wir auch an moralischem Schwachsinn leiden und daß die Tugenden, die wir für weibliche halten, in weit höherem Grade bei dem Manne zu finden sind, wird die angestrebte Entwicklung des Weibes keine Fortschritte machen.

Als Beispiel höherer Moralität wird darauf hingewiesen, daß die Zahl der männlichen Verbrecher eine größere sei. Wo es sich um die Ausführung großer Verbrechen handelt, die einen Aufwand von psychischer Kraft erfordern, wird der Mann immer den Vorrang behaupten. Ob aber dem Mörder oder dem Brandstifter nicht eine Helferin und Hehlerin zur Seite stand und ob sie es nicht war, die den Gedanken zur Tat ihm suggerierte? ist eine Frage, die sich mir gar häufig aufdrängt. Veruntreuungen jeglicher Art, deren sich Männer häufig schuldig machen, fallen Frauen zur Last. Daß Männer

so erbärmlich sind, sich betören zu lassen, ändert nichts an dem moralischen Schwachsinn des Weibes.

Alle Verbrechen, die der Mann begeht, hängen in irgend einer Weise mit irgend einer Frau zusammen, sie ist es, die Wunsch und Begierde in ihm anregt, ihn aneifert, wenn sein Mut zu sinken beginnt, sie ist es, die jede menschliche Regung in ihm erstickt und ihn schließlich der irdischen Gerechtigkeit ausliefert. Der Mann wird niemals so tief sinken als das Weib, ein Rest von Menschlichkeit pflegt oft noch bei dem rohesten Verbrecher vorhanden zu sein, in dem Weibe ist er erloschen. Das trunksüchtige oder der Prostitution ergebene Weib wird trotz der Rettungsversuche humanitärer Vereine in der Gosse sein Leben enden! —

Von der Grausamkeit und Kaltblütigkeit der Frauen legen die zahlreichen Giftmorde der Vergangenheit und Gegenwart Zeugnis ab. Wochen-, monatelang Gift zu verabreichen, Liebe zu heucheln und das unglückliche Opfer zu pflegen, ist ein Verbrechen, dessen der schlechteste Mann nicht fähig wäre!

Verbrechen, die von Männern ausgeführt werden, haben durchschnittlich einen Zug ins Große — Schwachheit haftet ihnen nicht an, die Volksseele hat ihn erfaßt. Bei Verurteilung des Raubmörders Kneisl regte sich mehr oder minder bei allen das Mitleid. Seine Verbrechen verurteilte das Volk, doch seinen Mut, seine Tollkühnheit und die Kaltblütigkeit, mit der er sein Leben bei Ausübung seiner Verbrechen aufs Spiel setzte, wurde bewundert. — Auch hatten wohl alle die Empfindung, daß dieser Verbrecher Eigenschaften besaß, mit denen er Großes hätte leisten können.

Bei Elise Häusler kochte die Volksseele über. Für die Verbrecherin hatte das Volk nur Verachtung. Es war auch nicht die kleinste Eigenschaft in Elise Häusler vorhanden, die Teilnahme oder Mitgefühl in uns hätte erwecken können. Die Vergangenheit wird uns den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Verbrechern deutlich vor Augen führen. Bei Männern werden wir — falls wir objektiv urteilen wollen und können, was bei Frauen nicht immer der Fall ist — irgend eine Eigenschaft finden, es kann auch ein Laster sein, dessen Größe oder brutale Gewalt unser Interesse und unsere Bewunderung in Anspruch nimmt. Ich wüßte nicht eine Frau aus der Geschichte zu nennen, für deren Verbrechen wir etwas anderes als Verachtung empfinden könnten.

Der Zug von Grausamkeit, der beim schlechten Weibe im Giftmord seinen Höhepunkt erreicht, ist in milderer Form bei allen vorhanden. Die Neckereien und Scherze der Frauen entbehren stets der Harmlosigkeit. Mit lächelndem Munde wissen sie den besten Freunden kleine Hiebe zu versetzen, die oft recht weh tun. Man freut sich über ein neues Kleid, sofort hören wir, daß es zu lang oder zu kurz, zu eng oder zu weit sei und daß wir besser getan hätten, eine blaue anstatt eine grüne Farbe zu wählen. — Die Freude ist uns gründlich verdorben und so oft wir das Kleid anziehen, ärgern wir uns. Oder wir haben eine Dummheit gemacht — die Freundin, anstatt rechtzeitig ihre warnende Stimme zu erheben, hüllt sich in Schweigen. Man darf sich nicht in die Angelegenheit anderer mischen! Diesen Grund kann man gelten lassen — doch sobald wir die Dummheit gemacht haben und

die oft recht unangenehmen Folgen tragen müssen, geht's an: „Ja, das habe ich gleich gesagt" — oder „Hättest Du das so und nicht so gemacht" ꝛc. ꝛc. — Diese Redensarten könnte man schließlich von sich abbeuteln, aber die Grausamkeit und Schadenfreude, die unter der scheinbaren Gutmütigkeit und Freundschaft versteckt liegen, lassen einen Stachel zurück. — Herrin und Dienstboten wetteifern in gegenseitiger Grausamkeit, Siegerin bleibt, wer die größte Vollkommenheit in Ausübung dieses Talentes erreicht. Die Grausamkeiten, die Mütter der unteren Stände an ihren Kindern verüben, sind bekannt. Aber auch die gebildete Frau, die sogenannte „gute Mutter", quält die Ihren. Sie erinnert sie in Gegenwart Fremder an begangene, durch Strafe gesühnte Unarten oder an schlechte Zeugnisse, sie erteilt zur unrechten Zeit einen Verweis, stößt das Kind lieblos von sich, wenn sie in die Lektüre eines seichten Romans vertieft ist, untersagt ihm ein Vergnügen, weil sie schlechter Laune oder nervös ist, wie der Ausdruck lautet. Diesen nutz- und zwecklosen Quälereien von Seiten der Mutter liegt Grausamkeit zu Grunde. Schlechte Laune, an der das weibliche Geschlecht so häufig leidet, ist, falls sie nicht durch Erkrankung des Nervensystems veranlaßt ist, Grausamkeit. Ihre Nächsten zu quälen, gewährt ihr einen wollüstigen Genuß, dem sie sich mit vollem Bewußtsein hingibt. Auch bei den Liebkosungen kommt häufig bei dem Weibe die Bestie zum Vorschein.

Sehen wir uns jetzt den Mann an. Der ungebildete kann belastet sein, durch Trunksucht eine brutale Bestie werden, Frau und Kinder zu Tode prügeln; der gebildete seiner Gattin durch Untreue unsagbares Leid zufügen, er kann ein Spieler und Trinker sein, Schulden machen, als

Selbstmörder enden und die Familie im Elend zurücklassen. Das sind schlechte Menschen und gehören zu den Ausnahmen. Grausamkeit liegt nicht im Charakter des deutschen Mannes —, er ist heftig, jähzornig, grob und unliebenswürdig. Er wird gelegentlich seine Kinder durchhauen, den Dienstboten einen unparlamentarischen Ausdruck an den Kopf werfen und wenn die Gattin ihn sehr geärgert hat, ohne sich von ihr zu verabschieden, das Haus verlassen, aber unausgesetzt mit kleinen Nadelstichen seine Nächsten bearbeiten, liegt ihm fern. Seine Witze und Scherze sind nicht immer salonfähig, eignen sich auch nicht für die Ohren jugendlicher Töchter, sie verletzen aber nicht. Nein, grausam ist der Mann nicht — ist er es, so gehört er zu den belasteten, weibähnlichen Geschöpfen, die als Verbrecher bestraft werden oder als Unglückliche unser Mitleid verdienen.

Mit der Grausamkeit gehen bei der Frau Rachsucht und Unversöhnlichkeit Hand in Hand. Das Weib vergißt niemals ein Unrecht, das man ihm zugefügt, es glaubt zu verzeihen, doch die gewährte Verzeihung ist für den Sünder eine drückende Last mehr, für die Gewährende jedoch ein Gefühl stolzer Befriedigung. Das Weib wird nie mit einer Sache fertig, noch nach Jahren wird es auf die Vergangenheit zurückkommen, jedes Leid, das Menschen ihm zugefügt, wird vergrößert, das Gute vergessen, Vorwürfe werden gemacht — Vorwürfe, die umso bitterer sind, weil das begangene Unrecht oft verjährt und nicht mehr gesühnt werden kann.

Der Mann verzeiht dem Freunde, falls er ihn nicht tötet, — mit der Verzeihung, mit dem stummen Händedruck ist die alte Freundschaft — ist das alte Vertrauen

wiederhergestellt und damit ist ein für alle Mal die Sache erledigt. Kann oder will der Mann nicht verzeihen, so streicht er den Freund oder das Weib, das ihm die Kränkung zugefügt, aus seinem Leben und aus seinem Herzen. Das tut die Frau nicht, sie hält das äußere Band fest, sie glaubt eine Nächstenpflicht damit zu erfüllen — und doch ist es nur Rache, die unbewußt in ihrem Innern schlummert. Bei kleinen Kränkungen, wie sie im täglichen Leben unvermeidlich sind, haben die Frauen eine Anzahl kleiner Racheakte zur Verfügung, — verfangen „meine Kopfschmerzen" nicht, so wird die Nahrung verweigert — sie fasten und glauben damit ihre Umgebung zu strafen. Auf solche Albernheiten verfällt kein Mann!

Rechtsgefühl und Achtung vor dem Eigentume des Nächsten gehen dem Weibe ab. Zwischen mein und dein unterscheidet kein Kind, was es sieht begehrt es. Eltern pflegen diesem angeborenen Triebe Vorschub zu leisten. Gänzlich ohne Verständnis für mein und dein betritt das Kind die Schule. Knaben bringen sich gegenseitige Achtung ihres Eigentums durch Prügel bei. Dieses drastische, aber zweckmäßige Erziehungsmittel findet in Mädchenschulen keine Anwendung. Sein Eigentum mit den Fäusten zu verteidigen, gilt für Mädchen als unstatthaft. Man hält vom pädagogischen Standpunkte aus „Anklagen" für die Entwicklung des weiblichen Charakters zuträglicher; daß die Anklagen nicht immer auf unbedingter Wahrheit beruhen, darf man wohl annehmen — auch, daß mit den Anklagen Angeberei, Lüge, Verleumdung u. dergl. angeborene weibliche Fehler sich entwickeln. Wie bei solchen Erziehungsgrundsätzen den Mädchen Rechtsbegriffe beigebracht werden können, gehört zu den Dingen, die zu

verstehen, mich mein physiologischer Schwachsinn hindert. Wenn ich die Behauptung aufstelle, daß dem Weibe die Achtung für fremdes Eigentum fehlt, so meine ich natürlich nicht, daß Frauen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Diebinnen sind. Aber wie steht es mit dem Briefgeheimnis? Halten sich nicht die meisten Frauen für berechtigt die Briefe ihrer Männer zu lesen? und wenn die Eifersucht sie packt — sie auch zu erbrechen und zu unterschlagen? Und wie oft treibt Neugierde die Frauen, Briefe zu lesen, die nicht für sie bestimmt sind. Doch auch für die Mißachtung des Briefgeheimnisses läßt sich in der fehlerhaften Erziehung ein Milderungsgrund finden. In Pensionaten liest die Vorsteherin die Briefe, die ihre Zöglinge absenden und erhalten, selbst die Korrespondenz mit den Eltern steht unter Aufsicht. Was man mit diesem durchaus ungerechtfertigten Eingriff in die persönliche Freiheit der Mädchen bezweckt, ist mir unklar. Ich kann den Institutsvorsteherinnen, die sich auf ihre Wachsamkeit sehr viel einbilden, die Versicherung geben, daß in allen Pensionaten Liebesbriefe aus- und einfliegen und daß ihr Aufpassen — auch wenn sie hundert Augen hätten — nichts nützt, der Schlauheit ihrer Zöglinge sind sie nicht gewachsen. Die Liebesbriefe sind ganz harmlos, die poetischen, oft unorthographischen Ergüsse jugendlicher Seladons haben noch kein Mädchen ins Verderben gelockt. Daß aber die Pensionate mit ihrer verfehlten Pädagogik alle Untugenden, die man uns vorwirft, als da sind Lüge, Verstellung, Heuchelei, Neid, Hang zur Intrigue und noch manche andere zur Entwicklung bringen und den moralischen Schwachsinn anstatt zu bessern, fördern, ist eine Tatsache, die sich nicht aus der Welt' diskutieren läßt und

die zu ändern eine der wichtigsten Aufgaben unserer reformsüchtigen Zeit sein sollte. Die Mädchen, die unverdorben diese Anstalten verlassen, gehören zu den Ausnahmen — Elitenaturen! die man ja Gott sei Dank doch noch in unserm deutschen Reiche findet! —

Doch den größten Eingriff in die Rechte eines Menschen begeht das Weib, wenn es die Liebe eines verheirateten Mannes begehrt. Leider sind mit der modernen „Ichvergötterung" auch die Ehescheidungen an der Tagesordnung. Es gibt nichts, was so vom moralischen Schwachsinn des Weibes zeugt, als wenn es seine Verführungskünste anwendet, um den Mann einer anderen an sich zu ziehen. Das arme Weib, das für ihr Kind ein Brot stiehlt, wird verurteilt, doch das ihrer Mitschwester die Liebe des Gatten raubt, bleibt nicht nur ungestraft, es erreicht auch häufig sein Ziel, die Gattin des Mannes zu werden. Man wird einwenden, daß die Schuld dem treulosen Gatten zufällt, daß er es sei, der das Weib verführt — möglich, aber es liegt in der Hand jeder Frau, dem Verführer die Tür zu weisen und sich vor einer sündhaften Liebe zu schützen.

Die Möglichkeit, daß sich ein Weib in einen verheirateten Mann verliebt, bestreite ich nicht, verlangen kann man jedoch von jeder anständigen Frau, daß sie die Rechte ihrer Mitschwester achtet und ihr Glück, das fast immer auf Täuschung beruht, nicht auf dem Unglück einer anderen baut. — Aber der Mann tut es auch! er verführt zahllose Frauen und vernichtet die glücklichsten Ehen! tönt es mir in den Ohren. Gewiß gibt es ehrlose Männer, doch in ihrem Verhältnis zu den Frauen sind sie die Schwächeren und fast immer die Verführten.

Mit rohen Gesellen, die brutale Gewalt anwenden, habe ich doch nichts zu tun, ich schreibe für gebildete Menschen und es wird keinem gebildeten Mann in den Sinn kommen, eine verheiratete Frau zu verführen, wenn sie nicht will. Außerdem steht es dem Gatten frei, den Verführer zusammenzuschießen — wie er sich dann mit ihr abfindet, ist seine Sache. Die Gattin jedoch, deren Mann der Versuchung erliegt und der von der Verführerin festgehalten wird, ist machtlos, sie muß, ob sie will oder nicht, ihn freigeben. —

Mitleid, Teilnahme und Nächstenliebe sind Attribute der Weiblichkeit und als solche werden sie dem Manne abgesprochen. Es gibt Frauen, denen die Himmelsgabe zuteil wurde, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden, Frauen, deren Gegenwart genügt, dem gequälten Herzen Ruhe und Frieden zu bringen — doch sie gehören zu den Ausnahmen, für die meisten ist Mitleid und Teilnahme ein Sport. Eitelkeit, Neugierde, mit einer kleinen Dosis Schadenfreude vermengt, läßt sie das Unglück aufsuchen. Kranke und Leidtragende zu trösten, ist ihre Wonne. Die Opfer ihrer Teilnahme werden mit tröstenden Worten überschüttet und ihnen zum Schluß die Mahnung erteilt, — doch recht dankbar zu sein, weil andere noch größeres Leid zu tragen haben. Sollte das ein Trost sein? Leide ich — was kümmert's mich, daß andere weinen! Und haben wir uns zu jener christlichen und sittlichen Höhe emporgerungen, die zu erreichen unser heißester Wunsch sein sollte — so müßte der Gedanke, daß andere noch mehr leiden als wir, unsern Schmerz vergrößern. Die Berufströsterinnen sind für wehe Herzen eine Qual!

Die Nächstenliebe ist ein kleidsames Gewand, das

angelegt wird, um die Blicke der Menschen auf sich zu ziehen, Anerkennung und Belohnung pflegen auch den Damen, deren „Sport" Nächstenliebe ist, nicht zu fehlen. Mit der Nächstenliebe wird arg geschwindelt und trotz zunehmender Humanität nimmt sie ab. —

Soll ich jetzt wieder ein Loblied auf den Mann singen? Mein Alter gestattet mir diese Freude. Ich habe soviel herzliche Teilnahme bei meinen männlichen Freunden gefunden, daß ich zu der Überzeugung gelangt bin, daß Mitleid, Teilnahme und Nächstenliebe auch bei dem Manne zu finden sind. Frauen lieben Gemütsaufregungen, der französische Ausdruck „Emotionen" ist bezeichnender, sie gleichen dem Champagner in ihrem prickelnden Reize und werden vom weiblichen Geschlecht aufgesucht, der Mann weicht ihnen aus. Kleine Unglücksfälle erregen nicht sein Mitgefühl, auch wird er, sobald bei seiner Gattin ein Kopfschmerz oder nervöse Zustände im Anzuge sind, schleunigst die Flucht ergreifen. Er wird auch dem wirklichen Leid nur dann Teilnahme schenken, wenn er helfen oder den Schmerz lindern kann. Aber trotzdem besitzt der Mann diese, als weibliche Tugenden besungenen Eigenschaften. In ihrer Ausübung ist er uns häufig „über".

Eitelkeit, Putz- und Verschwendungssucht werden den Frauen zum Vorwurf gemacht. Von dem Fehler der Eitelkeit möchte ich sie freisprechen, er ist in weit geringerem Maße vorhanden, als man anzunehmen pflegt. Eine schöne Frau wird sich ihrer Schönheit bewußt sein — der Spiegel sagt es ihr und die Menschen huldigen ihr — und mit Recht, denn der Anblick eines schönen Weibes ist ein Genuß! Ich möchte sie einem Menschen ver-

gleichen, der sich seiner Kraft und Gesundheit freut, ohne jedoch besonderen Wert auf diese Güter zu legen. Die Gesundheit lernt man erst schätzen, wenn sie uns abhanden kommt. Auch das Weib wird erst eitel, wenn Jugend und Schönheit zu entschwinden beginnen, sie beide gewaltsam halten möchte und mit Puder und Schminke sich selbst und andere zu täuschen sucht.

Die Putzsucht der Frau gebe ich zu, bis zu einer gewissen Grenze muß sie vorhanden sein. Ist die Frau weder eitel noch putzsüchtig, so wird sie sich vernachlässigen und sich unordentlich und geschmacklos kleiden. Das darf nicht sein, jeder Mensch, ob Mann oder Weib, hat seinen Körper, der ein köstliches Gut ist, zu pflegen, und dazu gehört auch eine zwar einfache und den äußeren Verhältnissen angepaßte, doch hübsche Kleidung. Über die Gründe, weshalb die Frau den Putz liebt, herrscht eine ziemlich falsche Ansicht. Die Männer bilden sich in ihrer Eitelkeit ein, das ganze weibliche Geschlecht putze und schmücke sich ihretwegen. Diesen Irrtum möchte ich zum Besten des starken Geschlechts aufklären. Das Mädchen, dessen Herz sich zu regen beginnt, wird sich für „ihn" schmücken, nur „ihm" gefallen wollen. Das Bestreben, dem Manne, den es liebt, und dessen Liebe es ersehnt, so vorteilhaft als möglich entgegenzutreten, ist begreiflich. Der Mann wird sich ihr auch nicht in Hemdsärmeln und Pantoffeln zeigen — eigentlich sollte er später auch nicht vor seiner Frau so erscheinen — dies nur nebenbei! — Das Weib putzt sich immer nur für einen Mann, ob aus Liebe, Eitelkeit oder Interesse, wollen wir dahingestellt sein lassen, sobald jedoch kein Gefühl irgend welcher Art für einen vorhanden ist — putzt es sich nur für Frauen. Die

Huldigungen sämtlicher Männer gewähren ihr nicht die Befriedigung, als das Bewußtsein, andere Frauen zu übertrumpfen, sie durch den Glanz und Reichtum ihrer Toiletten zu ärgern und ihren Neid zu erregen — Frauen sind sich niemals freundlich gewogen! Die Versicherung des Mannes, daß seine Frau ihm auch in dem einfachsten Kleide gefalle, wird mit einem mitleidigen Lächeln angehört, das seiner Dummheit und Eitelkeit gilt. Sie braucht doch nicht das neue Kleid, um ihm zu gefallen, sondern weil irgend eine Frau in irgend einer Gesellschaft nach der allerneusten Mode gekleidet war.

Die Frau hat eigentlich kein Talent zum Verschwenden, Geiz liegt ihr näher. Sie verschwendet zwar große Summen, macht häufig Schulden und verführt den Mann zu Verbrechen mancher Art — aber mehr aus Protzigkeit und weil „man" es tut, als um sich einen Genuß zu bereiten. Sie ist im Verschwenden kleinlich, sie zahlt Tausende für Toiletten und wird ihren Dienstboten den Lohn schuldig bleiben.

Den Vorwurf der Eifersucht wird das Weib nicht von sich weisen können, und in keiner Eigenschaft tritt der moralische Schwachsinn der weiblichen Natur so deutlich zu Tage, als in den Anfällen blinder, ungerechtfertigter Eifersucht. Das Gefühl, das die Frau beherrscht, wenn die Liebe des Gatten erlischt und sich einer andern zuwendet, darf man wohl nicht mit dem Worte Eifersucht abtun. Das ist Schmerz. Das Lebensglück ist vernichtet, und was dem Weibe die größte Qual bereitet, ist, daß auch der Glaube an vergangenes Glück, an genossene Liebe verloren geht! — Denn war die Liebe echt, so hört sie nicht auf, weder bei dem Manne, noch bei dem Weibe!

Die kleinen Abstecher in den Venusberg kann man dem Champagnerrausche vergleichen, der nach einer durchschlafenen Nacht verfliegt. Ich halte weder den Rausch noch den Venusberg für eine absolute Notwendigkeit, glaube jedoch, daß eine vernünftige Frau klüger handelt, wenn sie den Gatten ruhig ausschlafen läßt und sich die Vorwürfe erspart. Sie sammelt feurige Kohlen auf das Haupt des Sünders, und er wird ein anderes Mal der Versuchung aus dem Wege gehen, denn in den Augen der Gattin klein zu erscheinen ist dem Herrn der Schöpfung nicht angenehm. Das Verhalten der Gattin, sobald eine vermeintliche Nebenbuhlerin auftritt, ist eine Vereinigung von physiologischem und moralischem Schwachsinn. Was sie an Verstand und Moral besitzt, geht verloren, sie wird dumm und schlecht. Bewundert der Mann die Schönheit einer Frau oder unterhält er sich gerne mit einer geistvollen — sofort erwacht die Eifersucht. Zuerst wird der Gatte auf kleine Schönheitsfehler aufmerksam gemacht — die werden immer von Frauen entdeckt! Er in seiner rührenden Naivität widerspricht — er merkt nichts — es gibt Dinge, auf die der Mann nicht kommt; ist er von der Liebe seiner Frau überzeugt, so kann sie alle Männer der Welt bewundern, ohne seine Eifersucht zu erregen. Nach und nach beginnen die Vorwürfe, Szenen folgen, die mit Tränen enden und die jedem Manne gründlich verhaßt sind. Dann kommen Nervenzustände, sie hüllt sich in Schweigen — ein sehr bedenkliches Zeichen! — ist unzugänglich — entzieht sich ihm! — Der Mann in seiner Harmlosigkeit und Unkenntnis des weiblichen Charakters hat keine Ahnung von ihrem Kummer und mit der größten Unbefangenheit bringt er der andern seine

Huldigungen dar. Endlich jedoch gehen ihm die Augen auf — seine Gattin verleumdet die Nebenbuhlerin, sie wird gehässig, unwahr und vergißt sich schließlich soweit, daß sie die schuldlose Frau beleidigt. Das verträgt kein Mann, die Ungerechtigkeit empört ihn. Zu der Eifersucht gesellt sich Eigensinn, selten wird das Weib ein Unrecht einsehen und die Versöhnung anbahnen. Wie sich dann das Verhältnis zwischen dem Manne und der anderen gestaltet, hängt von der andern ab. Ist sie eine kluge und gute Frau, so wird sie die Schwäche der eifersüchtigen Gattin erkannt haben und sich rechtzeitig zurückziehen — ist aber auch bei ihr moralischer Schwachsinn vorhanden, so wird ihr die Niederlage des törichten Weibes einen Triumph bereiten, und sie wird den Mann an sich zu fesseln suchen. Die unbegründete Eifersucht und die damit verbundenen Quälereien können den Gatten dahin bringen, die Treulosigkeit, die ihm zugemutet wurde — zu begehen. Die Schuld trifft die Frau! Die Eifersucht des Weibes erstreckt sich häufig auch auf ihre Kinder, besonders auf ihre Söhne und das oft unleidliche Verhältnis zwischen Frau und Schwiegermutter beruht fast immer auf Eifersucht. Selbst die männlichen Freunde des Mannes sind der Frau nicht genehm und besonders kindisch veranlagte möchten auch den Beruf, die Arbeit des Mannes aus der Welt schaffen.

Aber auch Freundinnen quälen sich gegenseitig mit Eifersucht. Mädchen- und Frauenfreundschaften sind überhaupt ein eigen Ding, ein kleiner Anflug von Hysterie haftet ihnen an. Mädchenfreundschaften sind das Vorspiel zur Liebe — ein Übergangsstadium. Die Freundschaftsbündnisse, die später von alleinstehenden Frauen

geknüpft werden — sind ein Surrogat für fehlende Liebe und fehlendes Glück — man wird sie daher niemals ohne Wehmut betrachten können. Die Freundschaften der Mädchen hören fast immer mit der Ehe auf. Das glücklich verheiratete Weib fühlt kein Bedürfnis, die Freundschaft fortzusetzen — der Gatte ist ihr Freund. Die unglückliche darf keine Freundin, keine Vertraute haben. Das Unglück der Ehe eignet sich nicht zur Aussprache und gar oft schon waren es Freundinnen, die eine Ehe gestört, weil sie kleine Dissonanzen, die ihnen nach Frauenart anvertraut, vergrößerten und durch Mitleid und Teilnahme einen Bruch herbeiführten, der ohne sie hätte vermieden werden können. Den Ehemännern kann ich nur den Rat erteilen, Freundinnen recht fernzuhalten.

In dem Freundschaftsverhältnis der Frauen gibt es Eifersucht, Empfindlichkeit, Versöhnung und eine große Vertraulichkeit, die für Vertrauen gehalten wird. Jede Kleinigkeit wird besprochen und ihr die größte Wichtigkeit beigelegt. Das Verlangen sich täglich zu sehen und auszusprechen, ist lebhaft, aber trotzdem verschließt jede, was ihr Herz bewegt, und unbedingte Offenheit, die auf Wahrheit sich gründet, ist selten vorhanden. Mädchenfreundschaften stammen aus der Schule, die späteren kommen von ungefähr, der Zufall führt sie zusammen, es wird so allerlei von Seelengemeinschaft gefaselt, und mit dem Namen Freundin ist das Weib schnell bei der Hand. Es wird ein gar arger Mißbrauch mit ihm getrieben, manche Freundschaft geht in die Brüche, und oft endet sie in Feindschaft.

Wie anders der Mann, er hat Kameraden, er hat Kollegen, er hat Amtsbrüder, mit der Bezeichnung Freund

ist er sparsam, hat er aber einen, so hat er ihn fürs Leben. Keine Falte seines Herzens bleibt dem Freunde verborgen, ob er sich aber eine rote oder schwarze Kravatte gekauft, hält er für überflüssig ihm mitzuteilen. Und ob sie sich auch Jahre nicht sehen, nichts voneinander wissen, die Freundschaft bleibt, kommen sie als ältere Männer zusammen, so ist das alte Vertrauen in der ersten halben Stunde wiederhergestellt.

Ich möchte nicht, daß mein Urteil über Frauenfreundschaft den Eindruck hervorriefe — als ob ich das Weib der Freundschaft nicht für fähig hielte, — ich kenne Frauen, die auch in der Freundschaft aufopfernd, treu und wahr sind, daß sie zu den Ausnahmen gehören, werden wohl alle, die mit offenen Augen um sich blicken, erfahren haben. Daß die Freundschaften der Frauen selten auf innerer Wahrheit beruhen, läßt sich wohl damit erklären, daß sie sich naturgemäß feindlich gegenüberstehen. Nehmen wir das ganze Tierreich durch, so werden wir finden, daß sich die Weibchen niemals vertragen. Und da wir doch trotz aller Kultur recht viel Ähnlichkeit mit dem Tiere haben, so scheint mir die offene oder geheime Gegnerschaft des weiblichen Geschlechtes dem Naturgesetz zu entsprechen. Die Frauenrechtlerinnen werden diese Ansicht nicht teilen, einstweilen haben sie sich in Freundschaft verbunden, um den gemeinsamen Feind — Mann genannt — zu bekämpfen. Es ist ein unnatürliches Bündnis und wird sich daher über kurz oder lang rächen.

Wenn auch die Gegnerschaft der Frauen nicht immer offen zu Tage tritt, es auch manche gibt, die ein inniges Freundschaftsband verknüpft, so dürfen wir uns doch nicht

verhehlen, daß der Einfluß, den Frauen aufeinander ausüben, ein großer und selten ein guter ist. — Der Mann ist der natürliche Freund des Weibes — und er ist ihr bester Erzieher! Da wir Frauen uns gern in Träumereien wiegen, uns Ideale vorgaukeln, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, so herrscht die Ansicht, daß nur das Weib Mädchen erziehen könne und, daß der weibliche Einfluß ihr bester Schutz sei. Dieser Glaube ist zum Dogma geworden, und viele Mütter hüten ihre Töchter vor dem Verkehr mit Männern, wie die Gluckhenne ihre Küchlein vor dem Marder.

Das alleinstehende Weib pflegt fast ausschließlich mit Freundinnen zu verkehren, der Mann tritt nur sporadisch in ihrem Leben auf; Folge dieses einseitigen Verkehrs ist Zunahme des moralischen Schwachsinns und die krankhafte Sucht, sein „Ich" zu entwickeln. Frauen, die neben, über oder unter ihrem Gatten stehen und das Glück haben, Mütter zu sein, legen ihrem „Ich" wenig Bedeutung bei — das entwickelt sich von selbst. — Die Ichvergötterung unserer Zeit gehört zu den ansteckenden Krankheiten, für die das Weib ganz besonders empfänglich ist. Man muß sie auszurotten trachten. Sie ist gefährlich und vergiftet unsere weibliche Jugend. Hat die Entwicklung des „Ichs" wirklich die Bedeutung, die man ihr beilegt? und führen die Wege, die wir Frauen einschlagen, zum Ziele? Sich zu bessern, Fehler nach Möglichkeit abzulegen, muß das Streben jedes Menschen sein, doch was man jetzt unter „Ichentwicklung", „persönliches Leben" und wie alle modernen Schlagworte heißen, versteht, hat mit der Veredlung des Menschen nichts gemein. Was Frauen Entwicklung nennen, ist Selbstsucht, Eitelkeit und Wichtigtuerei. Diese

Eigenschaften entwickeln sich zur höchsten Vollkommenheit bei allen Frauen, denen es an Gelegenheit fehlt, sich im Verkehr mit dem Manne ihrer Schwächen bewußt zu werden — vielleicht weichen sie ihm auch aus, in der Befürchtung, ihre Weisheit kläglich scheitern zu sehen. Mann und Weib sind die natürlichen Bundesgenossen, sie ergänzen sich, ihr freundschaftlicher unbefangener Verkehr trägt zur gegenseitigen Entwicklung und Veredlung des „Ichs" bei.

Jetzt muß ich ein Hühnchen mit Professor Möbius pflücken! — In seiner Schrift „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" habe ich nur eine Äußerung gefunden, die anfechtbar ist, die aber weder von Freunden noch Gegnern beanstandet wurde. Er sagt Seite 69: „Ein wirklicher Fortschritt zum Besseren wäre das Zurückgreifen auf den Klostergedanken. Die radikale Bekämpfung des Klosterwesens war und ist eine der größten Torheiten der Reformation und des Liberalismus. Neuerdings hat man unbewußterweise Kloster-Nachahmungen hervorgerufen, so die Diakonissen-Häuser, die Schwesternhäuser überhaupt" — zum Schluß schreibt Professor Möbius noch: „Auch das ist sicher, daß gerade für die weibliche Natur das Klosterleben in dem hier gemeinten Sinne am ehesten Ersatz für das natürliche Glück gewähren wird. Vielleicht muß die Not noch wachsen, ehe die Vernunft durchdringt, aber durchdringen wird sie schon." —

Diese Worte stehen im Widerspruch mit dem Urteil, das der Verfasser über das Weib fällt, ein Urteil, dem man sich ohne Rückhalt anschließen muß. Daß Professor Möbius für Klöster plädiert, sollte seine Gegnerinnen milde stimmen, es liegt darin eine Anerkennung des

Weibes — die es nicht verdient. Ich glaube, daß es nach dieser Richtung hin dem Professor an Erfahrung gebricht. Könnte er sich unbeachtet in irgend einer Schwester-anstalt aufhalten, einige Tage würden hinreichen, sein günstiges Urteil über Klöster jeglicher Art zu ändern.

So verehrungswürdig das einzelne Weib sein kann, so — ich muß den harten Ausdruck gebrauchen — verächtlich wird es in Gemeinschaft mit Vielen. Ginge es nach mir, so müßten gleich den Klöstern, alle Diakonissen- und Schwester-Häuser, Mädchenschulen und Pensionate geschlossen werden. Dort wird das Weib verdorben! Es ist jetzt Mode geworden, den Mann als Verführer des Weibes zu brandmarken, ihm die Schuld für weibliche Laster aufzubürden. Das ist eine Lüge — denn von zehn Mädchen wird vielleicht eines durch den Mann zugrunde gerichtet — an dem Verderben der andern tragen Frauen die Schuld.

Unser Hauptfehler jedoch, der eine Unzahl von Untugenden im Gefolge hat, ist — Unwahrheit. Unter Unwahrheit verstehe ich nicht Gelegenheitslügen, die im Verkehr kaum zu ändern sind und sich mit der Wahrhaftigkeit eines Menschen gar wohl vertragen. Die Wahrheitsfanatiker, die es für ihre Pflicht halten, uns Grobheiten zu sagen, sind in ihrer Rücksichtslosigkeit unerträglich. Auch die Lügen schlechter Menschen beiderlei Geschlechts, die zum eigenen Nutzen oder zum Schaden anderer vorgebracht werden, kann man als Ausnahmen gelten lassen. Eine positive Lüge spricht das Weib selten aus, dazu fehlt ihm der Mut. Die Engländer haben einen sehr bezeichnenden Ausdruck für die Frau, an deren Wahrhaftigkeit sie zweifeln, sie sagen: „She did not go round

the corner" — das ist es, sie wird bis zur Ecke kommen, d. h. nur die halbe Wahrheit sagen, sie verschweigt mehr, als daß sie lügt. Die Frau hat Ähnlichkeit mit dem Manne, der bei Angabe seiner Schulden immer einige verschweigt, auch wenn er weiß, daß sie gezahlt werden könnten.

Das Weib ist moralisch feige. Es wird nie für seine Worte und Handlungen eintreten. Tragen und büßen muß jeder Mensch die Folgen begangener Sünden, das Weib wird aber immer die Verantwortung von sich abzuwälzen wissen, und in seinem Innern wird es stets die ganze Schuld andern aufbürden. Moralische Feigheit und Bosheit liegen allen Klatschereien, Vertuschungen, dem Schreiben anonymer Briefe zugrunde. Temperamentvolle Frauen werden sich oft hinreißen lassen, ihre persönliche Meinung über einen Abwesenden zu äußern. Das Recht steht jeder zu, klüger wäre es, seine Zunge im Zaum zu halten, ein Unrecht liegt aber nicht darin. Gemein ist es jedoch, wenn das oft ganz harmlose Wort dem Betreffenden hinterbracht wird — umso gemeiner, wenn die Absicht damit verbunden ist, zwischen Gatten, Geschwistern, Freunden Unfrieden und Mißtrauen zu säen. Von diesem Vorwurf kann ich die Frauen nicht freisprechen. Ihre eigene Meinung halten sie zurück, sie unterbreiten uns die der andern und erzählen uns Klatschereien, von deren Wahrheit sie sich nicht überzeugt hatten. Was die Leute hinter unserm Rücken sprechen, kann uns solange unsere Ehre nicht angegriffen wird, die wir zu verteidigen haben, ganz gleichgültig sein. Aber unter dem Vorwande der Freundschaft uns kleine Nadelstiche zu versetzen, ist

grausam und gemein. Diese Art Freunde sollten unserer Verachtung anheimfallen.

Das Weib pflegt hinsichtlich ihres Seelenlebens an wunderlichen Täuschungen zu leiden, die mehr oder minder auf Unwahrheit beruhen. Die deutsche Frau ist gesund und in ihrem Empfinden wahr — sie war es vielmehr. Fremder Einfluß hat jedoch den Keim der Unwahrheit, der dem weiblichen Geschlechte anhaftet, zur Entwicklung gebracht. Das moderne Weib ist unwahr, unwahr in seinen Bestrebungen und Behauptungen, unwahr in seinen Gefühlen. Die Literatur der Feministen, wie Professor Möbius diese arg belasteten Frauen nennt, ist ein wüstes Lügengewebe. Wie sich der Anatom mit dem menschlichen Körper zu wissenschaftlichen Zwecken beschäftigt und den inneren Organismus zu erforschen strebt, so zerlegt das moderne Weib das wunderliche Ding — Frauenseele genannt — in die kleinsten Atome und schildert uns Empfindungen, Gefühle, Regungen, die wohl ihrer Phantasie, aber niemals der Wahrheit entsprechen. Die einen schildern uns „die Sklaverei" — was sie über dieses beliebte Thema schreiben, ist Lüge. Andere bearbeiten die „Sehnsucht nach dem Kinde" in allen möglichen Variationen, über die „Mutterschaft" werden Bände veröffentlicht. Die ganz Kühnen, die das Weib nicht für geschlechtlos halten, ergehen sich über das „Geschlechtliche", und die Sentimentalen erfreuen uns mit poetischen Ergüssen über den „Jammer der Frauenseele".

Doch bevor ich mich mit den Feministen auseinandersetze, möchte ich die Liebe auf ihre Wahrheit hin prüfen. Das Gefühlsleben des Weibes und ihre Fähigkeit zu lieben wird von ihm und dem Manne häufig überschätzt. Ließe

sich die Liebe nach Maß und Gewicht berechnen — die Liebe des Mannes würde sich als schwerer erweisen. Es liegt nicht ein einziger Grund vor, der zu dem Glauben berechtigt, daß das schwächere Weib dem Manne an Kraft, Leidenschaft und Treue in der Liebe überlegen sein sollte!

Der Glaube, daß allen Frauen die Liebesfähigkeit angeboren sei und daß sie nur in der Liebe leben, ist ein poetischer Wahn. Wir werden, wenn wir uns etwas genauer nach dem Seelenleben der Frau umschauen, gar bald gewahr, daß die Seele, wenn sie überhaupt vorhanden ist, häufig schlummert und daß das Frauenherz doch nur ein hohler Muskel ist, der die Lebenstätigkeit regelt, aber mit Liebe nichts zu schaffen hat. Was wir so im gewöhnlichen Leben Frauenliebe nennen, ist nicht viel wert. — Doch die zu beurteilen, ist Sache der Männer. Ich finde, daß die Liebe häufig nur ein Dekorationsstück ist, so eine Art Festgewand für feierliche Gelegenheiten, mit dem allerlei Blößen bedeckt werden. Die Liebe gehört nun einmal zu der Frau, viele geben sich sogar der Täuschung hin, ohne „sie", der Liebe nämlich, nicht leben zu können. Mir scheint, die meisten kommen ganz gut ohne die Liebe aus — Befriedigung des Geschlechtstriebes genügt ihnen. Geschlechtstrieb ist aber nicht Liebe, beide können ohne einander auskommen — nur wo beide sich miteinander verbinden, darf und kann man das hohe Lied von der Liebe anstimmen!

Die Liebe bedarf eines gesunden kräftigen Bodens, sie gedeiht nicht überall und ist nur selten zu finden. Der Geschlechtstrieb ist von anderer Art, er schlägt überall Wurzel und schießt auch unter Unkraut mächtig empor.

— Die echte Liebe, die bis ins späte Alter lebendig bleibt, bedarf der geistigen Bildung oder Kultur. In den ungebildeten Klassen, wo der Geschlechtstrieb für Liebe gilt, wird sie mit der Jugend erlöschen, was dann die Gatten bindet, ist Gewohnheit, sind die Kinder und die täglichen Sorgen. Was wir Liebe nennen, kennen sie nicht. Unsere moderne Kultur jedoch erstickt die Liebe, und da wir zu gebildet sind, uns mit dem Geschlechtstriebe zufrieden zu geben, so sind die Frauen auf allerlei Lügen verfallen.

Die Sehnsucht nach dem Kinde findet man in ihrer Natürlichkeit nur noch bei den unkultivierten Völkern — bei uns ist sie eine Lüge der Frauenrechtlerinnen — eine poetische Umschreibung für die Sehnsucht nach dem Manne! In den unteren Klassen bedeuten Kinder Arbeit und Entbehrungen — die Sehnsucht dürfte nicht groß sein — in den höheren pflegt sie mit der Geburt des Erben Befriedigung erlangt zu haben. Die Mädchen pflegen häufig, bevor sie zum Standesamt gehen, sich nach den Vorsichtsmaßregeln zu erkundigen, die anzuwenden sind, um der Empfängnis vorzubeugen — denn Kindern das Leben zu geben, erfordert ihrer Ansicht nach das Opfer der Schönheit und Jugend. Daß sie ein Verbrechen wider die Natur begehen und sich zur Maitresse des Gatten erniedrigen, kommt ihnen nicht in den Sinn. — Und die Verbrechen, die gegen das keimende Leben begangen werden, zeugen die etwa für „die Sehnsucht nach dem Kinde"? Begreift man denn nicht, was die Inserate, die man täglich in den Zeitungen liest und die „Rat und Hülfe in allen diskreten Angelegenheiten" versprechen, sagen wollen? Es sind nicht verführte Mädchen, die Furcht vor der Schande ein Verbrechen begehen läßt — es sind Frauen, die keine

Kinder wollen, weil sie ihnen lästig sind! Die Sehnsucht nach dem Kinde ist die schamloseste Lüge der modernen Kultur, ausgesonnen von Frauen, die die Ehe aus der Welt schaffen möchten, um in schrankenloser Freiheit sich der freien Liebe hingeben zu können.

In der guten alten Zeit spielten die kleinen Mädchen weit eifriger mit der Puppe als jetzt — die Sehnsucht nach dem Kinde kannten sie nicht, die kam ihnen erst in der Ehe. —

Außer der Sehnsucht nach dem Kinde haben wir die Mutterschaft, mit der ein arger Humbug getrieben wird. Das Wort Mutter wird in den Kot gezogen, die „Mutterschaft", die das Heiligste auf Erden ist, wird uns zum Ekel. Früher liebten die Mütter ihre Kinder — jetzt schwatzen sie über „Mutterschaft". Bücher werden über die mütterlichen Pflichten geschrieben — erfüllt werden sie nicht.

Den Müttern der unteren Stände fehlt die Zeit, sich ihren zahlreichen Kindern, denen sie gedanken- und gefühllos das Leben schenken, zu widmen. Nächstenliebe ist auf den sonderbaren Einfall gekommen, sie den Pflichten der Mutterschaft zu entbinden, indem sie ihnen die Kinder zur Pflege und Erziehung abnehmen will. Will man das Volk gesund und kräftig erhalten, so muß für die Kinder der Armen gesorgt werden, doch nur den schlechten Müttern dürfen sie genommen, den guten sollten die Mittel gegeben werden, ihren mütterlichen Pflichten nachkommen zu können. Das Beste im Weibe zu ersticken, scheint mir nicht wohlgetan.

Die Frauen der höheren und höchsten Stände entledigen

sich selbst ihrer Pflichten, indem sie die Sorge für ihre Kinder andern aufbürden. Nein — mit der Mutterschaft ist es nicht weit her. Es laufen zwar genug Mütter in der Welt herum, doch sind sie es nur dem Namen nach. Einige betrachten ihre Kinder, falls sie hübsch sind, als Schmuck — der ihrer Schönheit zur Folie dient. Mutter zu werden, ist ein einfacher Naturprozeß, Mutter zu sein eine ernste, oft schwere Pflicht, die das ganze Leben des Weibes ausfüllen sollte. Das Geschwätz über Mutterschaft tut es nicht.

Was nun das Verhältnis der Geschlechter zu einander betrifft, so haben die „neuen Frauen" mit ihren Ansichten, Schriften und Vorträgen einen solchen Wirrwarr hervorgerufen, daß man oft nicht weiß, ob man wacht oder träumt. Mit dem Glauben, daß das Weib befähigt sei, auf geistigem Gebiete den Wettstreit mit dem Manne aufzunehmen, hat Professor Möbius gründlich aufgeräumt. Wer da noch mittut, dem ist nicht zu helfen. Gegen andere Lügen, die jetzt verbreitet werden und unsere heranwachsende Jugend demoralisieren, müssen wir Frauen uns energisch zur Wehr setzen. Das Verlangen nach Gleichberechtigung, die das moderne Weib auch in sexueller Beziehung fordert, widerspricht dem Naturgesetz und ist eine Lüge. In dem jungen, gesunden Weibe wird sich zeitweise der Geschlechtstrieb regen, findet er keine Befriedigung, so wird es vorübergehende Kämpfe durchmachen und nicht zur vollen Entwicklung seines „Ichs", wie man jetzt sagt, gelangen. Das normale Weib jedoch kann und wird sich zurechtfinden, wenn das Schicksal ihm die Erfüllung seines natürlichen Berufes versagt. So schlimm, wie die Feministen den weiblichen Geschlechtstrieb schildern,

steht es nicht damit, und wer es nach dieser Richtung hin auch mit dem Manne gleich zu stellen sucht — setzt es herab. Mit der Forderung nach Gleichberechtigung rüttelt man an unserer deutschen Ehe — es ist die freie Liebe, die man unsern deutschen Frauen suggeriert!

Freiheit ist der Ruf, mit dem die „neue Frau" die weibliche Jugend an sich lockt. Das Wort Freiheit hat einen mächtigen Zauber, dem das ungebildete Volk, die Jugend und die Frauen nur selten widerstehen. Doch Freiheit ist ein Begriff, den nur wenige verstehen, für die meisten bedeutet sie ein Hinwegsetzen über Moral, Gesetz und Sitte, ein schrankenloses „Sichausleben". Daß Freiheit nur im eigenen Innern zu finden sei, empfinden sie nicht.

Doch hören wir, was Professor Möbius in „Geschlecht und Entartung" über die Frauen sagt, die sich bei uns die Führerrolle anmaßen.

„Das männische Weib strebt nach Freiheit und möchte von der Sitte los. Es entdeckt, daß es in Sklaverei lebt, daß es unwürdig ist, nichts weiter zu sein als Geliebte und Mutter, und es verlangt nach Hosen. Heraus aus der Kinderstube und hinein in die männlichen Berufe. Der Mann, das täppische Muskeltier, ist der Feind, denn nur seine Herrschsucht hat das aufstrebende Weib zurückgehalten und hat künstlich die geistigen Geschlechtsunterschiede geschaffen. Gleichheit ist das Ziel und Ähnlichkeit mit dem bösen Manne der Wunsch des Herzens. Das Nur-Weib wird mit mitleidiger Verachtung behandelt und als Ergebnis der Entartung betrachtet. Diese wunderliche Verkehrung der Begriffe ist vom Standpunkte der nach

Befreiung oder Emanzipation Verlangenden aus ganz begreiflich. Sie fühlen sich eben anders, weil sie zwitterhaft sind. Scheinbar finden sie in der Erfahrung Bestätigung ihrer Auffassung, denn dieselbe Entartung, die sie hervorgebracht hat, läßt auffallend viel Mädchen mit ursprünglich männlichen Talenten und Neigungen entstehen; diese bilden ihr Gefolge und da viele Nur-Weiber auch gerne neue Moden mitmachen, so wächst das Heer stattlich an. Der Erfolg zeigt freilich die Krankhaftigkeit des Ganzen, denn er besteht in der Lieferung minderwertiger Männerarbeit und in der Verminderung der weiblichen Leistungen." —

Betrachten wir uns jetzt die Sklaverei, unter der das Weib in der Ehe schmachtet und verkommt, etwas näher. Das Mädchen — heißt es — bringt Opfer und gibt ihre Freiheit auf. Jede Gemeinschaft, jeder Beruf, jeder Kontrakt legt dem Menschen Pflichten auf und jede Pflicht erheischt Opfer. Pflichten und Opfer haben die Ehegatten zu bringen, vermutlich würde die freie Liebe auch welche fordern, denn ohne gegenseitige Pflichten und Opfer wird sich die Frauenrechtlerin wohl kaum ein Konkubinat vorstellen, fehlten sie, so würde das Weib nur „Bruthenne" sein.

Das erste Opfer, welche das Mädchen dem Manne bringt, ist seine Jungfräulichkeit — sie bringt es „unwissend". Nun, ich denke die „Aufklärung" besorgen die Feministen so gründlich, daß an die „Unwissenheit" unserer modernen Jugend niemand mehr glaubt.

Ich bin nicht so altmodisch, „Unwissenheit" zu verlangen, den Kampf gegen Windmühlen liebe ich nicht, und unerreichbare Forderungen pflege ich nicht zu stellen. Unser moderner Fortschritt — man kann ihn für einen

Rückschritt halten — verlangt Aufklärung auf allen Gebieten, man darf und kann sie daher auch den Mädchen nicht vorenthalten. Mein Protest gilt daher nur der Art und Weise, wie sie durch die Vorträge, Schriften und Romane der Feministen erteilt wird. „Aufklärung" kann der Jugend nur in der Schule von einem tüchtigen Pädagogen zuteil werden und zwar auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Das fortwährende Geschwätz über „Geschlechtstrieb", „Sehnsucht nach dem Kinde" und „Mutterschaft" ist vom Übel und muß aufhören. Daß den Mädchen trotz wissenschaftlicher Belehrung, Überraschungen — oft sogar peinliche — in der Ehe bevorstehen, gebe ich zu. Ändern läßt sich daran nichts — denn grau ist alle Theorie und die Einführung in die Praxis kommt nur dem Gatten zu. Das ist sein unantastbares Recht. Außer der Jungfräulichkeit opfert das Mädchen auf dem Altare der Ehe seine Freiheit und die Entwicklung seines „Ichs". Mir scheint, daß, wenn in der Ehe von Aufgeben der Freiheit die Rede sein kann, der Mann sie aufgibt — er ist der Sklave! — Weshalb die Gemeinschaft mit dem Gatten, das Kinderzimmer und die Küche der Entwicklung des Weibes hinderlich sein sollten, leuchtet mir nicht ein, mir scheint grade die Ehe die Entwicklung des weiblichen „Ichs" zu fördern — auch sind mir keine Männer bekannt, die sich der Entwicklung ihrer Gattinnen entgegenstellen — leider räumen sie dem weiblichen Schwachsinn stets ein zu großes Feld ein und lassen sich eine Menge Torheiten suggerieren, viele werden sogar weibähnlich. Nein — mit der Sklaverei ist es wirklich nichts, die besteht nur in den Köpfen entarteter Weiber.

Die Feministen vergessen in ihrem Freiheitswahnsinn,

mit gesunden, geistig und sittlich hochstehenden Frauen zu rechnen. Je höher das Weib steht, je größer ist sein Verlangen, sich dem Gatten unterzuordnen und je weniger drängt es nach äußerer Freiheit — außerdem ist es deutsche Frauenart und die, denke ich, wollen wir hochhalten! —

Was nun die Leistungen der modernen Frau anbelangt, so lohnt es sich nicht, viel darüber zu sagen. Findet die eine oder andere ihr tägliches Brot dabei, so kann man sich über den Erfolg freuen und ihn ihr gönnen, für die Welt jedoch, für die Menschheit sind sie gänzlich wertlos. Das Weib, das sich aus Not irgend einen männlichen Beruf wählt, ist ziemlich ungefährlich, denn die meisten jungen Mädchen werden doch den Mann vorziehen. Vereinigen läßt sich die Ehe und die Mutterschaft mit keinem Berufe des Mannes. Das ist ein gefährlicher Irrtum, sollte der physiologische Schwachsinn des Weibes den nicht erkennen, so muß der Staat eingreifen und erklären: Ohne Cölibat — im weitesten Sinne — keine Anstellung. Man wird einwenden, daß die Proletarierfrau in Fabriken ꝛc. arbeitet — das ist ein Unglück, dem abzuhelfen die Sorge des Staates sein müßte, aber das Unglück zu vergrößern, indem man auch die gebildete weibliche Bevölkerung ihrem natürlichen Berufe entzieht, ist ein Verbrechen. Arbeitsteilung wird überall im Leben gefordert, das Weib begnüge sich mit dem Anteil, den die weise Vorsehung ihm zuwies. Ist das Mädchen nicht so glücklich, in der Ehe seinen Beruf erfüllen zu können, hat eigener Wille oder das Schicksal ihm das Glück, Gattin und Mutter zu werden, versagt, so muß es sich einen Wirkungskreis suchen, der seinen Naturanlagen ent-

spricht. So ganz losgelöst von allen Banden ist doch selten ein Weib, daß es nicht Menschen finden sollte, denen es mit seinen weiblichen Fähigkeiten und Tugenden nützlich sein könnte. Arme, Kranke, Kinder, Leidtragende gibt es überall, falls keine näherliegenden Pflichten zu erfüllen sind.

Die mannähnlichen Weiber sind die ungefährlichsten, sie locken wohl die Jugend auf falsche Bahnen, der Weiberinstinkt läßt aber schließlich doch die Mädchen den rechten Weg finden.

Gefährlich ist die Literatur der Feministen — ein zersetzendes Gift, das demoralisiert. Man tröste sich nicht damit, daß die Jugend die Bücher nicht liest, sie werden alle gelesen, mit Gier und Wollust verschlungen. In den Schultaschen und Pensionaten würde man sie finden.

Professor Möbius' Urteil über die moderne Frauenliteratur lautet also: „Früher schrieben die Männer die Liebesgeschichten und die Weiber lasen sie. Jetzt lesen und schreiben sie sie alle beide; es hat sich eine hermaphroditische Literatur gebildet, die an Verdrehtheit ihresgleichen sucht." —

Ein Leichengeruch entströmt ihnen, der allen Frauen eigen ist, die physisch oder moralisch belastet sind. Nur ein krankes Weib kann solche Bücher schreiben — gesunde sollten sie nicht lesen. —

Aber noch einen Vorwurf muß ich den Feministen machen — sie gehen mit dem Sozialismus und dem internationalen Judentum Hand in Hand. Zur Vernichtung der eigenen Nation beizutragen, ist ein Verbrechen. Ein

Volk, das einen Luther, einen Goethe und einen Bismarck hatte, Männer, um die uns die ganze Welt beneidet, muß sich gegen fremde, ungesunde Einflüsse wehren. Zeit ist es, die Feinde im eigenen Lande zu erkennen und ihnen mutig den Krieg zu erklären!

Deutschlands Frauen haben den Kampf aufzunehmen — gilt es doch ihre deutsche Ehe zu verteidigen und ihre Töchter zu behüten!

Anhang.

Besprechungen und Briefe.

Aus Briefen kann ich folgendes mitteilen. Eine Wienerin schreibt: Ihre Broschüre gefällt mir sehr gut, sie enthält Wahrheit. Von den jetzigen jungen Mädchen hört man ja immer, wenn ihnen die Eltern nicht alles erlauben, — was ja so selten ist, da die meisten Eltern schwach sind —: „Wenn ich nur schon verheiratet wäre, damit ich tun könnte, was ich wollte!" Die Männer sind so furchtbar schwach den Frauen gegenüber, die es verstehen, ihre Macht auszuüben.

Eine andere schreibt: „Welche garstige Spezies von weiblichen Wesen muß auf Sie eingewirkt haben, daß Sie ihre antiweibliche Broschüre in die Welt hinausschleuderten? Ich kenne auch Männer, welche mit grundloser Eifersucht beständig ihre Frauen quälen; ich kenne auch Männer, die selbst mit unbedeutenden Dingen nie fertig werden, sondern sich immer wieder in kleinlichem Nörgeln und Mäkeln aufregen ꝛc. ꝛc. Aus einem dritten Briefe

entnehme ich folgendes: Die Broschüre ist nach meinem Empfinden der beste Typus urgesunder Reaktion gegen das gegenseitige Beschimpfen der Geschlechter. Fangen wir Frauen, wie Sie es uns vormachen, erst bei uns an und die Männer bei sich, lassen wir vor allen denen, die wir doch nie ganz kennen und verstehen werden, ihre Eigentümlichkeiten zu Recht bestehen, anerkennend das Gute, dann kann endlich doch noch einmal Klarheit und Gerechtigkeit zwischen Mann und Weib hergestellt werden. Für diesen wohl ziemlich ersten Schritt, den Sie in unserer wütenden Zeit auf diesem Wege tun, danke ich Ihnen von Herzen!

Eine Dichterin schreibt mir:

Weib Katinka!

Ich las Dein Buch und oft und oft trat aus dem Bild, das Du vom Weibe malst, mein eigen Bildnis mir entgegen. Ja, darin bist Du eine Künstlerin, daß Du des Weibes allertiefste Tiefen mit kühnem Griff dem dunkelsten Versteck entreißt. Daß Du dem Weib den Spiegel zeigest, damit es seine Schwächen, die grausam und die törichten erkennt, das ist wohl gut; jedoch, daß dieser Weg Erfolge zeitigt, wag' ich nicht zu hoffen. Zu tief nur wurzeln all die Schwächen im schwachen Weib, sind sie doch das Ergebnis Tausender von Jahren, wo nie das Weib, auch nur als Mensch, dem Manne gleichberechtigt ward anerkannt. Ihr ward die List als Wehr und Waffe gegen die Gewalt und Mißachtung des Mannes. In unserer Zeit hat das Geschick des Weibes eine gewalt'ge Änderung erfahren. Mit jedem Schritt, den wir empor zur Achtung tun, die uns der Mann, wenn widerwillig auch, uns dennoch zollt, besiegen wir

auch eine Schwäche. Dies ist der Weg, scheint mir, zur sittlichen Höh' des Weibes. Doch nun kommst Du, Katinka, und gibst mit Deiner Geißelung dem Mann uns preis, Schwächen, die sein geistig Aug' wohl nimmermehr ergründet! Du wirfst uns damit in den Pfuhl zurück, aus dem wir mühsam uns zu retten suchten. Denn um des Mannes Achtung ist es nun geschehn, die wir zum höchsten Ziele uns erkoren. Fürwahr, das ist nicht wohlgetan.

Ein Weib.

Die **Neue Frauen-Zeitung**, Berlin, schreibt in Nr. 39 vom 27. Septbr. 1903.

Während Möbius in seinem „physiologischen" Schwachsinn die Minderwertigkeit des Weibes in geistiger Beziehung von seinem wissenschaftlichen Standpunkt aus behandelt, beschäftigt sich Frau v. Rosen, eine eifrige Gegnerin der modernen Frauenbewegung, mit dem „moralischen" Schwachsinn des Weibes. Mit einer geradezu bewunderungswerten Offenheit — sagen wir Kühnheit — schleudert sie ihrem Geschlechte die Wahrheit ins Gesicht und behauptet, daß die Tugenden, welche wir für weibliche halten, in weit höherem Grade bei dem Mann zu finden seien. Alle Verbrechen, die der Mann begeht, hängen in irgend einer Weise mit irgend einer Frau zusammen, Neckereien und Scherze der Frauen entbehren stets der Harmlosigkeit; das Weib vergißt niemals ein Unrecht, während der Mann mit stummem Händedruck die alte Freundschaft wieder herstellt. Die Sehnsucht nach dem Kinde ist dem Weibe abhanden gekommen, täglich liest man in den Zeitungen, daß „Rat und Hilfe in allen diskreten Angelegenheiten" geboten wird. Nicht Mädchen sind es, welche solche Hilfe aus Furcht vor Schande suchen — es sind Frauen, die keine Kinder

wollen. — Deutschland's Frauen sollen den Kampf gegen die Modernen aufnehmen — gilt es doch ihre deutsche Ehe zu verteidigen und ihre Töchter zu behüten. Die Schrift ist, weil sie von einer Frau geschrieben, umso packender und interessanter.

Blätter für die deutsche Hausfrau, Berlin, 31. Oktober 1903, Nr. 44.

Die Schrift des Dr. P. J. Möbius: „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes", welche seinerzeit an dieser Stelle besprochen worden ist, hat zahlreiche Gegner und Nachbeter gefunden. Zu den letzteren gehört mit der oben genannten Broschüre auch Katinka v. Rosen, nur daß ihr Dr. Möbius noch lange nicht weit genug geht. Die Führer und Führerinnen der „modernen Frauenbewegung", die „Feministen" haben es der Dame angetan; aber anstatt sich darauf zu beschränken, auf die Gefahren, welche aus dieser unblutigen Revolte entspringen können, aufmerksam zu machen, wird dem weiblichen Geschlechte als solchem ganz allgemein eine ungeheure Fülle von schlimmen und schlimmsten Eigenschaften angehängt. So liebenswürdig die Verfasserin alle Verirrungen und Verfehlungen des homo sapiens masculinus, des „Herren der Schöpfung", zu bemänteln und zu entschuldigen weiß, so unerbittlich ist sie in der Kritik des Menschen weiblichen Geschlechtes. An dem wird auch nicht ein gutes Haar gelassen. Hier eine kleine Blütenlese aus den dem Weibe zuerteilten Attributen: Verführung zum Verbrechen, bestialische Grausamkeit im Verbrechen, Schadenfreude, Lieblosigkeit gegen die Kinder, Rachsucht, Unversöhnlichkeit, Ehestörung und Ehebruch, weibliches Mitleid — Sportsache, Eitelkeit,

Neugierde, Putz- und Verschwendungssucht, Geiz, ungerechtfertigte Eifersüchteleien, Eigensinn, böse Zunge, Unwahrhaftigkeit, moralische Feigheit, Herzlosigkeit 2c. 2c. Sehr „schön" ist folgender Ausspruch: „So verehrungswürdig das einzelne Weib sein kann, so verächtlich wird es in Gemeinschaft mit vielen. Ginge es nach mir, so müßten, gleich den Klöstern, alle Diakonissen- und Schwesternhäuser, Mädchenschulen und Pensionate geschlossen werden. Dort wird das Weib verdorben!" Und alle die hier angeführten und noch andere Eigenschaften werden — wohlbemerkt! — nicht etwa als Ausnahmezustände hingestellt, sondern im Gegenteil, ein Weib, das mit diesen Fehlern nicht behaftet ist, gilt in den Augen der Verfasserin als Ausnahme. In welchem Spiegel muß Katinka von Rosen, die sich selbst natürlich als solche Ausnahme ansieht, die weibliche Menschheit betrachtet haben! Die Frau hat viele Fehler — gewiß — und es ist nur recht und billig, durch deren Aufdeckung zur Erziehung und Vervollkommnung beizutragen, aber durch derartige robuste Übertreibungen erreicht man höchstens, daß man sich selbst lächerlich macht. Wenn Frau Katinka v. Rosen bei der Abfassung ihrer Schrift aber nur den Ehrgeiz gehabt haben sollte, dem Herrn Dr. Möbius in der eignen Person ein beweisendes Beispiel für sein Buch über den physiologischen Schwachsinn des Weibes in die Hand zu geben, so hat sie diesen etwaigen Zweck freilich sehr geschickt verfolgt. Wir würden von dem ganz unwissenschaftlichen, unlogischen und — trotz des angeblich höheren Alters der Verfasserin — sehr kindlichen Machwerk überhaupt keine Notiz genommen haben, wenn die Broschüre nicht seltsamerweise in dem gleichen Verlage erschienen wäre, wie

die Möbius'schen Schriften, denen auch Gegner eine wissenschaftliche Bedeutung nicht absprechen dürfen. G.

Oberschlesische Grenz-Zeitung, Beuthen, 4. Novbr. 1903.

Der Inhalt des Heftchens kann einem aufgeklärten und Wahrheit und Gerechtigkeit hochschätzenden Manne keine Freude bereiten; denn man erkennt, wie tief die Verfasserin und gewiß tausende ihrer Geschlechtsgenossinnen noch im Dunkeln tappen über die Frauenfrage. Leider nimmt die Verfasserin an, daß die Frauenfrage zur Hauptsache nur in geschlechtlicher Zügellosigkeit fundiere. Nun, mit solchen Leuten ist nicht zu rechnen. Es ist gerade, als wolle man mit jemand streiten, der sich mitten im Walde befindet und nach Bäumen sucht. So befindet sich auch die Verfasserin dieser kleinen Brochure unter vielen modernen Menschen, die in der Moral und Sittlichkeit ihr Ideal erblicken, sie glaubt es nur nicht. Sie glaubt nicht einmal recht, daß das Weib eine Seele hat und folgert daraus die tiefe Inferiorität des Weibes unter den Mann, in dem sie allein den eigentlichen Menschen erblickt, wenigstens den hervorragendsten Repräsentanten des Menschengeschlechts. Das Weib soll moralisch schwachsinnig und deshalb als Mensch minderwertig sein. Bedankt euch, ihr Frauen, bei der Dame, die Tinte, Feder und Papier, sowie die Druckerschwärze und unsere edle deutsche Sprache zu solcher Behauptung mißbraucht hat. Sie bezieht sich besonders auf Professor Möbius, der das verkündet und an dessen Kundgebung — trotz der Grausamkeit dieser Anschauung — sie unverbrüchlich glaubt. Dann bildet sie sich ihr Urteil aus einer Reihe von Beobachtungen aus dem Frauenleben, die merkwürdiger

Weise nur die Schwächen erspähen, nicht die Tugenden. Und es geschieht das mit einem Eifer und einer Geflissentlichkeit, die stark masochistisch sind. Schon daß eine Frau des 20. Jahrhunderts sich selbst so tief erniedrigt, sich in ihrem Geschlechte moralisch schwachsinnig und geistig minderwertig zu nennen, den Mann dagegen als den natürlichen Herrn und Meister zu preisen, das ist auffallend. Oder sollte der weibliche Autorname nur ein geborgter sein? Es ist nur gut, daß selbst die Männer in den Frauen mehr sehen und achten, als wozu sie in diesem Heftchen erniedrigt werden. Wollte man ihre Fehler, Schwächen und Untugenden in derselben Weise hervorzerren, man käme dem männlichen Geschlechte gegenüber zu gleich traurigem Urteil.

Frauenberuf, Stuttgart, 31. Oktober, VI. Jahrg. Nr. 44.

Unter diesem Titel ist eine Broschüre erschienen, zu deren kritischer Beleuchtung es nur einer Blütenlese bedarf! Wir werden belehrt, daß alle Tugenden, die wir für weibliche halten, in weit höherem Maße beim Manne zu finden sind, daß alle Verbrechen, deren sich Männer schuldig machen, Frauen zur Last fallen; der Zug von Grausamkeit ist allen Frauen eigen, sie sind grausam und rachsüchtig, ohne Rechtsgefühl. Mitleid, Teilnahme und Nächstenliebe finden sich nur in Ausnahmefällen bei der Frau vor und so weiter ad infinitum. Und kommt die Verfasserin erst auf die Frauenbestrebungen zu sprechen, so fragt man sich voll Staunen: hat sie denn niemals von der Arbeit der Frauen zur Hebung der Sittlichkeit, Moral und Volkswohlfahrt, der Reinhaltung der Ehe, zur Steigerung des Pflichtbewußtseins und der Pflichterfüllung gegenüber Familie

und Vaterland gehört? oder sind ihr solche Begriffe unerfaßlich? Mit einer solchen Unkenntnis oder absichtlichen Verdrehung der Wirklichkeit eine Schrift zu veröffentlichen, ist eine Dreistigkeit, die sowohl im Interesse der Volkserziehung, als aus einfachsten Gründen der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe aufs schärfste verurteilt werden muß!

Pariser Mode, Leipzig, Okt. 1903., VI. Jahrg., Nr. 43.

Frau von Rosen (Pseudonym?) erweist sich als eine übereifrige Gegnerin der modernen Frauenbewegung. Wenn die bekannte Schrift des Dr. Möbius den physiologischen Schwachsinn, die Minderwertigkeit des Weibes in geistiger Beziehung, nachgewiesen zu haben vermeint, so geht Frau von Rosen noch weiter und stellt die Behauptung auf, daß die Tugenden, welche wir für weibliche halten, in weit höherem Grade bei dem Manne zu finden seien. Bei allen (!) Verbrechen, die der Mann begeht, müsse man rufen „cherchez la femme!" Jetzt wissen wir ganz genau, von woher die Sünde in die Welt gekommen ist.

Heynemann'sche Buchdruckerei, Gebr. Wolff, Halle a. S.

GRETE MEISEL-HESS.

Weiberhaß
und
Weiberverachtung.

» . . . . ein Teil von jener Kraft,
»die stets das Böse will und stets das Gute schafft«.

Eine Erwiderung auf die in **Dr. Otto Weiningers Buche „Geschlecht und Charakter"** geäußerten Anschauungen über »Die Frau und ihre Frage«

Zweite Auflage.

WIEN, 1904.

Verlag „DIE WAGE", Wien, II., Floßgasse Nr. 12.
Für den Buchhandel: MORITZ PERLES, k. u. k. Hofbuchhandlung
Wien, I., Seilergasse Nr. 4.

Druck von Stern & Steiner.

VORWORT.

Ein kurzes Vorwort sei an diejenigen gerichtet, denen vielleicht schon der Titel dieser Broschüre Zweifel erweckt an ihrer Berechtigung. Ich hörte vor kurzer Zeit jemanden dies Thema, sowie alles, was mit Feminismus im Zusammenhang steht, als »ausgesungen« bezeichnen. Ausgesungen — abgedroschen. Was wäre darüber noch zu sagen? Diese Ansicht muß umso verblüffender erscheinen, als zur Zeit häufiger denn je dickleibige Werke herauskommen, die ihr Thema, nämlich den Antiféminismus, der in seiner extremsten Form zum direkten Haß und zur Verachtung des weiblichen Geschlechtes führt, mit einer Gründlichkeit, Hartnäckigkeit, Unermüdlichkeit und Weitschweifigkeit behandeln, die besonders dadurch, daß sie meist auch bemüht ist, aus allen Disziplinen der Wissenschaft Beweise herbeizuholen und nicht selten die Resultate langwieriger Studien für ihren vorbestimmten Zweck mit großem Fleiße zur Stelle schafft, viel Beachtung und Anhängerschaft finden. Und so lange dies der Fall ist, ist auch jede Gegenbewegung berechtigt, besonders wenn das aufgehäufte Material auf der anderen Seite durch gewalttätige Deduktion zu der gewünschten Tendenz zusammengeschmiedet wurde und beinahe Zeile für Zeile nach Widerlegung schreit. Es hieße gewaltsam ersticken, was zur Aussprache drängt,

wollte man unter solchen Umständen ein Thema als »ausgesungen« betrachten, besonders wenn ein Werk in den weitesten Kreisen Beachtung gefunden hat, wie das Werk Weiningers. Obwohl der Selbstmord des jungen Philosophen diese Beachtung wesentlich erhöhte, wäre sie ihm jedenfalls auch ohne diesen tragischen Anlaß in hohem Maße zuteil geworden, schon durch seine ebenso frappierende, als für viele vielleicht verlockende Tendenz einer kaum jemals in solch maßloser Weise geäußerten Weiberverachtung, die auf einem Unterbau schwerwissenschaftlicher Theorien postiert ist. Für solche, die das Werk nicht kennen, möge als Anhaltspunkt nur so viel von seinem Kern im Vorworte erwähnt werden, daß eines seiner Hauptresultate in dem folgenden schönen Ausspruch gipfelt, der noch dazu durch doppelten Fettdruck hervorgehoben ist: »Der tiefststehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weib!«

Mit Wiener Literaturverhältnissen nicht Vertrauten sei hier zur Kenntnis gebracht, daß nach dem Tode des Verfassers das Werk an den hervorragendsten Stellen ausführlich und meist im Tone höchster Bewunderung besprochen wurde; daß seine Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit es wie ein Bollwerk umtürmte, so daß auf seinen erstaunlich unwissenschaftlich, sehr realistisch ausgesprochenen Kernpunkt das grelle Licht der Kritik offenbar gar nicht zu fallen wagte. Aber es wäre blind und ungerecht, die große Beachtung, die das Werk fand, nur auf seine Tendenz und auf das große Wissen, das sich in dem Werke ausspricht, zurückzuführen. Nicht zu verkennen vielmehr ist die wahrhaft geniale Veranlagung dieses unglücklichen jungen Mannes, die sich in der tiefen Innerlichkeit, mit der ihm alles und jedes zum Problem wird, offenbart. Aber gleichzeitig haftete diesem merkwürdigen und tiefsinnigen Erleber aller begrifflichen Probleme die verhängnisvolle Schwäche an, daß er sofort jeden Boden verlor, sowie er aus dem Kreis seiner

innerlichsten Spekulation heraustrat in die Wirklichkeit: krampfhaft an seinem rauschartigen geistigen Erlebnis festhaltend, geriet er da sofort in dröhnenden Konflikt mit der Realität der Tatsachen. Daher seine verschrobene Wertung lebendiger Fragen, daher die grotesken Resultate, zu denen er in seinem Hauptproblem »Weib« mit seinem Hauptwerk »Geschlecht und Charakter« gelangt ist. Und daher auch kann man ihn wohl nicht als Genie, sondern nur als einen Menschen von eminent genialischer Veranlagung bezeichnen. Denn das Genie bringt etwas hervor, das an sich eine bleibende Wahrheit, einen neuen Wert für die Menschheit repräsentiert! — Aber gerade die Resultate, zu denen Weininger gelangte, tragen den Todeskeim in sich, während nur die Art, wie er zu ihnen gelangte, ein hochinteressantes, aufregendes, geistiges Schauspiel gewährt.

Ein anderer Einwurf, der mir von einem seiner begeistertsten Anhänger gemacht wurde, lautet merkwürdigerweise dahin, es sei überhaupt kleinlich, gerade Weiningers Verkehrtheiten und Verrennungen in bezug auf das Problem »Weib«, die nicht ernster zu nehmen seien, als die Delirien eines Fieberkranken (!), zum Stoff einer Schrift zu machen. Wie? Gerade diese Ausführungen sollen nicht der Kritik unterzogen werden?! Ja, aber warum denn nicht? Daß sie »ohnehin kein Mensch ernst nehme«, ist sicherlich nicht anzunehmen bei einem Werk, das eine so weitgehende Beachtung fand, das jeden Denkenden verführerisch anzieht (wenn es ihn nachher auch wieder umso ehrlicher abstoßt). Wären diese Anschauungen und Resultate nur mit unterlaufen in einem Hauptwerk anderen Inhalts, anderer Tendenz, dann könnte man sie vielleicht ignorieren; da sie aber Selbstzweck des ganzen Werkes sind, der ganze Bau nur um ihretwillen aufgetürmt wurde, alles was darin ist, nur deshalb vorgeführt wird, um die Beweise zu erbringen für das, was der Autor über das »Weib« zu sagen hat —

so ist es doch wohl mehr als begreiflich, wenn man auch an dieses Tatsächliche, was da vorgebracht wird — als Beleg der Verachtung alles Weiblichen — kritisch herantritt. Steht natürlich jemand grundsätzlich auf anderem Boden und verschließt sich grundsätzlich dieser Argumentation, so wird ihn auch berghoch aufgehäuftes Material nicht überzeugen; ob er jedoch den Autor ehrt, wenn er dessen Aussprüche, gerade soweit sie sich auf Tatsachen beziehen und seine Urteile und Resultate darstellen, von vorneherein zum Stoff einer Polemik so wenig geeignet hält, wie die Delirien eines Fieberkranken, bleibe dahingestellt.

Genialische Veranlagung macht nicht sakrosankt gegen Kritik des Greifbaren, Positiven, das sie hervorbringt. Nur so vielmehr ist die Möglichkeit geboten, jenes sonderbare Phänomen zu begreifen, das in dem Auftreten und in der Erscheinung solcher großer Intelligenzen liegt, die trotz ihres Reichtums und ihrer Größe unter dem Zeichen der Verheerung stehen. »Alles, was ich geschaffen habe, wird zugrunde gehen müssen, weil es mit bösem Willen geschaffen wurde.« Dieser Ausspruch Weiningers wird in seiner letzten Schrift mitgeteilt. Er mußte — in seinem Sinne — das »Böse wollen«, sowie er sein Reich verließ: denn es liegt wie ein Fluch über manchen Menschen, daß sie aus dem ihnen zugewiesenen Element nicht heraus dürfen! Mancher, der stark und zielsicher auf festem Grunde wandelt, scheitert kläglich, so wie er sich darüber erheben will; dem Geiste Weiningers erging es umgekehrt; er war stark in Höhen und Tiefen: aber er verlor sich, sobald er die Erde berührte.

In einer Zeit, da die Frauenbewegung, die Arne Gaborg den »größten Gedanken des XIX. Jahrhunderts« genannt hat, ihren Zielen, wenn auch nur schrittweise, immer näher und näher kommt, ist es begreiflich, daß ihr eine Gegenbewegung erwächst, die ihr in stürmischem Tempo an den Leib rückt. Aus den verschiedensten Lagern rekrutieren sich deren Ritter. Hedwig Dohm hat sie in vier Kategorien geteilt*), die aber der Vielfältigkeit dieser Gruppe durchaus nicht genügen. Zuerst nennt sie die »Altgläubigen«, — das sind die »Rückwärtsglaubenden«, eine Art Mumienanbeter, voll Pietät für den Moder, voll Schauer gegen alles Werdende. Der liebe Gott und »Naturgesetze« (von denen die Wissenschaft nichts weiß) gehören zu ihrem Inventar. Dann die »Herrenrechtler«, die weniger auf den lieben Gott und seine »Gesetze«, als auf ihre eigenen, sehr irdischen Rechte und Vorrechte sich berufen. Bei jeder Gelegenheit betonen sie ihre Superiorität der Frau gegenüber, ängstlich wollten sie an ihr festgehalten wissen — sie ist die letzte Instanz des armen Schluckers, der von andern Männern über die Achsel angesehen wird — denn wäre die Frau nicht dümmer als er, wer wäre es denn?

Als dritten Typus nennt Hedwig Dohm den praktischen Egoisten, den »Geschäfts-Antifeministen«, der die Konkur-

*) In ihrem Buche: »Die Antifeministen«.

rentin fürchtet. Jedenfalls ist seine Furcht — die Brotfurcht — begreiflicher als alle anderen Bedenken. Den vierten im Bunde bezeichnet Frau Dohm als den »Ritter der Mater dolorosa«, der den Tempel bedroht sieht, einen imaginären Tempel, in dem das Weib, seiner Ansicht nach, nichts anderes zu tun hat, als durch rührende und anmutige lebende Bilder diese prosaische Welt zu verklären.

Aber diese Ritter des Antifeminismus, die Frau Dohm in ihrem prächtigen, kraftvollen Buche aufzählt, gehören zu der Gruppe der Ungefährlichen; es sind meist Ritter von sehr trauriger Gestalt — sie verführen und blenden kaum irgend jemanden, der nicht von vorneherein ihrer Gesinnung wäre. Gefährlich und verführerisch sind nur die anderen — die Ästhetiker. Dem beängstigenden Problem »Nietzsche und die Frauen« weicht Frau Dohm nicht aus: scharf, ruhig und fest faßt sie den herrlichsten Feind ins Auge, und sie findet die Formel, die die Verirrung des einsamen Großen erklärt, die Begründung für seinen seltsamen Aberglauben, seine naive Fetischliebe zum Haremsystem, diesem Produkte der »ungeheuern Vernunft Asiens«. Woher kommt es, fragt sie sich, daß selbst vornehme, kühne und tiefe Denker sich oft aller Logik, Wissenschaftlichkeit und vor allem Gewissenhaftigkeit (den Tatsachen gegenüber) bar erweisen? Daß sie dann mit Gefühlen, Instinkten, Intuitionen und Wissenschaftlichkeit jonglieren? Nietzsche selbst gibt ihr die Antwort: »Auch große Geister haben nur ihre fünffingerbreite Erfahrung; gleich daneben hört ihr Nachdenken auf und es beginnt ihr unendlich leerer Raum und ihre Dummheit.«

Aber noch verführerischer, noch blendender als der Dichter — kommt der Philosoph. Mittels übersinnlicher Spekulation konstruiert er seine Waffen, und er, der Metaphysiker, wäre der einzig zu fürchtende Feind, weil er sich in Regionen bewegt, in denen sich nicht hart und wahr-

nehmbar »die Sachen stoßen«, — und je weniger verfolgbar und kontrollierbar seine Hypothesen sind, um so mehr Gläubige finden sie. »A beau mentir qui vient de loin« sagt ein altes französisches Sprichwort. Aber auch er kann dem Tatsächlichen nicht ausweichen, er muß von der abstrakten Theorie zur Wirklichkeit übergehen — und paßt sie nicht in die vorbereiteten Formen und Formeln (die er schon deshalb nicht preisgibt, weil ihn ja ihre Konstruktion unendlich viel Mühe kostete) — so wird ihr einfach Gewalt angetan. Und das ist der Moment, wo er strauchelt, wo er fällt, wo er seinen Nimbus verliert. Drückt da nämlich irgendwo der Schuh, so wird er nicht weggeworfen, bewahre, sondern wie im Aschenbrödelmärchen am lebenden Fuße das abgehackt, was nicht hineinpassen will. Aber die Sache stimmt nicht, sie verrät sich durch eine rote Spur, die selbst kindlichste Einfalt und gutmütigste Gläubigkeit nicht übersehen kann: Ruckediguck, Blut ist im Schuck!

Dieser Fall war der des Dr. Weininger, der jüngst durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht hat. Sein Buch »Geschlecht und Charakter« ist eine wahre Encyklopädie der Weiberverachtung. Es ist schwer, gegen einen Toten zu sprechen. Stimmen von jenseits des Lebens gebieten Ehrfurcht und Schweigen. Dies Buch aber ist eine irdische Stimme, und daß sein Schöpfer in einer jener tiefen, entsetzlichen Depressionen, wie sie alle Begabteren, Strebenden und Ringenden kennen — einer Depression, die der Selbstvernichtung unheimlich zutreibt und die zu überwinden ein gewisses Maß physischer Kraft notwendig ist, die er vielleicht nicht hatte, — seinem Leben ein Ende machte, das verringert die irdische Wirkung des Buches nicht, es erhöht sie vielmehr.

Über das Problem des Selbstmordes selbst — nicht des Weiningerschen, sondern des Selbstmordes im allgemeinen — teilen sich die Meinungen von jeher in zwei

Hauptlager: die einen umgeben die freiwillige Abkürzung des eigenen Lebens mit der Heldengloriole — die anderen verdammen sie in Grund und Boden als Feigheit. Es wird mit diesem Probleme ähnlich verfahren wie mit dem der Sexualvorgänge: abwechselnd wird auch dieses in den Himmel gehoben, als göttliches Mysterium empfunden — dann wieder als tierisch und niedrig verdammt und verflucht. Die Wahrheit wird wohl bei beiden Problemen — wie bei so vielem — in der Mitte liegen und sich von Fall zu Fall anders offenbaren.

Jedenfalls wäre der Selbstmord Weiningers, wenn er wirklich seinem Prinzipe einer radikalen Abkehr vom Leben entsprungen sein sollte, wie einige seiner Freunde behaupten (andere sprechen von bösartiger Krankheit, unter der sein ohnedies zerrütteter Körper, der einem nahen Verfall entgegenging, zusammenbrach) — in seiner Art eine heroische Besieglung seiner Anschauungen. Aber solche Anschauungen, die vom Leben wegführen und der Vernichtung zuführen, — sind für das Leben selbst unbrauchbar. Sie mögen kostbar sein für einen mystisch-halluzinativen Jenseitsglauben, vielleicht wonnig wie Haschisch in ihrer berauschenden Wirkung, — aber das Leben selbst kann nur auf Tatsachen bauen, — die wieder neues Leben, neue Wirklichkeit, positives Vorwärtsrücken ergeben.

Nicht gegen den toten Mann soll sich diese Polemik kehren, — sondern gegen das lebende Buch. Wie dieses Buch die Frage erledigt, die sein und unser eigentliches Thema ist, — dies soll durch kein vorgegriffenes Urteil bezeichnet werden, sondern das Buch selbst möge in seinen markantesten Stellen zum Worte kommen, auf die sich dann die Antwort ergeben wird.



Wesen und Wert der beiden Geschlechter und ihre Beziehungen zu einander bilden das Hauptthema des Buches. Eingeleitet wird dieses Thema durch die Verkündigung eines »neuentdekten Gesetzes« über die Affinität der Geschlechter. Dieses Gesetz, nach welchem jene Individuen einander anziehen, die gegenseitig die ihnen fehlenden Bruchteile an Männlichkeit und Weiblichkeit komplettieren, hat zur Voraussetzung die Tatsache, daß kein Mensch ganz M (Mann) oder ganz W (Weib) ist, sondern stets auch Anlagen vom andern Geschlechte in sich hat. Daß niemand aus einem Gusse ist und es ganz einheitliche Exemplare irgend einer Art — reine Typen »an sich« — kaum irgendwo gibt, ist eine altbekannte Tatsache, und es liegt kein Grund vor, sie mit tiefgründiger Beredsamkeit auseinander zu setzen, als wäre sie eben erst entdeckt; deswegen aber kann man doch nicht — wie Weininger es tut — die Gesamtheit der Menschen als »sexuelle Zwischenstufen« bezeichnen, da die Geschlechtsmerkmale bei jedem normalen Individuum genügend überwiegen, um diese Bezeichnung auszuschließen. In fetten Lettern wird auch die uralte Wahrheit vorgebracht, daß es nicht jedem Individuum gleichgültig sei, mit welchem Individuum des anderen Geschlechtes es eine sexuelle Vereinigung eingeht, daß nicht jeder Mann für einen anderen Mann, nicht jedes Weib für ein anderes

Weib seinem sexuellen Komplement gegenüber eintreten kann. Ganz gewiß kann nicht irgend ein geschlechtlich begehrtes Individuum durch jedes beliebige andere ersetzt werden. Aber daß diese Anziehung gerade darauf beruht, daß das eine Individuum in dem andern die ihm fehlenden Bruchteile an Männlichkeit oder Weiblichkeit sucht — eine Formel, die Weininger etwa so darstellt, daß ein Individuum mit $^3/_4$ M + $^1/_4$ W sich von einem andern mit $^3/_4$ W + $^1/_4$ M angezogen fühlen muß, — ist wohl eine etwas naive Deduktion, denn Menschen decken einander nicht wie Zahlen. Grüblerisch und im Entdeckerton wird diese Formel lang und breit demonstriert. Als Prämisse setzt sie die angeblich »von niemand zu bestreitende« Tatsache eines »ganz bestimmten sexuellen Geschmackes« voraus, »der jedes Individuum beherrscht« — und der eben auf dieses »Gesetz« zurückzuführen sei. Diese Tatsache ist aber durchaus zu bestreiten. Nicht jedes Individuum hat nur einen einzigen Typus des anderen Geschlechtes zum Korrelate. Es gibt wohl Leute, die ein bestimmtes sexuelles »Ideal« haben, aber sie sind weitaus in der Minderheit; während hingegen den meisten Menschen, soferne sie gesund und unraffiniert sind, oft die verschiedensten Typen nacheinander recht gut gefallen. Auf den alten Gemeinplatz, daß Gegensätze einander anziehen, scheint die fulminante Entdeckung hinauszulaufen; diese Tatsache stimmt aber nicht öfter als etwa das Gegenteil, so daß zur Annahme eines sie bedingenden Gesetzes die Berechtigung fehlt. Eine fast krankhafte Ablehnung jeder Bezweiflung der eigenen Ausführungen und der durch selbstkonstruierte Prämissen erzielten Resultate macht sich in dem Buche ganz auffällig bemerkbar. So heißt es eben in Bezug auf das besprochene »Gesetz« — mit ängstlicher Beflissenheit schon im vorhinein jeden Widerspruch abwehrend: » . . . es hat nicht das geringste Unwahrscheinliche an sich; es steht ihm weder in der

gewöhnlichen noch in der wissenschaftlich gereiften Erfahrung das geringste entgegen.« (!) Des weiteren wird von dieser gesetzmäßig zu begründen gesuchten sexuellen Anziehung ausgesagt, daß sie fast »ausnahmslos eine gegenseitige ist«. Und das stimmt erst recht nicht! Ein jeder fast strebt nach einem andern als dem, der nach ihm strebt! »Ein Jüngling liebte ein Mädchen — die hat einen anderen erwählt — der andere liebt eine andere — und hat sich mit dieser vermählt.« Eine uralte Geschichte, die ewig neu und wahr bleibt. Und eine Vereinigung ist fast immer auf der einen Seite ein Kompromiss — eine Art Resignation — und glückliche Ausnahmen bestätigen nur diese Regel.

Hochinteressant ist das vielseitige Wissen, welches besonders aus den Disziplinen der Botanik und Mathematik zur Unterstützung der eigenen Thesen herbeigeholt wird und sich auf einem mit sicherer Hand konstruierten Geleise den Zielen und Zwecken, denen es zu dienen bestimmt ist, zubewegt: Ergebnisse einer eminenten, aber nichts weniger als »voraussetzungslosen« Forschung. Solange sich Weininger in konstatierender Weise an das rein Wissenschaftliche hält — sei es auch hypothetisch — imponiert der tiefgründige Scharfsinn, mit dem besonders Analogien aus Tier- und Pflanzenreich herbeigezogen werden, um irgend eine Formel, wie eben das interessant, ja künstlerisch gedachte, aber phantastische und unhaltbare Gesetz von der Affinität der Geschlechter zwecks wechselseitigen Ausgleiches von Potentialdifferenzen (nirgends ist die Natur zweckloser, wüstlingshaft verschwenderischer als gerade in der Liebe!) — zu illustrieren. Es fesselt und interessiert die dialektische Gewandtheit, die Agilität des Geistes, die sofort in Zahlen und Ziffern herauszubekommen sucht, — was sie schon als vorgezeugtes Resultat bereithält und auf die der von Weininger selbst zitierte Kantsche Ausspruch von der »Eitelkeit auf das mathematische Gepränge« recht gut zu passen scheint.

Unter das »Gesetz« wird dann auch das Phänomen der Homosexualität subsumiert. Nichts weniger als originell ist die Enthüllung, daß Homosexuelle Merkmale des anderen Geschlechtes im Wesen und auch im äußeren Habitus manchmal aufweisen. Aber es ist geradezu terroristisch, gewisse Züge, Eigenschaften und Anlagen als nur »männliche« oder nur »weibliche« zu bezeichnen, die oftmals weder das eine noch das andere, sondern nur menschliche sind. Wer zum Beispiel unerotische Kollegialität zwischen beiden Geschlechtern befürworte und durchführen könne, habe schon einen starken Einschlag des anderen Geschlechtes in sich — und ist, nach Weininger, gar kein »richtiger« Mann, respektive kein richtiges Weib!

Mit den Worten »richtig«, »echt«, »absolut«, »an sich« wird in Weiningers sämtlichen Ausführungen ein haarsträubender Mißbrauch getrieben. Sie dienen geradezu als Verklausulierungen der »verwirrenden Wirklichkeit« gegenüber dort, wo sich diese — subordinationswidrigerweise — durchaus nicht in das Prokrustesbett seiner Formeln und Gesetze hineinpressen lassen will. Dann war es eben kein »echter« Typus, kein »echter« Jude, kein »echtes« Weib — sondern eine der vielen »Zwischenstufen«!

Er selbst bezeichnet den »Juden an sich« oder das »Weib an sich« als metaphysische Begriffe, weil sie so echt (d. h. mit erstaunlichen Defekten und Monstrositäten behaftet), nach seiner eigenen Aussage — gar nicht existieren. — Umso verwerflicher muß dann die Irreführung erscheinen — durch Besprechung der Juden oder der Weiber — während das Ur-Jüdische und das Ur-Weibliche »an sich« gemeint sind, — wobei auch noch fraglich bleibt, ob diese gedachten, konstruierten Typen wirklich die von ihnen ausgesagten Merkmale aufweisen würden, wenn sie existierten. Es ist dies eine »Echtheit«, der das Leben und alle Tendenzen einer natürlichen Vorwärtsbewegung unaus-

gesetzt entgegenarbeiten, denn jedes Individuum, das da vorwärts und aufwärts strebt, wird aus der Beschränkung seiner bloßen nationalen und Gattungs-»Art« herauszutreten suchen, um dafür immer menschlicher, immer kultur-»echter« zu werden. Schildert daher jemand, wie Weininger, das Weibliche und denkt sich diesen Typus in seiner äußersten Undifferenziertheit (die in einer wilden Urzeit liegt), behaftet mit allen Lastern und Schwächen seiner speziellen Art — so hätte er ihm billigerweise das Männliche ebenfalls im kulturfremden Urzustand als den Typus alles Rohen, Gewalttätigen, Mörderischen entgegenstellen müssen.*)

Um aber auf jene »unechten« Männer oder Weiber — solche z. B., die sich unerotische Kollegialität mit dem anderen Geschlechte vorstellen können — zurückzukommen, sei hier eine auf sie bezügliche »Forderung« mitgeteilt, die Weininger als neu und zuerst von ihm ausgehend bezeichnet: — und das ist sie in der Tat, — ebenso wie sie an Monstrosität kaum zu übertreffen ist. Er verurteilt nämlich den Brauch, daß die Menschen bei ihrer Geburt nach ihren äußerlichen, primären Geschlechtsmerkmalen in das Geschlecht, auf welches jene hinweisen, eingereiht werden, anstatt daß man auf ihre sekundären Geschlechtsmerkmale (wie Beschaffenheit anderer Körperteile als der Zeugungsorgane, Anlagen, Neigungen etc.) in Betracht ziehe, bevor man die schicksalsschwere Einreihung vornehme!!! Das ist das Hexeneinmaleins, und wer es ersonnen hat, dem wird eins zu drei und drei zu vier, der verwechselt in geradezu blinder Konfusion alle Beziehungen der Dinge zu einander. Daß die Verschiedenheit zwischen Männlichem und Weiblichem an jedem Körperteile zum Ausdrucke kommt**), daß z. B. auch ein

---

*) Man lese, wie sich das Männliche »an sich« im Kopfe einer Schriftstellerin spiegelt, in Hans von Kahlenbergs (Helene von Montbarts) phantastisch-groteskem »apokalyptischem« Roman: »Der letzte Mann«.

**) Wohl erst nach der Pubertät.

Mann weibliche Hände oder eine Frau knabenhafte Hüften haben kann, ist eine bekannte Tatsache; daß aber das Geschlecht in den Zeugungsorganen, diesen »Brennpunkten des Willens«, wie sie Schopenhauer genannt hat, kulminiert, ist doch wohl eine so einleuchtende Tatsache, daß die Berechtigung, nach ihr das Geschlecht zu bestimmen, wohl nur einem krankhaft verstrickten Geiste zweifelhaft erscheinen kann. Man stelle sich diese neue »Forderung«, die einen köstlichen Stoff für Lustspieldichter darbietet, in Wirklichkeit durchgeführt vor: vor allem wird die Geschlechtsbestimmung, die jetzt die Hebamme mit echt weiblicher Oberflächlichkeit auf den ersten Blick am Neugeborenen vornimmt, aufgeschoben werden müssen, bis sich die »sekundären« Geschlechtsmerkmale sichtbar entwickelt haben. Also: »Geschlecht unbekannt« wird es fürderhin heißen müssen. Wächst dann das Kind heran und zeigt solche Merkmale, vermag es z. B. als (wahrscheinlicher) Jüngling oder als (wahrscheinliches) Weib kollegialen, unerotischen Umgang mit Altersgenossen des (mutmaßlich) anderen Geschlechtes zu pflegen, so ist es klar, daß es kein »richtiger« Mann, respektive kein »richtiges« Weib ist, und eine Einreihung in das andere Geschlecht, mit dem sich so verdächtig ungefährlich verkehren läßt, scheint geboten. Bei den modernen pädagogischen Tendenzen, die sogar auf Ko-Edukation (gemeinsame Erziehung beider Geschlechter) hinzielen und wahrscheinlich die Möglichkeit einer unerotischen Massenkollegialität, eines von Scheu und Komödie befreiten kameradschaftlichen Verkehres der jungen Menschen untereinander mit sich bringen dürften, — müßte die Umstellung in das andere Geschlecht gleich in Massen erfolgen und die Vertauschung von Höschen und Röckchen am besten wechselseitig vorgenommen werden. Man muß solche Menschen (die unerotische Kollegialität mit dem anderen Geschlechte zu halten vermögen) kennen und sich

die »Anregung«, daß sie auf Grund dessen nicht die »schicksalsschwere Einreihung« in ihr Geschlecht erfahren hätten, sondern ins andere übergehen sollten, ausgeführt denken, um die Ulkigkeit eines solchen Effektes voll zu begreifen!

Man würde es nicht für möglich halten, daß in einem Buche, das sich ernsthaft gibt und ernsthaft in den weitesten Kreisen aufgenommen wurde, solche Vorschläge entwickelt werden, man traut seiner Auffassung nicht recht, bis man es mehrfach und unzweideutig wiederholt findet! Der Autor spricht auch — in fetten Lettern — von Individuen, die »zur Hälfte Mann und zur Hälfte Weib sind« (?!), — und nicht in der Pathologie bekannte Spezialfälle meint er damit, nicht bei Barnum & Bailey ausgestellte Mißgeburten, sondern Individuen mit menschlichen Weichheiten (das sind die verweiblichten) oder menschlichen Härten (die vermännlichten), die angeblich auf ihr Geschlecht nicht »passen« und sie daher in das andere verweisen! Das Neue der eigenen Darlegung wird dabei mit besonderer Deutlichkeit betont, gewöhnlich um irgend etwas besonders Monströses zu verkünden. So sei z. B. die Homosexualität nicht als Anomalie zu betrachten, sondern als die normale Geschlechtlichkeit der sexuellen »Zwischenstufen« (?), indeß »die Extreme nur Idealfälle sind!« (!) Jeder Satz beinahe — Zeile für Zeile — windet neue Irrschlüsse ineinander. Daß bei eingesperrten Stieren oder abgesperrten Menschen (Matrosen, Gefangenen, Mönchen) die Homosexualität gebräuchlich ist, beweist ihm — nicht etwa, daß ein gezwungenes Vorliebnehmenmüssen mangels andersgeschlechtlicher Komplemente sie dazu treibt, sondern — er erblickt darin »eine der stärksten Bestätigungen des aufgestellten Gesetzes der sexuellen Anziehung«. (!)

Der Schlußresolution dieses Kapitels, die dafür eintritt, daß Homosexuelle weder durch das Irrenhaus noch

durch das Strafrecht zur Verantwortung zu ziehen sind, sondern man sie einfach Befriedigung suchen lassen soll, wo und wie sie sie finden, ist vollständig beizustimmen, — natürlich nur soferne es sich um Erwachsene handelt und nicht um die Verführung minderjähriger Kinder. Weininger selbst glaubt nicht an Homosexualität durch Verführung oder Gewohnheit, sondern nur durch angeborene Anlage wie er überhaupt überall wurzelhafte Anlagen sieht, wo es sich oft um sichtlich Erworbenes, Erzogenes handelt. Er begründet diesen Unglauben an »Verführung« mit einem wahrhaft unglaublichen Argument — nämlich: »Was wäre es dann mit dem ersten Verführer? Würde dieser vom Gotte Hermaphroditos unterwiesen?«

Nachdem uns endlich noch enthüllt wird, daß dem gewöhnlichen, sozusagen dem »normalen« Homosexuellen das typische Bild des Weibes seiner ganzen Natur nach ein Greuel ist, eine Enthüllung, die umso interessanter ist, als sie den Schlüssel für so manche »wissenschaftlich fundierte« Weiberverachtung enthalten dürfte — wird abschließend von der ganzen eigenen Theorie ausgesagt — »daß sie völlig widerspruchslos und in sich geschlossen erscheint und eine völlig befriedigende Erklärung aller Phänomene ermögliche«. Von der Bescheidenheit, ja Demut, die dem Autor dieses Buches im persönlichen Verkehr eigen gewesen sein soll, ist jedenfalls in dem Buche selbst nichts zu merken. In vielen Fällen ist ein unsicheres, verschüchtertes Auftreten — eben diese Bescheidenheit — auf Mangel an physischem Selbstbewußtsein zurückzuführen — und ein umso eifrigerer Grimm gegen eine bestimmte Vorstellung stammt meist aus derselben Quelle.

Recht auffällig macht sich das Bedürfnis bemerkbar, an jeder Erscheinung, sei sie auch noch so einfach und sinnfällig, solange herumzudeuteln bis sie kompliziert und verwickelt erscheint — um dann eine umständliche Lösung

dieses selbstgewundenen Knotens vorzunehmen. Das Selbstverständliche — durch sich selbst Verständliche — durch seinen Tatbestand sich Erklärende — scheint ihm weitschweifiger Erklärungen bedürftig — so z. B. die Tatsache, daß kein Mensch ganz so ist wie der andere. Die psychologische Verschiedenheit der Menschen erklärt er damit, — daß jeder Mensch zwischen Mann und Weib »oszilliere«, und der Grad dieser »Oszillation« ergebe ihre Verschiedenheit. Darauf sei auch das wechselnde körperliche Aussehen zurückzuführen!!! So fühlen z. B. »manche Menschen am Abend ‚männlicher' als am Morgen«; — recht begreiflich . . . Die Vergewaltigung aller Erscheinungen durch Formeln, gegen die sich diese meist ihrer ganzen Natur nach sträuben, ruft nach und nach den Eindruck einer beherrschenden maniakalischen Vorstellung hervor. Erstaunlich ist die Oberflächlichkeit, mit der die Merkmale der »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« aufgezählt werden. So heißt es z. B. als das Merkmal »männlicher« Weiber, daß sie — studieren, Sport treiben und — kein Mieder tragen!!! Sollen dies wirklich die Anzeichen »männlicher Anlagen« sein — nicht vielleicht eher die Resultate einer vernünftigen Propaganda?!

Freilich — Nietzsche hat ja schon in dem Zeitungslesen der Weiber ihre Vermännlichung und damit die »Verhäßlichung Europas« befürchtet! Übrigens tritt Weininger nicht etwa gegen diese Vermännlichung auf; nur nennt er Vermännlichung schlechtweg alles, was von rechtswegen Vermenschlichung heißen soll und dem Manne zumindest ebenso nottut wie der Frau. Alle Kultur geht ja dahin, das Urtümliche zu differenzieren, das Individuum über die bloße Gattungssphäre emporzuheben und in diesem Sinne soll jede Nur-Weiblichkeit, aber auch jede Nur-Männlichkeit einer verfeinerten und vertieften Menschlichkeit Raum geben; ohne aber das Eigentümliche, Unersetzliche, zum Fortbestand der Gattung Notwendige der eigenen

Art und Gattung preiszugeben — wie es Weininger in seinem Haß gegen weibliche Art im besonderen und gegen den Fortbestand der Gattung im weiteren — verlangt. Daß aber seine blinde Verneinung des Weiblichen ihn in letzter Konsequenz dahinführt, eine allgemeine Vermenschlichung zu befürworten — nennt er sie auch fälschlich »Vermännlichung«, — gibt die Berechtigung, ihn und sein Werk als einen Teil »von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft«, zu betrachten.

Nach diesen weitschweifigen Präliminarien kommt der Verfasser endlich zu jener Frage, deren »theoretischer und praktischer (!) Lösung dieses Buch gewidmet ist« — nämlich zur Frauenfrage — »soferne sie nicht« — man höre und staune über die merkwürdige Klausel — »theoretisch eine Frage der Ethnologie und Nationalökonomie, also der Sozialwissenschaft im weitesten Sinne, praktisch eine Frage der Rechts- und Wirtschaftsordnung, der sozialen Politik ist«. Das ist sie aber doch in eminentester Weise! Von ihrem wirtschaftlichen Hintergrunde absehen, heißt, einen metaphysischen Begriff, der erst in letzter Linie in Betracht kommt, an Stelle des wahrhaft treibenden, ehernen Motives der Frauenbewegung setzen — der gebieterischen, wirtschaftlichen Gründe, — die sich gegenüber dem tragischen Mißverhältnis zwischen blühender, brauchbarer, unbenützter Kraft und materieller Not oder Abhängigkeit nicht mehr länger zurückweisen ließen. Aber nicht die wirtschaftlichen, die gesellschaftlichen, die moralischen Bestrebungen der Frauenbewegung will Weininger als Emanzipation bezeichnet wissen — sondern — (man rate erstaunt, was sonst noch bleibt) — »das Phänomen des Willens der Frau — dem Manne ‚innerlich gleich' zu werden«. Aber den hat sie ja gar nicht!

Man komme nicht immer wieder mit der abgeschmackten Phrase, die man der Frauenbewegung (und der Sozial-

demokratie) fälschlich in den Mund legt und die in der plumpen Formel gipfelt: alle sollen »gleich« sein! Auf Aufhebung aller individuellen Variation, die allein das Leben reizvoll und beziehungsreich gestaltet, zielt weder die Frauenbewegung noch die Sozialdemokratie ab, indem sie gleiche oder einander analoge wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten für jedes Individuum verlangen. Nach Weininger hat aber das »echte« Weib gar nicht die Fähigkeit zu diesem Emanzipationsziel (das glücklicherweise gar nicht existiert, ihn aber das wahre und rechte dünkt) zu gelangen. Das »echte« Weib ist das, welches kein oder nicht genug »M« in sich hat, während hingegen alle Frauen, die irgendwie geistig oder künstlerisch hervorragen, dies lediglich dem starken Einschlag an »M« danken, der in ihnen steckt! Eine für den, der sie handhabt, ebenso bequeme, als für den, dem sie zugemutet wird, kuriose Logik!

Es scheint wahrlich ein ebenso billiger als terroristischer Spaß — alles das, was klug, tüchtig, hervorragend an Frauen ist (da es nun einmal doch nicht wegzuleugnen und wegzudisputieren geht), dem in ihnen wirksamen Anteil an »M« zuzuschreiben — und alles Kleine, Feige, Schwache der männlichen Menschheit einfach ihren Prozentsatz an »W« zu nennen! Eine Debatte über solch eine These wäre mehr als lächerlich, da das leere Aufeinanderdröhnen selbstkonstruierter Fiktionen sie selbst und ihren Wertgehalt genügend charakterisiert. Wo sich diese Fiktionen gar in der Wirklichkeit nach Beweisen umsehen, werden sie immer erfinderischer und immer humoristischer. So seien z. B. hervorragende, bedeutende Frauen auch durch »ein körperlich dem Manne angenähertes Aussehen« erkennbar! Ein Lachen allein kann die Antwort auf diese Behauptung bilden, der ein einziger Blick in die Wirklichkeit widerspricht.

Diese tiefsinnig vorgebrachte Beobachtung scheint aus »Meggendorfers Illustrierten« geschöpft; jede Bewegung bringt ja gewiß neue Karikaturen mit sich, die in weit übers Ziel hinausschießenden Äußerlichkeiten ihre Gesinnung dokumentieren wollen. So mag es auch kleine Frauenzimmer geben, die einen männlichen Habitus sich anzuzüchten bemüht sind, — um beachtet zu werden. Daß die Bedeutenderen sich unter ihnen befinden, ist rundweg zu verneinen — ebenso die Behauptung, daß körperlich-maskuline Anlagen einer bedeutenden Frau eigen sein müssen und sie als solche »erkennbar« machen. Vielmehr kenne ich hochbedeutende Frauen, die gleichzeitig einen reizenden, berückenden weiblichen Typus repräsentieren. Die deutsche Dichterin, die im vorigen Jahre hier zu Gaste war und die das stärkste deutsche Romantalent der Gegenwart repräsentiert, ein Talent, das an Kraft, Wucht und erschütternder Tiefe seinesgleichen derzeit in Deutschland nicht hat, ist ein entzückendes »molliges Weiberl« (ich wähle absichtlich, um des Kontrastes willen, diesen Ausdruck), eine sieghafte, blonde, rheinische Schönheit, die nichts »Männliches« in ihrem äußeren Habitus aufweist, man müßte denn (wie Weininger dies tatsächlich auch tut) eine gut entwickelte Stirn, ein prächtiges Schädelgehäuse und vielleicht zwei in Klugheit strahlende schöne Augen a priori als »männlich« bezeichnen.

Zahllose andere schweben mir vor — jene großen Frauen der Bühne — bei denen gerade der Zauber ihres Geschlechtes kulminiert, große, »einsame Seelen« mit echt weiblichen Schicksalen; an eine Bildhauerin muß ich denken, an ihre Werke, an diese gewaltigen Steine, denen eine imponierende Geistigkeit und eine imponierende Kraft Seele gegeben, so daß sie zu leben, zu rufen, zu ringen und zu leiden scheinen wie das Leben selbst; und die Person dieser (noch nicht allgemein bekannten) Künstlerin: ein zartes

Mädchen von vielleicht allzu zartbesaiteter Weiblichkeit, das fast scheu unter seinen Werken wandelt.

Die »Männlichkeit« im Weibe ist nach Weininger die »Bedingung ihres Höherstehens«, daher auch — man höre! — »homosexuelle Liebe gerade das Weib mehr ehrt als das heterosexuelle Verhältnis«! Denn was das Weib zum Weibe zieht, wäre die ihm innewohnende Männlichkeit (wie steht's dann aber mit der Partnerin?), während es »das Weibliche ist, das das Weib zum Manne treibt«; gewiß: Weiblichkeit ist nun aber einmal ein »Greuel«, daher »ehrt« sie die homosexuelle Liebe! Jedenfalls recht interessante Resultate einer pathologischen Aversion, die nur aus dem einen Grund verdient ernstlich diskutiert zu werden, weil sie mit ungeheuerlicher Anmaßung konsequent das Krankhafte für das Gesunde einsetzt und dementsprechend ihre »Gesetze« konstruiert. Ein weiteres Merkmal, wodurch bedeutende Frauen »ihren Gehalt an Männlichkeit« offenbaren, sei der Umstand, daß ihr männliches sexuelles Komplement fast nie ein »echter« Mann ist. Ja, aber warum ist er es meistens nicht? Weil es deren, wie mir scheint, überhaupt nicht allzu viele gibt. Finden sich bedeutende Menschen, werden sie einander wohl zu würdigen wissen, was gerade die Beispiele beweisen, die Weininger zur Unterstützung seiner Anschauung anführt: die Schriftstellerin Daniel Stern war die Geliebte von Franz Liszt, der nach Weininger »etwas Weibliches an sich hatte«, ebenso wie — nun kommt in der Tat eine sensationelle Enthüllung — wie — Wagner! Wagner der Gigant — verweiblicht! Nun, jedenfalls wäre es selbst bei den bedeutendsten Frauen nicht zu verwundern, wenn solcher Unmännlichkeit ihr ganzes Herz zufliegt. Auch daß Mysia, die berühmte pythagoräische Philosophin, dem stärksten Athleten ihres Landes ihre Hand versprach, zeigt nicht gerade von der Abneigung der bedeutenden Frau gegen das »echt Männ-

liche«. Daß Vittoria Colonna, die Dichterin, die Liebe eines Michel Angelo genoß, beweist wohl, daß sie gewaltiger Männlichkeit nicht abhold war; — ebenso die selten erhabene Liebes- und Ehegeschichte der englischen Dichterin Elisabeth Barret, an deren Krankenlager der gefeierte Browning trat — schön und strahlend wie ein junger Gott, gefeiert, berühmt, stark und liebreich — um sich nie wieder von der von ihm angebeteten Frau zu trennen: und diese beiden Menschen, die beide zu den bedeutendsten ihrer Epoche gehörten, die in ihrem dichterischen Schaffen beide nicht erlahmten, führten das innigste, verständnistiefste, zärtlichste und glücklichste Eheleben!

Auch daß Schriftstellerinnen »so oft«(?) einen Männernamen annehmen, hat nach Weininger einen »tieferen« Grund, als man glaubt: »das Motiv zur Wahl eines männlichen Pseudonyms muß in dem Gefühle liegen, daß nur ein solches der eigenen Natur korrespondiert«. So? Nicht viel eher in dem Vorurteil, welches lange Zeit gegen die literarische Betätigung der Frauen herrschte, und das selbst noch in der Zeit der Sonja Kowalewska so stark war, daß ihr Vater deren Schwester aus dem Hause jagen wollte, als er erfuhr, diese habe dem Dostojewsky für seine Zeitschrift eine Novelle »verkauft«, — indem er seinen Zorn damit begründete, — eine Frau, die heute ihre Novelle »verkaufe«, — verkaufe morgen ihren Leib! — Heute noch ist es Frauen sehr schwer, redaktionelle Stellungen zu erlangen, welche Männer, die ihnen an literarischer Befähigung und an Namen gleichstehen, mühelos erlangen; ein weiblicher Theaterreferent — fix angestellt und besoldet — scheint noch immer eine ungeheuerliche Vorstellung, die, um sich durchzusetzen, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so daß es nicht verwunderlich wäre, wenn ein männliches Pseudonym für dieses Amt benützt würde — lebten wir nicht in einer Zeit, wo es schon aus Prinzip

geboten erscheint, auch in den angefochtensten literarischen Situationen die weibliche Autorenschaft zu bekennen . . . .

In dieser zum Kampfe drängenden farbebekennenden Zeit der neueren Literaturperiode sind denn auch die männlichen Pseudonyme weiblicher Autoren immer seltener gegeworden, so daß der Grund für ihr ehemaliges Überwiegen wohl kaum in maskulinen Anlagen, sondern in äußeren Verhältnissen zu suchen ist.

Die »wahre« (innerliche) Emanzipation des Weibes wird von Weininger nicht verworfen (wohl aber für unmöglich erklärt), — aber — »der Unsinn der Emanzipationsbestrebungen liegt in der Bewegung, in der Agitation«.

»Unsinn« — der entsetzliche Kampf nach Brot, »Unsinn« der endlich erfolgte Zusammenschluß der als einzelne Hilflosen, »Unsinn« die planmäßige Organisation der nur durch ihr Geschlecht von zahllosen wichtigsten Erwerbszweigen Ausgeschlossenen, die auf die immer seltener gewordene »Versorgung durch den Mann« — oder aber auf Hunger, Prostitution oder erdrückende Familienabhängigkeit angewiesen waren! »Unsinn« die mächtige Propaganda, die die Ringenden kampfesfähig machen, die ihnen die Mittel erkämpfen soll, sich vor widerstandslosem, sicherem Untergang zu retten, »Unsinn« das Sichaufraffen aller jener weiblichen Existenzen, die nicht »als Leichen auf dem Wege liegen bleiben« wollen, wie dies nach der Ansicht eines mir bekannten, sonst bedeutenden Philosophen »nun einmal sein muß«.

Und warum ist diese Bewegung, diese Agitation nach Weininger »Unsinn«? Weil »nur durch diese« (und außerdem »aus Motiven der Eitelkeit — des Männerfanges!« — Herrjemine!) viele Frauen jetzt Bildungs- und Berufsbestrebungen entwickeln, deren bloße »psychische Bedürfnisse« sie nicht dazu getrieben hätten!

Daß es noch andere als »psychische Bedürfnisse« gibt, nämlich zwingende ökonomische Bedürfnisse, wird bei Weininger mit keiner Silbe in betracht gezogen. Angenommen selbst, es wären wirklich nicht immer echte und tiefe psychische Bedürfnisse, die jemanden zur Ausübung eines ernsten Berufes und zu ernstem Bildungsstreben führen, so wird doch wohl jedermann, der die Mühen, Lasten, Verantwortungen und Schwierigkeiten eines Studiums oder eines Berufes auf sich nimmt und zu erringen sucht, ernste und zwingende Gründe hiefür haben — und kaum einer bloßen Mode folgen!

Natürlich folgt die »Resolution« — in fetten Lettern — auf dem Fuße: freien Zulaß zu allem — aber *nur* denjenigen Frauen, deren »wahre psychische Bedürfnisse« sie zu »männlicher Beschäftigung« treiben! »*Fort* mit der ‚unwahren' Revolutionierung — weg mit der ganzen Frauenbewegung!«

Solches wird großartig und pompös in Doppelfettdruck verkündet! — Ganz abgesehen von der bereits erörterten Verlogenheit — oder Verblendung — welche in den Berufsbestrebungen der Frauen andere als ernste und zwingende Gründe zu sehen vermag, — möchte ich doch gerne wissen, wie man bei der Zulassung zu den Universitäten, zum Studium und zum Erwerb die »wahren psychischen Bedürfnisse« denn erkennen soll, um die, die von ihnen getrieben werden, von den anderen — fernzuhaltenden — solchen, die vielleicht »nur« von ökonomischen Bedürfnissen getrieben sind, zu sondern? Vielleicht an dem »männlichen Habitus« — den sie gewöhnlich gar nicht haben?

Des weiteren wird vorgeschlagen — zwecks Konstatierung weiblicher Minderwertigkeit — ein Verzeichnis bedeutender Männer mit dem bedeutender Frauen zu vergleichen und die erdrückende Überfülle auf dem ersteren zu ersehen. Ganz gewiß hat es unvergleichlich mehr und

stärkere männliche Genies gegeben als weibliche. Aber sie gingen auch anders gerüstet, von anderen Voraussetzungen und Anforderungen der Mitwelt geleitet, in den Kampf! Was beim Manne als seine selbstverständliche Aufgabe gefordert wurde, daß er sich Stellung und Bedeutung in der Welt erringe, tauchte bei der weiblichen Erziehung vergangener Jahrhunderte nicht einmal als Erwägung auf, und weibliche Ausnahmswesen mußten einen entsetzlichen, erbitterten Kampf gegen Familie, Herkommen, Sitte, Gesellschaft — ganze Berge wegverrammelnder Traditionen — bestehen, um nur überhaupt auf den Platz zu kommen, auf dem sie beginnen konnten, um nur überhaupt jenen Boden unter die Füße zu bekommen, der für den Mann, als ihm gebührend, selbstverständlich da war. Daß nur wenige diesen gewaltsamen Sprung aus den tausend Fesseln, mit denen man ihr Geschlecht umschloß, vollführen konnten — nur die Überragendsten — daß auch diese Wenigen nicht die Höhe der größten Männer erreichten, erklärt sich ersichtlich genug daraus, daß sie eben schon mit erschöpften Kräften am Kampfplatz anlangten, daß eine Unmenge Energie für die Vorarbeiten verbraucht werden mußte. Und daß das Anwachsen des weiblichen Genies auf jenen Gebieten, die ihm wahrhaft freigemacht wurden, mit jenem der Männer gleichen Schritt hält, beweisen die großen weiblichen Dichternamen, welche in den letzten kaum fünfzig Jahren, da dies Gebiet für die Frauen durch Zulaß zu Bildungstätten gangbarer gemacht wurde, auftauchten, beweisen die Namen der genialen Schauspielerinnen, welche von denen der männlichen Kollegen nicht überstrahlt werden, obzwar man auch für diesen Beruf die Frau für unbefähigt hielt, Weiberrollen von Männern spielen ließ und sie ihn erst seit kaum drei Jahrhunderten ausübt, in welcher Zeit sie seine höchsten bisher erreichten Gipfel, vollwertig und gleichwertig mit dem Manne, erklommen hat.

Zur Zeit der Renaissance soll es diese Fesseln nicht gegeben haben, weibliche Bildungsbestrebungen im Gegenteil gerne gesehen worden sein, und die Frau hätte (nach Weininger) damals Gelegenheit gehabt, »zur ungestörten Entfaltung ihrer geistigen Entwicklungsmöglickeiten«. Die hat sie denn auch entfaltet zu ästhetischen Zwecken und Zielen, denn nur solche waren ihr frei gegeben, und die kamen natürlich nur für die Frauen der begünstigten, vornehmen Kreise in Frage, wo sich denn auch eine Blüte weiblicher »Schöngeistigkeit« entwickelte, auf die damals wahre Hymnen gesungen wurden: daß aber den Frauen der Renaissance — in ihrer Gesamtheit, nicht als Ausnahmschance — auch soziale Ämter eröffnet und damit die einzig ernsthafte Anregung ihnen gegeben worden wäre, ist nicht bekannt, vielmehr saß trotz Renaissance und Humanismus diese Gesamtheit in den Frauengemächern und spann.

Das Hauptmoment aller sozialen Erscheinungen, nämlich das wirtschaftlich-materiell-soziale Moment existiert für Weininger nicht, wird entweder überhaupt nicht erwähnt oder rundweg geleugnet. So wagt er es denn auch, die unerhörte Behauptung aufzustellen, der Zusammenhang der ökonomischen Verhältnisse mit der Frauenfrage sei ein viel lockererer als er gewöhnlich hingestellt wird!!! Nur bei den Frauen aus dem Proletariat, die sich in die Fabrik oder zur Bauarbeit drängen, anerkenne er diesen Zusammenhang! Der Kampf um das materielle Auskommen habe mit dem Kampfe um einen geistigen Lebensinhalt (»wenn« ein solcher vorhanden sei!!!) nichts zu tun und sei scharf von ihm zu trennen!

Ja, sollen sich denn die Frauen, die ein materielles Auskommen suchen und brauchen, alle zum Ziegelschupfen drängen und nur zum Ziegelschupfen? Sollen sie nicht ein Anrecht haben, von einer höher qualifizierten und besser bezahlten Beschäftigung, eben jener, die vielleicht gerade

ihrem geistigen Lebensinhalt entspricht, auch eine materielle Existenzmöglichkeit zu erzielen? Verzichten denn Männer in akademischen Berufen (oder anderen, die eine gewisse Bildung voraussetzen) auf ein Einkommen aus diesen Berufen (denen sie sich doch voll und ganz widmen müssen, um in ihnen etwas zu leisten), leben sie samt und sonders von ihren Renten und begnügen sie sich mit dem »geistigen Lebensinhalt«, den ihnen diese Berufe vielleicht geben?!

Daß die Frauen es endlich satt haben, sich entweder zu prostituieren oder zu versklaven (oder nur zum Ziegelschupfen »freien Zutritt« zu erhalten), daß sie endlich auch ihre geistigen Fähigkeiten nutzbar gemacht und bewertet wissen wollen, ist die Grundlage jener »Bewegung«, die für Weininger ein »Unsinn« ist. Und daß dieser Kampf um Brot mit dem Kampf nach Daseinsinhalt endlich Hand in Hand gehen könne, ist das vornehmste Ziel der Emanzipation. Und dieses Ziel kann mit nichten das »einzelne Individuum für sich allein erkämpfen«, wie Weininger dies fordert, dem die Massenbewegung der Frauen wie ein »großes, wildes Heer« erscheint, das die »wahre« Befreiung nicht erringen könne. Es gibt keine »wahre« Befreiung ohne wirtschaftliche Befreiung! Und in dem Kampfe danach wäre das »einzelne Individuum für sich allein« hilflos verloren, — wehr- und waffenlos würde es von der kompakten Masse der Gegner — auch ein »großes, wildes Heer« — in Grund und Boden getreten! Um neue soziale Tendenzen durchzusetzen, um dem Trust auf allen Linien gerüstet zu begegnen, bedarf es des Zusammenschlusses aller einheitlichen Willen, — des »Unsinns« der Organisation.

Wenn »M« über die Psychologie von »W« »Enthüllungen« zu machen im Begriffe ist, pflegt er manchmal von einer Art Gewissensbissen befallen zu werden, leisen Zweifeln an der Richtigkeit der abgegebenen lapidaren Urteile: Woher und wieso »M« überhaupt imstande sein soll, die geheimsten psychischen Vorgänge im Weibe zu »enthüllen«, darauf hat Weininger natürlich seine Antworten.

Das Recht dazu gebe ihm nämlich erstlich die Frau selbst, da sie entweder Falsches von sich aussage oder überhaupt nichts zu sagen wisse; so habe z. B. noch keine Frau ihre Empfindungen und Gefühle während der Schwangerschaft zum Ausdruck gebracht; Scham hätte sie gewiß nicht daran gehindert, fährt er fort, denn nichts läge einer schwangeren Frau ferner als Scham über ihren Zustand. Wie schamlos es von Seite des Mannes wäre, diese Scham zu erwarten, scheint er aber gar nicht zu ahnen!

Daß sich in früheren, unfernen Zeiten ein wahrer Sturm gegen eine Frau erhoben hätte, die es gewagt hätte, ohne Pseudonym literarische Bekenntnisse über den Zustand ihrer Schwangerschaft zu geben, ignoriert er vollständig; auch daß sich in der kurzen Epoche, da überhaupt realistische Darstellungen der Lebensvorgänge, wie sie sich bar aller verlogenen Illusionen wirklich abspielen, in der Literatur

sich Raum verschafft haben, auch die Frauen — oft mit wenig Talent, oft aber auch mit geradezu elementarem Talent und wahrhaft unerschrockenem Mut — sich daran beteiligt haben, daß gerade über diesen Gegenstand von Seite von Ärztinnen, Dichterinnen, Sozialreformerinnen und Nationalökonominnen bereits eine kleine Literatur vorliegt, scheint er gar nicht zu wissen.

Ebenso fest fundiert ist auch die andere Antwort, die auf die Frage, woher die Möglichkeit solcher Enthüllungen dem Manne kommen solle, gegeben wird: aus dem, was in den Männern selbst an »W« ist!

Nun, gerade über das Phänomen der Schwangerschaft dürfte sich von diesem »W« (im »M«) kaum Verläßliches aussagen lassen!

Und auf Grund dieses erbrachten »Befähigungsnachweises« wird nun in der Tat »ausgesagt«.

Vor allem wird der »psychologische Unterschied zwischen M und W« nach weitschweifigen Auseinandersetzungen über deren physiologische »Unterschiede« — kurz und bündig, ohne Beweise, wohl aber mit einer Fülle falscher Behauptungen — damit erklärt, W gehe vollständig im Geschlechtsleben, »in der Sphäre der Begattung« auf, während M noch für eine Menge anderer Dinge Interesse habe: »für Kampf und Spiel, Geselligkeit und Gelage, Diskussion und Wissenschaft, Geschäft und Politik, Religion und Kunst.«

So?! Nur »M« hat für diese Dinge Interesse?! Und wenn ich als Frau (mit tausenden anderen Frauen) auf diese kühne Behauptung, die allein die Trägerin der These sein soll, W sei ganz und gar Sexualität und sonst nichts, — wenn ich nun daherkomme — und aussage und beweise, daß ich ebenfalls »ausgefüllt und eingenommen bin« von all diesen Dingen, ja gerade von diesen Dingen, von

Kampf und Spiel, von Geselligkeit und Gelage, — jawohl! — von Diskussion und Wissenschaft, von Geschäft und Politik, von Religion und Kunst, — jawohl! — und nicht eine dieser Interessen aus meinem Leben scheiden könnte, — was dann?

Dann — ja dann ist nicht etwa die These falsch und flach und hohl — sondern ich und die Tausende von andern Frauen, die mit mir daherkamen, sind eben keine »echten« Frauen, sondern nur zu zwei Dritteln oder gar nur zur Hälfte Frauen! — Einen bequemeren und platteren Schild hat kaum irgend jemand sich jemals geschmiedet! — Daß man von einer »Echtheit«, das heißt hier Kulturfremdheit und Verwilderung, die von Tag zu Tag seltener wird und deren vollständiges Verschwinden eben nur von der Eroberung größerer Bildungsmöglichkeiten abhängt, — nicht ausgehen darf, um ein »Gesetz« aus ihr zu konstruieren, das für Millionen Exemplare, die dieser »Echtheit« längst entsprungen sind, Gültigkeit haben soll, — das ist so flach auf der Hand liegend, daß es beinahe eine Schande ist, es erst zu explizieren. Überhaupt wird Weiningers Polemik in dem Moment, wo sie aus den Grenzen der reinen Spekulation heraustritt in den Kreis der Erfahrungen, der Tatsachen, des sichtbarlich Wahrnehmbaren erstaunlich platt. So heißt es gleich nach der so fest fundierten Behauptung, W gehe ganz und gar in der Sexualsphäre auf, — an Entwicklung möge glauben wer da wolle, nur darauf komme es an, wie sie (die Frauen, an anderer Stelle die Juden) heute sind. So? Nur darauf kommt es an, wie sie heute sind? Nicht etwa auch darauf, wie sie wurden und wie sie sichtlich werden? — In rasender Rotation bewegen sich die Gestirne, Glühendes erstarrt, Starres wird flüssig, Flüssiges verdampft, Äonen türmen Gebirge auf und waschen sie wieder fort, Meere werden zu Land und Länder zu Meer, tausende Formen durchläuft das Leben, ehe die primitive Zelle in komplizierter Vielfältigkeit triumphiert, alles wandelt sich ruhlos,

alles wird, wächst, schwindet, kehrt wieder, — nirgends Stillestehen und Ende, — »alles fließt« — und im Buche eines Gelehrten des XX. Jahrhunderts wird Wandlung durch Entwicklung — bezweifelt!

Weininger verläßt nun vollständig das Gebiet der Theorie und begibt sich auf den Boden der Tatsachen. Aussage folgt auf Aussage, — und was da kurz und eilig, in rascher Folge nacheinander behauptet wird, ohne durch die geringste reale Beweisführung gestützt zu sein, mutet wie ein einziges Wirrsal an, — ein Labyrinth, in dem sich der, der es konstruierte, selbst nicht mehr zurechtfindet. Mit einer so dezidierten Bestimmtheit werden da fixe Vorstellungen als unanzweifelbare Tatsachen hingestellt, — daß sie der Polemik förmlich entheben, da ihre monströse Verkehrtheit schon durch ihre Zitierung erhellt:

»W befaßt sich mit außergeschlechtlichen Dingen nur für den Mann, den sie liebt, oder um des Mannes willen, von dem sie geliebt sein möchte.« Lüge! Mehr läßt sich auf eine solche Behauptung nicht erwidern. »Ein Interesse für diese Dinge an sich fehlt ihr vollständig.« Abermals Lüge, einfach schlechtweg Lüge!

Wenn eine »echte« Frau z. B. Latein lerne, so tue sie das nur, um etwa ihren Sohn darin zu überhören! — Bedarf die — Albernheit (man kann es beim besten Willen nicht anders nennen) dieser Behauptung und ihrer Benützung als Faktor zur Beweisführung weiblicher Minderwertigkeit — einer Debatte?

Daß W »nichts ist als Sexualität« — M »noch etwas darüber« — das zeige sich besonders deutlich in der Art, wie M und W ihren Eintritt in die Periode der Geschlechtsreife erleben. M empfinde die Zeit der Pubertät krisenhaft und beunruhigend, was auch begründet sei durch — hier wird ein physiologisches Phänomen genannt — »über das der Wille keine Gewalt hat«. Das Weib aber finde sich

ganz leicht in die Pubertät. — So? Ist es dem Autor gänzlich unbekannt, wie eminent krisenhaft, beunruhigend, aufregend und gefährlich gerade beim Weibe diese Epoche sich ankündigt, — da ja auch sie von einem Phänomen begleitet ist, — »über das der Wille keine Gewalt hat«?! Unbekannt auch, daß hysterische Schwärmereien, die gewöhnlich blinde Aufopferung und entsetztes Abwenden von aller bewußten Sexualität (die mit geheimen Schauern wie eine fremde, feindliche Macht geahnt wird) zum Substrate haben, gerade in dieser Zeit emporschießen, daß eine übersinnliche Hingabe zur treibenden Kraft des ganzen Wesens wird, — wie sie Ibsen in Kaja Fosli und in der Hedwig der »Wildente«, Hauptmann in Ottegebe im »Armen Heinrich« verkörperten?!

»Besonders deutlich« beweisen daher Behauptungen solcher Art nur das Eine: daß alles, was ist und wie immer es ist, herbeigeholt, und alles, was nicht ist, konstruiert wird, um vorgefaßte Fiktionen zu stützen.

Ein blindes Vorbeisausen am wahrhaft Ursächlichen, an wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, in denen die Gründe so mancher Erscheinungen wurzeln, ist ganz auffällig ersichtlich und kulminiert in verwirrender Verwechslung natürlicher Anlagen mit bloßen Zeiterscheinungen von rein sozialer Natur. Warum — so wird gefragt — denken Knaben nicht ans Heiraten, während selbst die kleinsten Mädchen schon darauf »erpicht zu sein scheinen«? Sehr einfach: weil die Mädchen von einem Erziehungsplan, der eine andere selbständige Existenz als die Heirat nicht in Betracht ziehen konnte, darauf gedrillt wurden. Darum denken sie schon bei der Puppe ans Heiraten, geradeso wie Buben, denen man den Säbel als Spielzeug in die Hand gibt, sich gewöhnlich eine kriegerische Karriere in lockenden Farben ausmalen, womit doch sicher nicht bewiesen ist, daß sie ihrer »Anlage« nach Menschenschlächter sind und

in ihrem späteren Leben begeisterte Anhänger des Militarismus »bleiben« werden.

Nur wahrhafte Blindheit für alle sozialen Zusammenhänge konnte auch die unglaublich naive Frage stellen, warum denn beim Weibe die Brautnacht eine so viel größere Rolle spiele als beim Manne der erste geschlechtliche Akt. Dio mio! Es soll ein Beweis der absoluten, alles andere ausschließenden Sexualität von »W« sein, daß die Brautnacht der Frau — ihre Defloration durch den Einzigen, dem sie voraussichtlich angehören wird, mit dem sich ihr ganzes Schicksal eng verbindet, — daß diese Nacht, die ein aufwühlendes physisches und psychisches Erlebnis bringt, nachdem schon der vorangegangene Tag ihr eine ganz neue soziale Stellung, eine Umwälzung ihrer wirtschaftlichen Existenz bezeichnete, — der Frau mehr bedeutet, als dem Manne der Fall in die Arme der ersten Dirne, mit der ihn eine Stunde später keine noch so flüchtige Beziehung mehr verbindet! Und trotzdem wird auch dieses Erlebnis von feinfühligeren Männern als aufwühlendes, aufregendes und lange nachwirkendes Geschehnis empfunden, — weil eben physiologische Veränderungen jeden Organismus auch psychisch erschüttern.

Unsinn auf Unsinn wird mit Tiefsinn vorgetragen: nur beim Weibe sei die Sexualität »diffus« ausgebreitet über den ganzen Körper, jede Berührung an welcher Stelle immer errege sie sexuell. Ist das nicht gerade umgekehrt beim Manne der Fall — und die Möglichkeit, sexuell erregt zu werden, bei »M« nichts weniger als »streng lokalisiert?!«

Da das Weib durch und durch Sexualität ist, kenne es natürlich überhaupt keine andern Begriffe; ja es könne überhaupt keinen Begriff bewußt erfassen, es fehle ihm die Bewußtheit, es könne nur in verschwommenen Vorstellungen, »in Heniden« denken — daher sei ihm selbst ein »intellegibles Ich« abzusprechen, — eine Seele! »Darum«

könnte es auch niemals ein weibliches Genie geben, — »denn« — wie könnte ein seelenloses Wesen Genie haben?

Gewiß eine klappende, — klappernde Logik, eine Logik mit gebrochenen Gelenken und durcheinander geschüttelten Gliedern!

»Das« Weib lebt weniger bewußt als »der« Mann! Ja, vielleicht, — unter ganz bestimmten Verhältnissen. In vollkommen geschützten Bourgeoiskreisen vielleicht, wo die Tätigkeit der Frau sich ausschließlich auf ihr häusliches Milieu beschränkt, während der Mann durch seinen Beruf im Kontakt mit dem Leben steht und daher — vielleicht — eine »bewußtere« Existenz führt als sie. Aber wie steht's zum Beispiel beim Arbeiter, wo der Mann nicht Handel, Industrie, Wissenschaft oder Kunst, sondern aufreibende, schwere Taglöhnerarbeit betreibt? Führt er auch ein »bebewußteres« Leben als »das Weib«, oder leben sie nicht etwa beide (soferne noch kein frischer Windzug politischer Stellungnahme zu ihnen gedrungen ist) ein dumpfes, stumpfes, erkenntnisloses und qualenreiches Frohndasein?! Der Bäckergeselle z. B., der, wie jüngst durch eine Enquête eruiert wurde, in manchen Fällen von Abends 8 Uhr bis Mittags 12 Uhr beim Teigtrog steht, dann von 12 bis 8 Uhr den notwendigsten Schlaf nachholt und um 8 Uhr wieder in die Backstube geht, lebt er etwa ein »bewußteres« Dasein als »das« Weib?!

Alle diese Einzelheiten zeigen aber deutlich, daß es sich überall darum handelt, gerade den frischen Luftzug einer maßvollen Betätigung, eines Berufes, der nicht den ganzen Menschen frißt, der ihm Zeit läßt zur Selbstbestimmung und zum Kontakt mit der Welt und ihn dabei menschenwürdig ernährt, den Menschen erringen zu helfen, um ihnen eine Seele zu geben. Weder im abgesperrten Heim, noch im Ghetto, noch am Teigtrog läßt sich »Seele« erwerben, kann sich Intellegiblität entwickeln.



Ausgehend von der falschen Voraussetzung, der ganze theoretische Streit in der Frauenfrage drehe sich darum, »wer geistig höher veranlagt sei, die Männer oder die Frauen«, eine Voraussetzung, die umso naiver und lächerlicher ist, als es ja darauf gar nicht ankommt, um den Wert einer Gattung zu bestimmen und eine von solchen Gesichtspunkten ausgehende Bewertung einen erbärmlich kleinlichen Standpunkt verraten würde, gelangt Weininger zum Problem der Begabung und Genialität überhaupt. Dieser Abschnitt seines Buches scheint mir die anderen Kapitel wie eine Warte zu überragen, trotzdem auch hier unvermutete, vehemente Sprünge in die unsinnigsten Schlußfolgerungen die sinnigsten Auseinandersetzungen abreißen und verzerren und den Eindruck wilder Purzelbäume hervorrufen, die ein ruhiges, schönes Wandeln plötzlich unterbrechen. Glänzend und plastisch, von unzweideutiger Prägnanz ist der Stil, eine wunderbare Klarheit herrscht vor, solange die fixe Idee nicht mitspricht. Abgesehen von einigen Ausfällen von peinlicher Banalität, die eine interessant ansetzende Gedankenreihe manchmal grob unterbrechen, — wie z. B. die nicht sehr originelle Mitteilung, daß »ganz große« Männer nicht dem jungen Fuchse auf der Mensur »gleichen«, noch dem jungen Mädchen, das sich über die neue Toilette nur freut, weil ihre Freundinnen sich darüber ärgern, — finden

sich da feine und zum Teile auch eigenartige Beobachtungen über das Wesen des genialen Menschen, bis wieder ein mehr als gewagtes Salto mortale die ganze Betrachtung zerreißt.

Schon die Behauptung, daß das geniale Bewußtsein das vom »Henidenstadium« (vom Stadium der verschwommenen, mehr instinktiven als intellektuellen Vorstellungen) am weitesten entfernte sei, ist sehr zu bezweifeln: ist doch das Phänomen der halluzinativen, visionären Genialität und Produktionsfähigkeit zahllose Male beobachtet worden, ja es ist fast als typisch zu betrachten, da bei den meisten und bedeutendsten unter den »Schaffenden« der Zustand der Produktion fast immer von einer Art visionärer Entzücktheit getragen ist, die weitab liegt von »grellster Klarheit und Helle« mit der derselbe Schaffende sich vielleicht als Kritiker betätigen kann. Wenn nur gar aus dieser Behauptung, die sich durchaus nicht als stichhältig erweist, gefolgert wird, Genialität offenbare sich als eine Art höherer Männlichkeit und »darum« könne W nicht genial sein, so ist dies gewiß eine fast kindische Dialektik zu nennen, die sich der abstrakten Spekulation entrückt, und ins Licht der realen Wirklichkeit gestellt, an ihren gewaltsam aneinandergeschraubten Zusammenhängen erkenntlich macht. Die auf das Weib sich beziehende Schlußresumierung der aus der ganzen Theorie gewonnenen Resultate zeigt den traurigen Mut einer kaum glaublichen Unverfrorenheit: die Frau bringe der Genialität kein anderes Verständnis entgegen, als eines, das sich eventuell an die Persönlichkeit eines noch lebenden Trägers knüpft!

Aus solchen Aussprüchen, aus denen sich der auf Tatsachen sich beziehende und berufende Teil dieses Buches zusammensetzt und die deswegen in Debatte gezogen werden müssen, erhellt ein klägliches Abgleiten und Danebengreifen, sowie das nachgiebige Gebiet der Spekulation verlassen und

das harte der Tatsachen und der praktischen Folgerung betreten wird: kein noch so »wissenschaftlich« angelegtes und mit innerlicher Tiefe entworfenes Fundament kann für einen Bau von Bedeutung sein und ihm zu Werte verhelfen, wenn der Bau selbst aus morschem Material gezimmert ist, das die Verwesung schon in sich trägt.

Neben sehr treffenden Kriterien der genialen Veranlagung werden solche von erstaunlicher Einfalt aufgestellt, die den Autor schließlich zu der Behauptung führen, kein männliches Wesen sei ganz ungenial! So mancher, der von seiner Genialität bisher keine Ahnung gehabt hat, wird dies schmunzelnd zur Kenntnis nehmen! Die »absolute Bedeutungslosigkeit« der Frauen wird durch Aufzählung verschiedener Berufe erhärtet, in denen die Frauen nichts geleistet hätten, ohne daß mit einer Silbe daran gerührt wird, ob sie wohl die historische Möglichkeit dazu hatten oder nicht. Daß sie in der Musikgeschichte, in der Architektur, in der Plastik und Philosophie nicht das Geringste geleistet hätten, wird ihnen vorgehalten, in einem Atem wird aber gleich darauf eingestanden, der weibliche Baumeister sei »eine fast nur Mitleid weckende Vorstellung«. Daß diese Vorstellung und andere ähnliche jahrhundertelang überhaupt einen Wall bildeten, der alles weibliche Streben von solchen Richtungen ablenkte, wird natürlich nicht gesagt; auch nicht, daß, seit in diesen Wall durch den Ansturm der Frauenbewegung einige Breschen geschlagen wurden, sehr tüchtige und bemerkenswerte weibliche Leistungen sowohl in der Architektur (man denke an die nach dem Leben gezeichnete Figur der Ursine in Reickes berühmtem Roman: »Das grüne Huhn«) als besonders in der Plastik zu verzeichnen sind: Sondererscheinungen natürlich, aber die geringe Zahl erklärt sich doch klar genug daraus, daß es ja eine selbstverständliche Erziehung jedes Mädchens zu einem Berufe noch nicht gibt, daher der Prozentsatz, der sich trotz des Mangels an För-

derung und Antreibung aus eigener Kraft zu einem Berufe schwieriger wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur durchringt, doch naturgemäß ein weit geringerer sein muß, als die Anzahl der Männer, die alle zur Berufswahl verhalten werden.

Daß die Frauen in der Philosophie nichts geleistet hätten, ist unrichtig, nur gestatteten ihnen die Zeitverhältnisse meistens nicht, dozierend oder publizierend vor die Öffentlichkeit zu treten; im Mittelalter entwickelte sich ein hohes geistiges Kulturleben der Frauen — hinter den Mauern der Klöster. In den lichten Zeiten blühenden Hellenentums waren die Philosophinnen Griechenlands, zu denen die früher erwähnte Mysia, Theana und andere gehörten, bekannt und berühmt. Gerade für die Philosophie ist die Begabung der Frauen unzweifelhaft, denn die weibliche Natur neigt viel eher zu kontemplativer, nach innen gekehrter Betrachtung, als zu irgend welcher äußeren Agitation, obzwar sie unter dem Ansporn der Notwendigkeit auch diesen Mangel — eine Art seelischer Schwerfälligkeit — aufzuheben vermag, wie die rührigen Betätigungen der Frauenvereine beweisen.

Daß die Frauen in der Musikgeschichte nichts leisteten, dürfte wohl mit ihrem Mangel an entsprechender beruflicher Betätigung (in der Orchestermusik, als Kapellmeister etc.) herrühren, die sie in fortwährenden Kontakt mit musikalischer Theorie und musikalischer Praxis brächte; vielleicht ist auch wirklich eine geringere Begabung dazu vorhanden, denn es soll ja durchaus nicht geleugnet werden, daß für manches Schaffensgebiet das weibliche Geschlecht weniger befähigt ist als das männliche, z. B. dürfte das in der Chirurgie ganz sicher der Fall sein. Weil aber irgend eine Spezies nicht ganz »gleiche« Talente hat wie eine andere, ist sie doch gewiß nicht minderwertig, soferne sie auf einem andern Gebiete brauchbar ist. Die gegenseitige Unentbehr-

lichkeit, Unersetzlichkeit der beiden Geschlechter für einander bedingt schon ihre Gleichwertigkeit! Eine geistige Rangordnung ist überhaupt — so will es mir scheinen — nur von Individuum zu Individuum anwendbar; nicht einmal unter Völkern und Stämmen darf das vergleichende Urteil eine Abfertigung en masse sein, geschweige denn dort, wo es sich um die eine Riesenhälfte der Menschheit handelt, die mit ein paar mühsam herbeigeschleppten Grenzpfählen in eine eigene Wertabteilung sperren zu wollen, eine lächerliche Torheit ist, weil in jedem Augenblick Millionen Individuen aus der bloßen Gattungssphäre heraus- und über diese Grenzen hinüberspringen.

Eine »echt weibliche Anlage« darin zu sehen, daß viele Frauen ihre Männer belügen und betrügen und nur kleinliche Wirtschaftsinteressen kennen, scheint eine Verblendung, die nur in dem überraschenden Bekenntnis des Autors, daß »jeder hervorragende Mensch zeitweise an fixen Ideen leide«, ihren Schlüssel haben dürfte. Ist es ein »Naturgesetz«, daß viele Frauen lügen und trügen oder tun sie dies nicht vielleicht deshalb, weil sie abhängig und wirtschaftlich ewig bevormundet sind?! Und wenn sie sich nur für Kleinlichkeiten interessieren, dürfte das nicht darin seinen Grund haben, daß größere Interessen in ihrem armseligen Hausdasein überhaupt nicht an sie herantreten? Und haben Männer in ähnlich eingeengtem sozialen Wirkungskreis etwa einen größeren Horizont? Und muß dies so bleiben, unabänderlich — ein »Naturgesetz«?!

Die Anwürfe gegen das weibliche Geschlecht, die den Hauptteil und Kernpunkt dieses vielbesprochenen Werkes bilden, zerschmelzen bei der geringsten kritischen Beleuchtung wie dünner Schnee in der Wärme. Man staunt, daß die Tendenz des Werkes überhaupt ernst genommen werden konnte, da deren Argumente ihre Hohlheit und Plattheit so sichtlich zur Schau tragen, soferne nicht geradezu ohne

jedes Argument Aussprüche von gehässiger Unwahrheit als »Tatsachen« vorgetragen werden; zum Beispiel der, W verfüge überhaupt nur über eine Klasse von Erinnerungen: solche, die mit dem Geschlechtstrieb und der Fortpflanzung zusammenhängen!! Andere Erinnerungen als an den Geliebten, Bewerber, Hochzeitsnacht, Kind und Puppen, »Zahl, Größe und Preis der Bukette, die sie auf dem Balle erhielt, und an jedes Kompliment ohne Ausnahme, das ihr je gemacht wurde«, habe das »echte« Weib aus seinem Leben überhaupt nicht!! Das »echte« Weib! Ja, wo steckt es denn, das Urtier?!

Es existieren gewiß weibliche Gehirnchen, in denen Erinnerungen solcher Art vorherrschend sind: aber das beweist doch nur, daß kein anderes Material für die Erinnerung vorhanden ist, daß keine wichtigeren Erlebnisse in solch ein Dasein getreten sind, daß dieses also um seinen besten und wertvollsten Inhalt betrogen wurde. Man gebe ihnen Beruf und Beschäftigung, und die Kotilloneindrücke dürften merklich verblassen. Daß es dem psychischen Leben der Frauen aber nicht nur an Gedächtnis, sondern auch an »Kontinuität« gebricht, wird daraus abgeleitet, daß sie sich eher und leichter in äußerlich veränderte Verhältnisse hineinfinden als Männer. Während zum Beispiel Männer, die plötzlich reich geworden sind, noch lange den Parvenü verraten, finden sich die Frauen viel schneller in die veränderte Stellung; nun, das scheint mir eher eine ganz gute Qualität zu sein als eine schlechte, nämlich die, daß sie eben in Äußerlichkeiten nicht verwurzeln.

Einen merkwürdig frömmelnden Beigeschmack hat die Lobpreisung der Pietät. So sehr Ehrfurcht vor allen echten Werten geboten ist und den, der ihrer fähig ist, selbst ehrt, umso weniger erscheint die bloße Pietät als ein wirklich wertverratendes Phänomen. Unantastbare Verehrung zu fordern für Vergangenes und Gewesenes, oft aus

gar keinem anderen Grunde als eben weil es tot und vergangen ist, scheint mir ein gewaltsames Einengen aller Kritik und daher auch der Möglichkeit einer Weiterentwicklung und führt zweifelsohne zu blinder Glorifizierung des Vergangenen und prinzipieller Verdammung alles Werdenden und Künftigen, wie sich dies auch tatsächlich in Weiningers Buch ganz auffällig zeigt: seit 150 Jahren, — so behauptet er, — sei Deutschland ohne großen Künstler und ohne großen Denker. Eine sehr kühne Behauptung! Und wie verträgt sie sich mit seiner Stellung zu Wagner, den er den größten Genius aller Zeiten nennt?!

Wenn er diese kühne Behauptung zu unterstützen meint, indem er ausführt, man müsse immer wieder nach den Werken der Klassiker greifen, man müsse zum Beispiel Klopstock immer wieder aufschlagen, um ungeduldige Erwartung bei der Lektüre zu empfinden (?!), so dürfte er das Beispiel nicht allzu überzeugend gewählt haben! Seit 150 Jahren kein Dichter in Deutschland, der so bedeutend fesselnd und anregend wäre wie — Klopstock?!

Pietät für das Vergangene bedingt aber, nach Weininger, vor allem Pietät gegen sich selbst, gegen die eigene Vergangenheit. Ja, warum soll sie denn aber durchaus mit Pietät verehrt werden, diese wie immer geartete Vergangenheit?! Und ist es wirklich ein »Merkmal des hervorragenden Menschen«, daß er mit »weihevoller Sorgfalt« den scheinbar geringfügigsten Dingen aus seinem Leben einen Wert beilegt?! So sehr instruktiv es ist, in Nebensächlichem, »scheinbar Geringfügigem« treibende Momente der Entwicklung zu erkennen, vielleicht kleine Anstöße größerer Konsequenzen, — so sehr übertrieben muß es erscheinen, einen »weihevollen« Selbstkult mit solchen Erinnerungen zu treiben, denn dann wäre ja die vorerwähnte allzu getreue Erinnerung des »echten« Weibes an Ball- und Liebesabenteuer und die weihevolle Sorgfalt, mit der diese Erinnerung angeblich

gepflegt wird, auch »ein Merkmal des hervorragenden Menschen«.

Aber nein: denn dem Weibe geht die Pietät ab, was schon aus dem Beispiel der — Witwen zu ersehen sei, mit deren Pietät für den heimgegangenen Gatten es so schlecht steht, daß die Frevlerinnen manchmal sogar einen zweiten nehmen.

Daß sich die indischen Witwen pietätvoll verbrennen ließen, um an Stelle des im Tode vorausgegangenen Gatten rücksichtsvoll die dunkle, schwere Pforte, die sich nach indischer Vorstellung dröhnend hinter dem vom Leben Geschiedenen schließt, aufzufangen, beweist also wohl ihre »Vermännlichung« (denn das ist identisch mit Höherstehung) gegenüber den vom Geiste frecher Aufklärung erfüllten Europäerinnen?! Warum eine besondere Pietät der Witwen für ihren verstorbenen Gatten zu verlangen sein sollte, wenn nicht auch bei seinen Lebzeiten ein inniges Verhältnis zwischen den Eheleuten herrschte, ist nicht recht ersichtlich. War dies aber der Fall, so bleibt auch eine treue, warme, schmerzliche Erinnerung, ja nicht selten ein nie wieder zu bannendes Leid und oft eine fanatische Hingabe an den Toten zurück, wofür Sage und Geschichte genügende Beispiele liefern. Von »edlen Frauen«, die die Witwenhaube nie wieder ablegten, wird uns schon im Lesebuche erzählt, aber vom trostlosen Witwer ist noch nichts vermeldet worden. Wie steht's denn mit seiner Pietät?

Aus Pietät für das Vergangene, Vergehende erkläre sich auch das Unsterblichkeitsbedürfnis, welches angeblich den Frauen »völlig abgeht«. Im Gegenteil, die meisten haben es. Aber das Unsterblichkeitsbedürfnis, ja selbst die Erklärung des (leicht begreiflichen) Wunsches nach psychischer Unsterblichkeit, die Weininger zutreffend in Gefühlsgründen findet, können noch nicht den Glauben an ein individuelles Fortleben nach dem Tode demjenigen

geben, der ihn nicht hat, wenn er auch noch so stark das Bedürfnis danach empfindet: denn Gefühlsgründe ändern kein Titelchen an der Auffassung der Vernunft.

Natürlich hat das Weib auch keine Logik. Es kennt weder logisches »Gesetz« noch moralische »Pflicht«. »Also« hat es überhaupt kein Ich. »Das absolute (?) Weib hat kein Ich.« Dies ist nach Aussage des Verfassers »ein letztes, wozu alle Analyse des Weibes führt«. Als historische Stützen seiner Anschauung beruft er sich auf — die Chinesen! Seit ältester Zeit sprechen sie dem Weibe eine eigene Seele ab. Sie zählen nur die Knaben, haben sie nur Töchter, so betrachten sie sich als kinderlos, — die Chinesen! Nun wissen wir, wie wir es zu machen haben!

Übrigens geht's auch bei uns diesbezüglich noch recht chinesisch zu: Las man doch jüngst in einer Tageszeitung in einem Bericht über das italienische Königspaar, der es den Lesern offenbar »menschlich näherbringen« sollte, die Königin Elena habe bei ihrer ersten Entbindung den König und ihre Schwiegermutter »mit Tränen in den Augen« »um Verzeihung gebeten«, daß das Kind ein Mädchen sei! Chinesenfreunde können also zufrieden sein.

Daß unter den Kirchenvätern Augustinus eine höhere Meinung vom Weibe gehabt habe als Tertullian und Origenes wird dem innigen Verhältnis des ersteren zu seiner Mutter zugeschrieben. Es scheint also die Bewertung des Weibes von Privaterlebnissen abzuhängen, weshalb wir uns auch über die Seelenlosigkeit, Ichlosigkeit etc. beruhigen können; ebenso über die »Verhältnislosigkeit« des Weibes. W hat nämlich »kein Verhältnis zu —« nun folgt irgend ein Phänomen (Wahrheit, Ethik, Scham, Mitleid etc.) — eine ständig wiederkehrende Phrase.

Die Seele des Menschen — des Mannmenschen natürlich — sei ein Mikrokosmus: er habe »alles« in sich und könne daher alles werden, je nachdem, was er »in sich

begünstige«: Höchst- oder Tiefststehender, Tier, Pflanze, ja sogar Weib! (Ja, aber — in Parenthese bemerkt — wie erfährt man denn nur, da er doch nur das eine oder das andere wirklich wird, was »alles« in ihm steckt?) »Die Frau aber kann nie zum Manne werden!« Wehe, wehe über sie! Überhaupt ist sie eigentlich nichts anderes als ein »rudimentärer Mann«! Die »Vollendung« zum Ganz-Mann bleibt ihr natürlich versagt. So Strindberg in seiner Apotheose des Weiningerschen Werkes, die man als die Meinung einer Autorität immer wieder anführen hört: eine beinahe lachhafte Vorstellung, jemanden als Aurorität in einer Sache nennen zu hören, die eine Verherrlichung seiner eigenen, weltbekannten fixen Idee, seiner eigenen manischen Vorstellung, ohne deren Erwähnung sein Name gar nicht genannt werden kann, bedeutet. Strindberg, der seit mehr als dreißig Jahren vor der breitesten Öffentlichkeit »am Weibe leidet« (um das bekannte Nietzsche-Wort »am Leben leiden« passend zu variieren), — als kritische Autorität für ein Buch des Weiberhasses! Jawohl, er, Strindberg, hat die Tendenz des Buches und die auf sie bezüglichen Ausführungen ernst genommen! Aber Strindberg, der einst ein großer Dichter war, nimmt nun auch Legenden für konkrete Ereignisse, sieht Halluzinationen für Wirklichkeit an, glaubt sich überall von Gespenstern umgeben und hält sich selbst, seines ehemaligen Atheismus halber, für einen Höllenbraten, nach dem Satan selbst (in leibhaftiger Gestalt!) die Krallen ausstreckt und dem er nur entrinnen zu können glaubte durch bußfertige Rückkehr in den Schoß der — Kirche! Ist er also wirklich Autorität, und gar da, wo seine eigene schmerzensreiche Wahnidee in Frage kommt?!

Die Tiefe und Breite der ganzen Anlage des Buches, die Versenkung in alle Disziplinen der Wissenschaft erscheint wie eine tragische Versprengung der besten Kräfte, wenn man die greifbaren Resultate, — die Aussprüche, die

dieses Hinabtauchen zum Urquell aller Weisheit zeitigte, vernimmt: »Das Denken des Weibes ist eine Art Schmecken«, oder: »selbst die Phantasie des Weibes ist Irrtum und Lüge, die des Mannes hingegen erst höhere Wahrheit«! Jeder Mann kann zum Genie werden, wenn auch mancher erst in seiner Todesstunde! (Es verliere also keiner die Hoffnung!) Ja, die Frau ist nicht einmal antimoralisch, denn das würde »ein Verhältnis zur« Moral voraussetzen, — sondern »sie ist nur amoralisch, gemein«. Auch das Mitleid und die Schamhaftigkeit der Frau hänge nur mit ihrer Sexualität zusammen. »Im alten Weib ist nie ein Funken jener angeblichen Güte mehr.« Wirklich? Ich kenne alte Frauen, die wie Priesterinnen — so gut, so klug, so hehr — erscheinen! Man lese den Artikel »Die alte Frau«, der in Hedwig Dohms Buche »Die Mütter«*) enthalten ist! Verstattet man aber der Frau nur jenen Interessen- und Pflichtenkreis, der mit ihrer Sexualität in Verbindung steht, dann freilich schwindet mit dieser ihr ganzer Inhalt! Ist es dann aber ihre »Anlage« oder ihre Erziehung, die Schuld trägt an dieser barbarischen Beengung?! — Der Verfasser scheint seine Anschauungen über »das Weib«, soferne sie sich nicht auf die Dirne beziehen, aus Kaffeekränzchen geholt zu haben: »Eine Frau konversiert oder schnattert, aber sie redet nicht.« Frauenversammlungen, Frauenvorträge und die Parteitage der über die ganze zivilisierte Welt verbreiteten Frauenvereine, die in ihrer Propaganda wohl nicht um einen Zoll weiter kämen, würden sie sich nicht strengster Sachlichkeit befleißen, geben beredtes Zeugnis für die Haltbarkeit dieses Ausspruches. Die Tauglichkeit der Frauen zur Krankenpflege — ein Beweis ihres Mitleids? Im Gegenteil. Der Mann allein hat Mitleid, denn »er könnte die Schmerzen der Kranken nicht mitansehen, . . Qualen und Tod nicht mit-

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

machen«. Und der Arzt? Ist er eine Art verweiblichter Bestie, weil er die Schmerzen der Kranken mitansehen kann?

Auch »schamhaft« ist nur der Mann! Er wisse es! Als Beweis werden Behauptungen aufgestellt, die vielleicht auf Dirnen passen, die ich aber bei anständigen Frauen noch nie beobachtet habe . . Auch daß der einzelne Mann kein Interesse für die Nacktheit des anderen Mannes hat, ist falsch, besonders seit sportliche Betätigung bei allen gesunden jungen Leuten überhand genommen hat und sie schon deswegen Interesse an der körperlichen Bildung der andern haben. Dieses Interesse, respektive die Freude am eigenen Körper als Schamlosigkeit zu verdammen, ist eine Anschauung, die der fanatischen Mystik des Mittelalters entspricht, die nur den »Geist« anerkannte, ohne zu bedenken, daß derselbe in einem elenden Körper ebenfalls entarten muß.

W ist herzlos, nur M besitzt Gemüt. Beweis: »Nichts macht M so glücklich, als wenn ihn ein Mädchen liebt; selbst wenn sie ihn nicht von Anbeginn gefesselt hat, ist dann doch die Gefahr, Feuer zu fangen, für ihn sehr groß.« Rührend! Rührend! Daher die Millionen verlassener liebender Mädchen und Frauen! — Es gibt eine Fülle von »Symptomen echter Gemeinheit« an der Frau: z. B. der Neid der Mütter, wenn die Töchter anderer eher heiraten als die eigenen. Nicht die bange, entsetzliche Angst, daß die einzige Karte, auf die törichterweise die ganze Zukunft gesetzt wurde, verliert, spricht aus diesen Müttern — sondern »echte Gemeinheit«.

Ins Unendliche ließen sich diese Aussprüche einer kaum glaublichen Verblendung anführen. Aber es drängt uns, zur Hauptsache zu kommen, nämlich der famosen Einteilung der Frauen in Mütter und Dirnen. Beide Gattungen werden von Weininger gleich bewertet, ja die verächtlichere scheint nach seiner Darstellung noch die »Mutter«. Den Nachweis, daß jede Frau in eine seiner Kategorien

gehört, macht er sich, wie alle seine auf reale Tatsachen bezüglichen »Beweise«, recht leicht. Da er aber schon »die Bereitwilligkeit, sich flüchtig berühren oder streifen zu lassen«, — »Dirneninstinkte« nennt, ja, was ist dann um Himmelswillen der Mann, der meist noch ganz andere »Bereitwilligkeiten« hat?!

Was die Prostitution betrifft, so meint Weininger, eine solche Erscheinung müsse »in der Natur des menschlichen Weibes liegen«, ein solcher Hang müsse »in einem Weibe organisch, von Geburt an liegen!« Nun verläßt mich beinahe die Langmut ruhiger Kritik. Wie?! Nicht in dem unerbittlich abwärts treibenden Elend, in der Brotlosigkeit, in der erbärmlichen Entlohnung weiblicher Arbeit, der Stellenlosigkeit, der Ehelosigkeit, mit einem Wort: nicht in den Grundzügen unserer herrlichen, vom Manne für den Mann gemachten gesellschaftlichen »Ordnung« liegt die Ursache der Prostitution, sondern in der Vorliebe für diesen beglückenden Beruf?!

Muß nicht, im Gegenteil, in der Natur solcher Männer eine Vorliebe für die Prostitution liegen, die ohne Zwang, ohne damit nach Brot zu streben, sondern aus freier Wahl die Nächte ihrer besten Jahre mit geschlechtlichen Ausschweifungen verbringen?!

Mit kindlicher Einfalt wird gefragt, warum denn der verarmte Mann nicht die Prostitution zum Broterwerb wähle! Warum??

Erstens: weil er mehr Stellen findet als das Weib.

Zweitens: weil er damit schlechte Geschäfte machen würde, da die Zahl der Weiber, die männliche Prostituierte auszuhalten das Bedürfnis haben, immerhin (trotzdem es ihrer gibt) eine geringe ist.

Drittens: weil er von »unehrlichen« Berufen für den des Schwindlers, Betrügers, Hochstaplers mehr Gelegenheit hat als das Weib.

Viertens endlich: weil er es physisch nicht leisten könnte.

Das ist brutal ausgedrückt, aber die empörende Fragestellung zwingt zu unzweideutiger Antwort!

Übrigens hat jede »alleinstehende« Dirne ihren Zuhälter, und der steht gewiß nicht höher als die Dirne selbst. Im Gegenteil: noch unendlich tief unter ihr!

Die Polemik wird aber geradezu — schändend, wenn behauptet wird, um den Dirneninstinkt, der zum Teil in jedem Weibe stecke, zu beweisen, »daß ein letzter Rest sexueller Wirkung von jedem Sohn auf seine Mutter ausgeht!«

Ein Ausspruch von geradezu scheußlicher Entartung!

Die »Mutter« stehe übrigens intellektuell sehr tief. Sie sei verächtlich, weil ihre Liebe wahllos und zudringlich ist, weil sie blinde Zärtlichkeit besitze für »alles, was je mit ihr durch eine Nabelschnur verbunden war«. »Bedeutende Menschen können deshalb stets nur Prostituierte lieben!« Merkwürdige und recht nette Eigenheiten haben diese »bedeutenden Menschen«. Natürlich »stützt« sich das alles wieder auf die blinde Verschanzung in die eigene lächerliche Einteilung. Daß es Menschen — weibliche Menschen — gibt, die außer »Mutter oder Dirne« noch Künstler oder Kaufleute, Sportgeschöpfe oder Botanikerinnen, Stickkünstlerinnen oder Mathematikerinnen und hunderterlei anderes ihrer innersten Veranlagung nach sind, weiß der Verfasser offenbar nicht.

Dafür berichtet er feine Unterschiede zwischen Dirne und Mutter; der Dirne liege nur am Manne, der Mutter am Kind. Falsch! Der Dirne liegt gewöhnlich gar nichts am Mann, sondern nur am Geld, und der Mutter liegt gewiß nicht nur am Kind, sondern auch am Vater des Kindes, soferne der nur ein rechter Vater ist.

In endloser, ermüdender Länge wird ein einmal aufgestellter »Satz« variiert, wiederholt, verknäult und wieder

gelöst. Manch interessante Parallele blitzt dabei auf, zum Beispiel die, zwischen Eroberer und großer Dirne, die beide als Gottesgeißeln empfunden werden. Köstlich ist die Verwicklung in die eigenen gewundenen Fäden zum Beispiel dort, wo über die Treue gesprochen wird:

Ist nämlich die Frau untreu, so ist sie es, weil sie überhaupt »kein der Zeitlichkeit entrücktes Ich hat«, daher »ganz gedankenlos« ist und ohne »Verständnis für die bindende Kraft eines Vertrages«.

Ist aber der Mann untreu, so ist er es nur, weil er sein intellegibles Ich nicht hat zu Worte kommen lassen! (Und wo bleibt sein »Verständnis für die bindende Kraft eines Vertrages«? Es schlief wohl gerade?).

Ist er treu, so ist er es eben seines intellegiblen Wesens halber.

Ist sie aber treu, so ist sie es aus »Hörigkeitsinstinkt« — »hündisch nachlaufend . . . voll instinktiver, zäher Anhänglichkeit«!

Preisfrage: Wie soll sie also sein, treu oder untreu, um weniger verächtlich zu erscheinen?

Eine erstaunlich tief verwurzelte Konfusion im Kopfe eines Dreiundzwanzigjährigen, ein wahres Phänomen von einem Rattenkönig! So selbstsicher wird oft das genaue Gegenteil von der Wahrheit vorgetragen, daß man erst durch die ins Auge springende Absurdheit zur Widerlegung veranlaßt wird. Der Mythos von Leda wird als Beweis angeführt, daß die Frau zur Sodomie mehr Neigung habe als der Mann! Was beweist aber der Mythos gegenüber der Wirklichkeit? Wer benützt heute noch — im Orient ist dies an der Tagesordnung — Ziegen, Stuten, Hennen zu geschlechtlichem Mißbrauch, — Mann oder Weib?!

Nach der Einleitung einer Beweiskette wird diese gewöhnlich mitten drin abgebrochen und unbewiesen wird der »Schluß« angehängt, während man die entscheidende

Wendung noch erwartet. So wird zum Beispiel auseinandergesetzt, daß die Frau meist Scheu empfinde vor männlicher Nacktheit, und dies wird — man staune! — als Beweis betrachtet dafür, »daß die Frauen von der Liebe nicht die Schönheit wollen, sondern — etwas anderes!« Von der Liebe werden sie wohl die Liebe wollen, und »die« Schönheit in ihr zu finden hoffen. Die vorangehenden Ausführungen über männliche und weibliche Nacktheit sind von beinahe obszöner Brutalität und von einem fast wilden Hasse gegen alles Natürlich-Geschlechtliche erfüllt. Schon die Debatte überhaupt, ob diese Vorgänge und ihre Organe »schön« oder »nicht schön« sind, verrät einen falschen Standpunkt, da es sich um Naturnotwendiges handelt, das schon durch seinen eminenten Zweck für eine solche Bewertung gar nicht geeignet ist. Es ist ihm ein »Rätsel«, warum gerade die Frau vom Mann geliebt wird! Warum gerade die Frau?? Ja, soll denn der Mann nur Hennen, Ziegen, Stuten oder Knaben lieben?! Und warum wird denn »gerade der Mann« von der Frau geliebt? Vermutlich weil es nur diese zwei Arten Menschen gibt. Weininger weiß übrigens für dieses »Rätsel«, warum die Frau geliebt wird, eine hochpoetische Erklärung: bei der Menschwerdung habe nämlich der Mann durch einen »metaphysischen Akt« (?) die Seele für sich allein behalten! Aus welchem Motive vermöge man freilich »noch nicht« abzusehen! (Wirklich nicht? Vielleicht läßt sich's durch Algebra herausbringen?) Dieses sein Unrecht büßt er nun in der Liebe, durch die er ihr »die geraubte Seele zurückzugeben sucht«! Er bittet ihr also seine Schuld durch die Leiden der Liebe ab! Aber halt! Wie ist's denn, wenn sie ihn liebt? Was bittet sie ihm durch die Leiden ihrer Liebe ab?

Will sie ihm auch eine »geraubte Seele« schenken? Aber richtig, sie hat ja keine!



Was das Weib nicht ist, nicht kann und nicht will, wurde bislang erörtert. Wozu es also überhaupt da ist, welchen Zweck es hat, wird nun auseinandergesetzt. Und nun folgt sorgfältig vorbereitet die herrliche Entdeckung, auf die der Verfasser nicht wenig stolz ist. Nicht etwa selbst den niedrigsten, den Gattungszweck spricht er der Frau zu, sondern sie ist nur um der »Kuppelei« willen da! Was er da vorbringt in endloser Wiederholung und Ausspinnung (das Buch könne schlechthin auch tausend Seiten haben anstatt fünfhundert) ist so verworren, verfilzt, mit Ekelhaftem und Unwahrem vollgestopft, daß man es kaum entwirren kann. Der Gedanke an die sexuelle Vereinigung irgend eines Paares sei der dominierende im weiblichen Dasein! Er versteigt sich zu folgender Behauptung, die ich hier wörtlich zitiere: »Die Erregung der Mutter am Hochzeitstage der Tochter ist keine andere als die der Leserin von Prévost oder von Sudermanns ‚Katzensteg'.« Keine andere?! In der Tat, ein tiefer Menschenkenner!

Das Weib sei überhaupt vollständig unfrei, denn es stehe immer unter dem »Bedürfnis (!), vergewaltigt zu werden« (!), es sei ganz und gar im Banne männlicher Sexualität. (Es wird dort noch anders ausgedrückt.) Ist nicht, ohne einen Anwurf daraus machen zu wollen, gerade umgekehrt, eher der Mann weit abhängiger von der sexuellen

Befriedigung und ihrer — in den meisten Fällen — sicher bedürftiger als das Weib, schon um des Detumeszenztriebes willen, den ja das Weib nicht hat?! Der simple Beweis dafür ist die Tatsache, daß kaum ein Mann, der nicht durch Krankhaftigkeit irgend welcher Art daran gehindert ist, stirbt, ohne je ein Weib besessen zu haben (war es nur eines, so ist er auch schon ein Unikum), während tatsächlich tausende von Frauen virgines intactae bleiben, gänzlich geschlechtslos leben.

Es soll durchaus keine Tugend aus wahrscheinlicher Not gemacht werden, wir wissen ganz gut, daß sie nur selten aus freier Wahl, sondern meist aus wirtschaftlichen oder moralischen Bedenken Jungfrauen bleiben; wäre aber der Geschlechtstrieb in ihnen dominierend und sie ganz und gar Sexualgeschöpfe, so würden wohl auch sie Mittel und Wege finden, ihre Virginität los zu werden.

Aussprüche, die in ihrer Verrennung und Verblendung gerade das Verkehrte treffen, dürfen uns bei einem Manne nicht wundern, dessen Sucht, alle Erscheinungen in einmal aufgestellte, an Zahl und Charakteristik mehr als dürftige »Klassen« einzupferchen, sei es auch mit blinder Gewalt, sich zu den lächerlichsten Etikettierungen versteigt. Da das Weib nur »Mutter« oder nur »Dirne« sein kann, wird das weibliche Geschlecht folgendermaßen »beschrieben«: Die Dirne ist es, die die gute Tänzerin ist, nach Unterhaltung, Geselligkeit, nach dem Spaziergang (!! welch ein Dirneninstinkt) und dem Vergnügungslokal, nach Seebad und Kurort, Theater und Konzert verlangt, während die »Mutter« eine stets geschäftige, stets geschmacklos gekleidete Frau ist (wörtlich!), die sich auch daran erkenntlich macht, daß sie — Speisereste aufhebt. Eine recht erschöpfende Einteilung! Nun wollen wir mal etwas ähnliches aufstellen: Die Männer — sagen wir — bestehen aus »Vätern« und »Strizzis«. Die Väter sind geschmacklos gekleidet, lassen

bei schlechten Schneidern arbeiten, rauchen die Pfeife etc. Die »Strizzis« gehen zum Ronacher, in Seebäder, Theater und in die Schwimmschule: Eine würdige Analogie!

Etwas »anderes« kann das Weib nicht sein; ja selbst »die Existenz eines verbrecherischen Weibes kann nicht zugegeben werden: die Frauen stehen nicht so hoch!« Ist sie große Verbrecherin, so ist sie eben »vermännlicht« — gerade so wie der Zuhälter, Kuppler etc. »eigentlich kein Mann« sei, sondern zu den »sexuellen Zwischenstufen« gehöre.

Ich greife mir an den Kopf: Ausführungen, die mit solchen Mitteln arbeiten, die fast durchwegs aus Konstruktionen solcher Art ihre Beweise und Argumentationen zusammensetzen, wurden genial genannt! Der König hat neue Kleider! Er hat prachtvolle Kleider! Alles schreit, er hat sie, denn die Parole ist ausgegeben, er muß sie nun haben, trotzdem seine Blößen sichtbar sind: ein Märchen mit tiefem Sinn, das sich bei uns öfters abspielt, als man glauben sollte.

Gibt es Verkehrtheiten und Verlästerungen in dem Buche, die eines humoristischen Beigeschmackes nicht entbehren, so daß man sie mitunter recht heiter finden kann, so gibt es hingegen auch Ausführungen darin, wo aller Humor schweigt, wo einem eine starre Entrüstung das Blut stocken macht. Ein wilder Haß gegen alles Natürliche, eine bösartige Verdächtigung und Verfolgung jeder sinnlichen Daseinsfreude, eine auf Kosten alles Körperlich-Fröhlichen entartete Geistigkeit, die den Leib und seine Pflege verachtet, eine schier bankerotte Phantasie, die sich in Verleumdung und Verleugnung alles Irdisch-Sinnlichen ergeht und sich gleichzeitig im Übersinnlichen zu den willkürlichsten Hypothesen versteigt, zeitigen ihre Blüten in den Anschauungen, die sie verkünden: So hätte zum Beispiel für den höherstehenden Mann das Mädchen, das er begehren, und das Mädchen, das er »lieben, aber nie begehren könnte« (?) eine ganz verschiedene Gestalt! Ein schmachvoller Dualismus, will mir scheinen! Ferner: Es gibt überhaupt nur platonische Liebe! »Was sonst noch Liebe genannt wird, gehört in das Reich der Säue!«

Nur wer nie ein Weib in Liebe gewonnen, sondern es nur unter den Schauern der Prostitution besessen hat, wer überhaupt nie ein Weib gekannt hat, sondern nur sein Zerrbild, — die Dirne, — nur wer sich eines krankhaften

Defektes noch mit Überhebung brüstet, konnte diesen Ausspruch tun — und die anderen ähnlichen Aussprüche und fulminanten Offenbarungen über »das« Weib! Nur der kann auch behaupten, daß der Mann, sofort nachdem er das Weib besessen hat, es verachtet, — der es in Wahrheit nie besessen hat!

In einer Fußnote wird ganz unumwunden erklärt, daß es keinen bedeutenden Menschen geben könne, der in — der geschlechtlichen Vereinigung (es wird dort kürzer und brutaler ausgedrückt) — »mehr sähe als einen tierischen, schweinischen, ekelhaften Akt, oder gar das tiefste, heiligste Mysterium«.

Alle bedeutenden Menschen — so wird weiter gefolgert — müßten daher sicherlich ihre Sexualität durch die (sogenannten) geschlechtlichen Perversionen befriedigen, da sie unbedingt am gewöhnlichen geschlechtlichen Akte »vorbei wollen«!!!

Gewiß wäre es unrichtig, in diesem Akte »an sich« etwas Heilig-Mystisches zu sehen, da er unter Umständen gewiß eine Erniedrigung bedeuten kann; immerhin aber ist es doch etwas, was jeden gesunden, lebensmutigen, menschlicher Empfindungen fähigen Menschen mit Entrüstung und schier verächtlichem Mitleid erfüllen muß, den natürlichsten Lebensvorgang verunglimpft und gebrandmarkt, die Flamme, von der die ganze Welt glüht, als höllisches Feuer verdächtigt zu sehen!

Als Kriterium des bedeutenden Menschen abnorme Sexualtriebe fordern und Verachtung, »Vorbeiwollen« am normalen Liebesakt voraussetzen, heißt einen Goethe z. B. mit jämmerlichen Füßen treten, und ein solcher Ausspruch eines Menschen macht alle seine andern befremdlichen Aussprüche — begreiflich!

Während die Frau durch den Gedanken an die Vereinigung irgend eines Paares angeblich in »fieberhafte

Erregung« gerate, gewinne ein solcher Gedanke über einen Mann keine Gewalt, er stehe »außer und über einem solchen Erlebnis!« Wirklich?! Die Welt wird einfach auf den Kopf gestellt. In Wahrheit bedarf es gar nicht erst einer deutlichen Vorstellung jener Vereinigung, um bei M Erregung hervorzurufen, bekanntlich genügt dazu schon das Rauschen eines seidenen Kleides.

»Als der Mann sexuell ward, da schuf er das Weib.« Aus diesem tiefen Grunde ist »das Weib die Schuld des Mannes«; die Kuppelei sei da, »weil alle Schuld von selbst sich zu vermehren trachtet«. Überall sieht er Zweck und Absicht, Schuld und Grund: überall ein »damit«, nirgends ein »daher« — außer ein solches, hinter dem wieder eine »Bestimmung« steht. Alle seine Argumentationen bezeichnet er kurz und bündig als »unwiderleglich«, alle Gegenmeinung als »völlig unannehmbar«, jeden, der widerspricht, als »frechen Schwätzer«. Basta!

Wohin eine krankhafte Sucht, Willen und Zweck hinter alle Erscheinungen zu verpflanzen, führen kann, möge ein Satz wie der folgende illustrieren: »Wir erschrecken vor dem Gedanken an den Tod, wehren uns gegen ihn, klammern uns an das irdische Dasein und beweisen dadurch (!), daß wir geboren zu werden wünschten als wir geboren wurden, indem wir noch immer in dieser Welt geboren zu werden verlangen.« (!!!) Ein spekulatives Zurückgreifen, das mit den abenteuerlich phantastischen Schlüssen mittelalterlicher Scholastik viel Ähnlichkeit besitzt, tiefe Verstricktheit in buddhistische Vorstellungen und die vollständige Umneblung eines ursprünglich kritischen Geistes durch religiös-mystischen Wahn, erhellt aus solchen Aussprüchen. Gewisse Experimente der Wissenschaft, z. B. die Geschlechtsbildung, erklären zu wollen, bezeichnet er, aus derselben mystisch-theosophischen Befangenheit, als »ein unkeusches Anpacken mysteriöser Vorgänge«. Ein kurioser Standpunkt in der

»Wissenschaft«! Die »unkeuscheste« Wissenschaft ist demnach die Chemie, der sich »daher« auch so viele Juden zuwenden. Mit den Juden verfährt er genau so wie mit den Weibern. Er sagt von ihnen die scheußlichsten, niedrigsten Qualitäten aus. Stimmt es aber nicht, dann war es eben kein »echter« Jude. Dem Juden räumt er auch die Möglichkeit ein, sich vollständig über das Jüdische zu erheben, während er der Frau die Möglichkeit dieser Erhebung ins Reinmenschliche abspricht; da er selbst Jude war, schien diese vorsichtige Klausel geboten. Daß nicht nur »das Jüdische«, sondern auch jedes andere »nur Nationale« abstoßend ist, weil es immer eine enge Begrenzung des Menschlichen bedeutet, bleibt natürlich ungesagt. Das Kapitel über das Judentum enthält übrigens viel des Geistreichen und Tiefen — soweit es analytisch vorgeht, — und überschnappt sofort ins Groteske, sowie die eigenen »Folgerungen« einsetzen.

Dieselben Merkmale weisen viele der früheren Kapitel auf, und aus diesem Grunde werden auch solche Leser, die mit dem Autor sympathisieren, den Eindruck haben, daß die einzelnen Kapitel immer groß angelegt und vielversprechend erscheinen, Tiefen und Höhen verheißend einsetzen, um dann abzufallen und zu enttäuschen; dort nämlich, wo die eigenmächtige Synthese beginnt, das eigene »Aufbauen« nach der oft sehr scharfsinnigen Analyse: da wird alles merkwürdig flach und oberflächlich und vor allem unrichtig, blind neben den wirklichen Tatsachen vorbeisausend, auf ein »gedachtes«, vorherkonstruiertes, popanzartiges »Ziel«. Immer wieder verschlingt sich oft Gesagtes ineinander, bis wieder neue Glieder zappelnd daraus hervorschießen, um sich wieder zu verschlingen und zu verknäueln.

Überall sieht er »Ideen«, »Prinzipe«, wurzelhafte Anlagen, wo es sich meist um historisch Er-Wachsenes handelt; überall ist die Blindheit für das geschichtliche und wirtschaftliche

Element, welches formenbildend und artenändernd wirksam ist, ersichtlich, die große Rolle, die ihm bei allen Vorgängen und Erscheinungen zufällt, wird geleugnet und alles auf eine Art metaphysischer Bestimmung zurückgeführt.

Die Behauptung, »der echte Jude wie das echte Weib leben beide nur in der Gattung, nicht als Individualitäten«, wird durch das Wörtchen »echt«, mit dem sie sich vorsichtig verklausuliert, als das empfunden, was gewöhnlich als »jüdische Dreherei« bezeichnet wird, besonders, da schon auf der nächsten Seite die Bemerkung folgt, »es gibt einen absoluten Juden so wenig als einen absoluten Christen« (und ein »absolutes« Weib). »Nur seichteste Oberflächlichkeit« könne glauben, »daß der Mensch durch seine Umgebung gebildet werde«. Nur seichteste Oberflächlichkeit kann leugnen, daß der Mensch durch seine Umgebung zumindest beeinflußt wird, und daß diese Beeinflussung oftmals zu Bildungen, Neubildungen, Herausbildungen führt! Wer dies leugnet, leugnet alle Entwicklungsmöglichkeit. Warum gibt es denn eben keinen »absoluten« Juden oder Christen, keinen »echten« Mann oder kein »echtes« Weib? Weil eben äußere Eindrücke beständig erziehlich wirksam sind. Aus eben diesem Grunde konnte auch der Jude kein »Monadologe« werden (wie ihm Weininger vorhält), so lange er im Ghetto lebte; darum ward er — was richtig ist — ein »Grenzverwischer«, darum seine »Gemeinsamkeit«, sein »Zusammenhalten« auch in der Familie: es erklärt sich all dies historisch dadurch, daß gleichgestellte Existenzen, die unter Ausnahmsgesetzen in fremdem Land leben, auf engen Anschluß untereinander angewiesen sind. Warum das jüdische Volk keine Aristokratie besitzt, daher keinen grenzenfixierenden Sinn beweist?! Erstlich besaß es sie, so lange es im eigenen Lande als freies Volk lebte. Zweitens kann man nicht mehr von einem »Volk« reden, wenn es sich um Angehörige einer Nation handelt, die durch

Zersprengung über die ganze Welt längst aufgehört haben, ein »Volk« zu sein. Endlich erscheint mir der Mangel an Kastengeist nur günstig und wertvoll und »Grenzverwischung« in diesem Sinne nur ersprießlich.

Von gänzlicher, schier unbegreiflicher Verblendung zeugt aber der Vorwurf, daß der Jude »gleich dem Weibe« (die Analogien werden krampfhaft herbeigeholt) im Fremden »keinen Halt« hat, in ihm »keine Wurzeln schlägt«. Symbolisch erscheine daher »sein Mangel an irgend welcher Bodenständigkeit in seinem so tiefen Unverständnis für allen Grundbesitz und seiner Vorliebe für das mobile Kapital«.

Herr des Himmels! Soll man sich vielleicht ankaufen auf einem beständig zitternden, unterwühlten, bedrohten Boden?! Ist es gar so »symbolisch«, daß die Juden, die in riesigen Scharen aus Rußland oder Rumänien hinausgetrieben, die in Kischenew abgeschlachtet und geplündert wurden, in solchem Boden keine »Wurzeln schlugen«, und daß auch die Juden anderer Länder ihre ewig unterwühlte Situation erfassen und lieber nach mobilem, in Bewegung zu setzendem Kapital trachten, als nach »Bodenständigkeit«?!

Die großen Persönlichkeiten des Judentums werden natürlich vom Verfasser als solche angezweifelt. Als »fast jeder Größe entbehrend« bezeichnet er Heine — Heine, der der Menschheit einen so beseligenden Schatz hinterlassen hat, einen schier unerschöpflichen Brunnen, in den hineinzutauchen immer wieder Mut, Trost, Befreiung und Erhebung gewährt — nicht etwa durch seinen Witz und Sarkasmus, sondern durch seine nie wieder erreichte, tiefinnige, tief vergeistigte Lyrik. Als ebenso »überschätzt« betrachtet wird auch Spinoza. Diese Wertung — besser Entwertung — zu beurteilen, habe ich zu wenig Wissen. Doch auch da scheint mir ein terroristisches Aufpflanzen von dem, was gerade

er, Weininger, Größe nennt, als willkürliches Kriterium zu dominieren. Daß man auf hundertfache Art groß und genial sein kann, auch wenn man nicht genau in der Richtung, die abzustecken ihm gerade beliebt, sich bewegt, scheint er nicht in Betracht zu ziehen. Er hält Spinoza vor, daß ihm alles weniger »Problem« denn »mathematische Methode« war, die alles selbstverständlich erscheinen lasse. Es scheint aber nichts weniger als ein Nachteil einer Methode, wenn sie dies vermag; umgekehrt jedoch kann einen nachgerade ein Grausen erfassen, wenn das Einfachste und Selbstverständlichste in so viele Formeln verstrickt wird, bis es wirr und kompliziert erscheint, so daß die umständliche »Lösung« dieses »Problems« sich dann als »Tat« gebärdet, auch wenn sie sich mit dem Resultate deckt, das man mühelos auf den ersten Blick gewinnt. Menschen aber, denen selbst das Einfachste erst begreiflich wird, wenn sie sich durch ein Gewirr von Umwegen dazu durchgewunden haben, die in jedem Fall durch ein Gestrüpp von Philosophie durch müssen, die sogar imstande sind, auch dann noch an der offen zutage liegenden Wahrheit vorbeizutappen, bloß weil sie irgend ein Irrlichterchen der Spekulation weglockt, beweisen einen Mangel gesunder Instinkte, sind daher zum Urteil »an sich« sozusagen physiologisch unfähig. Den Gesamteindruck einer Erscheinung wahrnehmen kann nur, wer über seine physiologischen Sinneswerkzeuge vollzählig verfügt: da darf auch der Instinkt nicht fehlen, denn er ist das, was man als das Geruchsorgan der Seele bezeichnen könnte.

Von den Juden kommt der Verfasser wieder zu den Weibern. Es drängt ihn offenbar, sich noch einmal zusammenfassend über sie zu äußern: So wenig wie der Jude, ist das Weib eine »Monade«. Aber wie alles und jedes in der Welt, repräsentiert auch »es« eine »Idee«: »W repräsentiert die Idee des Nichts.« Er kommt nun zum köstlichsten aller Resultate:

»Da« die Frau **a**moralisch und **a**logisch ist, alles Seiende aber ein moralisches und logisches Sein ist, so — ist sie überhaupt nicht. Ganz abgesehen von dem witzigen Resultat: man beachte nur die wirre Verkehrung der einzelnen logischen Glieder! Anstatt zu folgern: alle Logik und Moral muß sich im Sein, im Wesenhaften dokumentieren, heißt es in monströser Verkehrung: In allem Sein ist Moral und Logik. Da die Frau aber nach seiner Aussage keine hat, muß natürlich »herauskommen«, daß sie überhaupt »nicht ist«. Wahrscheinlich ist sie also nur eine Art Spuk, ein Massenaberglauben!

Überraschend wie alle seine Resümierungen sind auch seine letzten. Trotz allem, was er von der Frau ausgesagt hat, verlangt er für sie die »gleichen Rechte« wie für den Mann. Er tritt für ihre Emanzipation ein, nur muß sie vollkommene Entgeschlechtlichung bedeuten!! Auch den letzten Schluß, der sich aus dieser Forderung ergibt, zieht er in Betracht, nämlich den Aussterbe-Etat, auf den logischerweise die Menschheit geraten müßte: Die Ausrottung der menschlichen Gattung scheint ihm aber sogar ein erstrebenswertes Ziel! »Alle Fécondité ist ekelhaft.« Dieser Satz charakterisiert eine das Leben hassende Natur, die notwendigerweise nur Vernichtungstendenzen produzieren kann. Bedarf der Ausdruck dieser Endtendenzen überhaupt einer Antwort, so wäre es die, daß nicht einzusehen ist, warum wir bedacht sein sollten, diesen Planeten zu räumen — für irgend ein zweifelhaftes anderes Geschlecht, das sich dann auf ihm zum Leben entwickeln könnte . . .

Übrigens weiß auch er die »Rechte«, die er angeblich für die Frau verlangt, »weise« zu beschränken. Von der Gesetzgebung, von der Leitung eines Gemeinwesens sei »vorderhand« die Frau fernzuhalten gleich — »Kindern, Schwachsinnigen und Verbrechern«. Denn — »Recht und Unrecht der Frau kann ganz genau ermittelt werden, ohne daß die Frauen selbst mitbeschließen«.

Dieser Satz ist — es läßt sich anders nicht bezeichnen — eine Schamlosigkeit. (Trotzdem in diesem Buch so viel von »Schamhaftigkeit« die Rede ist.) Wie schön »Recht und Unrecht« für die Frau »ermittelt« wurde, muß selbst Blinden und Tauben klar werden aus einer Gesetzgebung, die das Weib in seiner katastrophalsten, hilflosesten Lage recht-, schutz- und hilflos läßt. Von all dem andern, was zu ihrer Beschränkung und Einengung für sie »ermittelt« wurde, will ich jetzt ganz absehen, nur das Krasseste soll berührt werden, die Tatsache, daß die arbeitsunfähige Schwangere, die sich also, falls sie subsistenzlos ist, im Zustand absolutester Hilflosigkeit befindet, keine Ansprüche an den Vater des Kindes hat, er sei, wer er sei, er habe, was er habe; die Tatsache, daß sie auch für die Kosten der Entbindung keinen rechtlichen Anspruch weder an den Vater noch an die Gesellschaft besitzt, daß sie — die Gebärende!! — keinen Anspruch auf Unterschlupf und Pflege für sich und das Kind hat (im Findelhaus finden nur die wenigsten Aufnahme und unter Umständen, denen ein abschreckendes Odium anhaftet), und daß sie erst nach der schwersten Stunde Alimente für das Kind beanspruchen kann, die aber niemals ausreichen, die Kosten seiner Erhaltung auch nur annähernd zu decken. So schön kann Recht und Unrecht für die Frauen ermittelt werden, »ohne daß sie selbst mitbeschließen«.

Zum Schlusse schlägt in dem Buche Weiningers ein beinahe irrsinniger Ton durch: es wird nämlich festgestellt, »daß dieses Buch die größte Ehre ist, welche den Frauen je erwiesen wurde«. Aber können uns die tollsten Sprünge wundern in einem Buche, das noch auf derselben Seite den einzigen wahrhaftigen, richtigen Ausspruch tut, der allein dem ganzen Buch ins Gesicht schlägt, der allein genügt, um es zu richten und zu werten, da es ihn als eine (verspätete) Vorschrift für andere gibt, während es ihn selbst mit Füßen trat, nämlich den Ausspruch:

»Man hat die Frau als Einzelwesen und nach der Idee der Freiheit, nicht als Gattungswesen (!), nicht nach einem aus der Empirie (?!) oder aus den Liebesbedürfnissen des Mannes hergeleiteten Maßstabe zu beurteilen.«

Und so richten diese letzten spärlichen Worte die eigene Tat und das eigene Werk.

ie Berechtigung des Weiberhasses und der Weiberverachtung erkennt man aus den Argumenten, auf denen sie steht und mit denen sie fällt.

Aus jenen Weiningers, die sich offensichtlich als Verkehrung, Verleugnung oder Verblendung gegenüber den Tatsachen darstellen, erhellt am schärfsten, daß sie immer identisch sein müssen und nur identisch sein können mit Vernichtungstendenzen, die das Leben zielsicher ausstoßt. Vom Wahne geboren, gleichen sie spukhaften Gespenster-Erscheinungen, die nur für den existieren, dessen fieberndes Hirn sie beschwor, und die trotz der Hartnäckigkeit seiner Halluzination auch nicht um einen Schatten wirklicher werden.

Es gibt eine Tatsächlichkeit, eine harte Wirklichkeit der Dinge (immer in dem relativen Bereich unserer Sinnesorgane natürlich), die von hypothetischen Konklusionen, die mit ihr selbst durch keine wirkliche Beziehung verbunden sind, nicht im geringsten verändert oder gar umgestoßen werden kann. Eine Methode, die sich darin ergeht, in der Luft hängende metaphysische, höchst subjektive Voraussetzungen solange mit einander zu multiplizieren, auf jede Art zu verkreuzen und zu verschlingen, bis ein vorgewolltes Resultat herauskommt, in welches dann das wirkliche Leben hineingepreßt wird, mag es nun mit dem »Luft-Schluß« übereinstimmen oder nicht, enthält nicht die Möglichkeit, beachtenswerte Resultate zutage zu fördern. Das hieße, dem wildesten geistigen Abenteurer- und Don Quixotetum Tür

und Tor öffnen, hieße jenen grotesken Versuchen und »Berechnungen« wissenschaftliche Existenzberechtigung geben, mit denen die Scholastiker zum Beispiele »ausrechneten«, wie viele Engel auf einer Nadelspitze tanzen können, hieße von neuem den absurden Terrorismus der Spekulation aufpflanzen, der mehrmals in der Geschichte der Philosophie dieselbe zum Gegenstand des Widerwillens und der Lächerlichkeit für alle gesunden Geister machte, aus welcher Entwertung sie sich in der neueren Zeit erst durch Kant und Schopenhauer wieder erhob — um unter deren Nachfolgern wieder in Mißkredit zu sinken — bis sie von Herbert Spencer auf den festen Boden der Tatsachen gestellt und dadurch aus der Sphäre leerer Gaukeleien in die einer unanzweifelbaren Disziplin verpflanzt wurde.

Daß ein Mensch wie Weininger, begabt mit feinster Sensitivität und Reaktionsfähigkeit, stumpf und blind sein konnte gegen die einfachste Logik der Tatsachen, erklärt sich vielleicht aus der Gefahr, die gerade diese Fähigkeit des innerlichen Erlebens für solche Geister birgt, denen das harte, reinigende, alles Falsche ab- und ausstoßende Element der gesunden Instinkte, die Grundbedingung der Urteilsfähigkeit, fehlt, so daß sie den Eindruck hervorrufen, als fräße ein Wurm an ihrem besten Mark, als müßten sie mit schier physischer Notwendigkeit, sowie sie die Hand ausstrecken, unbedingt — unter dem Zwange ihrer Art — immer das Falsche, das Dunkle, die Verwesung ergreifen. Charakteristisch für ihn, dem scheinbar »alles« zum Problem wird, ist die Tatsache, daß ihm in Wahrheit nur das Gedankliche, nur das Begriffliche zum Probleme ward, während er an die großen Tatsachenprobleme, deren Lösung für die Menschheit Wohl oder Wehe, hinauf oder hinunter, Zermalmung oder Erhebung, unsäglichen Jammer oder unendliche Glücksmöglichkeit bedeuten, nicht einmal mit einer Ahnung anstreift. So hat er in seinem Werk lange Betrachtungen, die oft

weitab von seinem Thema lagen und die er sich nach der Art übervoller junger Menschen scheinbar vom Herzen schreiben wollte, angehäuft: über Zeit, Wert, Genie, Unsterblichkeit, Gedächtnis, Logik, Ethik, Philosophie, Psychologie etc. Dagegen kommt er nicht ein einziges Mal zum Beispiel auf das Problem des Krieges zu sprechen, auch das Problem des Sozialismus streift er nur flüchtig und oberflächlich, trotzdem beide seinem Thema naheliegen. Fast denkt man ein wenig an Ibsens Professor Begriffenfeld (Peer Gynt), der nur zum Metaphysikum in Beziehungen steht, für den nichts anderes eine »Frage« ist.

Gerade die Innerlichkeit, mit der er alles, was überhaupt für ihn zum Problem wird, erlebt, birgt für ihn, den ungesunden Geist, die Gefahr, daß sie ihn zu den subjektivsten Schlüssen verleitet, die nur durch und für seinen Wunsch und Willen vorhanden sind und die wie nächtliche Visionen vor dem Lichte des Tages — der objektiven Wirklichkeit — zergehen. In der Deutung der platonischen Ideen, die in den Dingen liegen, ist für ihn die Gefahr enthalten, Dinge in Beziehung zu einander zu bringen, die sie in Wahrheit nicht haben, Beziehungen, die jedes einzelne Individuum anders verknüpfen würde, ins Gegenteil umkehren könnte, und die daher zum Verluste jedes gemeinsamen Bodens führen, zur Einbuße aller Wahrscheinlichkeit. Was wir schlechthin Wirklichkeit nennen, ist ja natürlich nicht das wahre Wesen der Dinge, aber es ist zumindest die durch die gleiche Beschaffenheit der Sinnesorgane konstruierte allgemeine Wahrnehmbarkeit, die einen Boden der Verständigung bietet und als allgemein gültiger Ersatz der ewig unerforschlichen »wahren« Wesenheit des Seins einzig annehmbar.

Wohin das Hineintragen subjektivster Vorstellungen, das willkürliche Herstellen von Beziehungen, die gewalttätige Einpressung in selbstgeschaffene Kategorien, die Deduktion alles Bestehenden in vorgegossene Formen den

verirrten Weininger schließlich führten, geht nicht nur aus seiner Behandlung der Probleme »Weib« oder »Juden« hervor, sondern auch aus der in seinem Nachlaßwerk enthaltenen »Tierpsychologie«. Da wird der Hund »erkannt« als die Idee des Verbrechers, das Pferd als die des Irrsinns, Floh und Wanze als »Symbole für etwas, wovon Gott sich abgekehrt hat« u. s. f. Aus denselben »inneren Gründen« betrachtet er jede Krankheit als »Schuld« und findet die Auffassung, welche die Kranken und Aussätzigen fragen läßt, »was sie verbrochen hätten, daß Gott sie züchtige«, sehr tief. Die absonderliche »Zurück-Dreh-Tendenz« all seiner Auffassungen offenbart sich in der Annahme, der Mord sei eine »Selbstrechtfertigung« des Verbrechers, »er sucht sich durch ihn zu beweisen, daß nichts ist«!!

Mit einer schier organischen Verkehrtheit legt er allen Erscheinungen die verdrehtesten Ursachen unter und muß ihnen daher auch natürlich die entgegengesetztesten Absichten zuschreiben und die konfusesten Folgerungen aus ihnen ziehen: »Man liebt seine physischen Eltern; darin liegt wohl ein Hinweis darauf, daß man sie erwählt hat.«!!! Oder: »Die Fixsterne ‚bedeuten' (?) den Engel im Menschen. Darum orientiert sich der Mensch nach ihnen; und darum! besitzen die Frauen keinen Sinn für den gestirnten Himmel: weil ihnen der Sinn für den Engel im Mann abgeht.«!!!

Diese Proben aus Weiningers Nachlaßwerk werden manchen vielleicht als nicht unter den Titel dieser Schrift gehörig erscheinen. Dennoch sind sie es, da sie unzweideutigen Aufschluß geben über die Stellung, die eine urteilende Intelligenz, welche sich in der Art Weiningers zum Problem der »Frau und ihrer Frage« verhalten hat, charakteristischerweise anderen Problemen gegenüber einnimmt. Die Annahme liegt daher nicht fern, daß bei allem, was Weiningers große Intelligenz und geistige Elastizität erfaßte und berührte, die Sensitivität des Epileptikers das Verzerrende war, diese Sen-

sitivität, die alles aus den natürlichen Dimensionen heraustreibt, die die Umrisse aller Dinge entstellt und verkehrt, bis ihr alles in Nacht, Wirrnis und wütender Ekstase versinkt. Sein Biograph teilt uns mit, daß Weininger Epileptiker und gleichzeitig ein mit Verbrecheranlagen belasteter Mensch war.*) Da aber die Sehnsucht nach dem Guten und Sittlichen ohne Zweifel in ihm überwiegend war, erklärt sich auch seine innige Verherrlichung der Kantschen Ethik, die er hoch über die selbstverständliche Sittlichkeit der schönen Seele stellt. Wenn aber auch jene Sittlichkeit die gegen ihre triebhaften, bösen Anlagen den Kampf führt, eben dieses Kampfes halber vielleicht die ergreifendere ist, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß die von der Welt wie eine strahlende Gabe empfundene Individuation der selbstverständlichen Sittlichkeit die gottähnlichere ist und daher als die vollkommenere empfunden wird.

Ein krankhafter Geist kann und wird niemals die Meinung der Welt revolutionieren. Bedeutungslos bleibt daher seine manische Verfolgung irgend eines Gegenstandes einer seiner — gewöhnlich physischen — »Aversionen«.

Weiningers Werk, das mit ungeheuerer Mühe ein großes, begriffliches Material nach einer vorgezeichneten Tendenz zusammenschmiedete, um seine abnorme, lebensfeindliche Aversion als normal und einzig sittlich darzustellen, ist mit allen Merkzeichen manischer Verblendung an den Tatsachen vorübergesaust, und seine Argumente zerschellten beim ersten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit. So hat es denn mit der »Frau und ihrer Frage« in Wahrheit nichts zu schaffen.

*) Ersteres wurde von Weiningers Vater in einem öffentlichen Briefe in Abrede gestellt, der Biograph berief sich aber in seiner Antwort auf die wiederholte eigene Aussage des Verstorbenen.



Was diese Frage selbst betrifft, so ist eine Erörterung derselben unter dem Gesichtspunkt, ob die Frauen »höher« oder »tiefer« stehen als die Männer, von vorneherein verfehlt. Darum habe ich mich nirgends für die weibliche Genialität ins Zeug gelegt, habe auch nicht berühmte weibliche Namen aufmarschieren lassen, denn darauf kommt es wahrhaftig beim heutigen Stande dieser Frage gar nicht an. Erstlich könnte ein Vergleich der positiven Fähigkeiten nur in einer Epoche vollständiger sozialer Gleichberechtigung der beiden Geschlechter ein vernünftiges, unverfälschtes Resultat ergeben, zweitens lautet die zwingende Parole heute nicht nur, die Frau will leisten, sondern sie muß leisten: gebieterisch verweisen sie die wirtschaftlichen Verhältnisse auf eine eigene Berufswahl, da die »Versorgung durch die Ehe«, durch den immer schwierigeren Existenzkampf, den heute auch der Mann infolge des immer mächtiger werdenden Großkapitals und der immer unheimlicher anwachsenden Belastung der Staatseinkünfte durch den Militarismus zu führen hat, mehr als illusorisch geworden ist. Ein Mädchen für diese einzige Chance zu erziehen und es mit Blumengießen, Staubabwischen und Klavierklimpern seine besten und tüchtigsten Jahre verlieren lassen, hieße heute ein verbrecherisches Spiel mit menschlichen Kräften und menschlichen Schicksalen treiben. Überdies müßte ein auf solch einziger Chance sich aufbauendes Schicksal auf alle Fälle

ein entehrendes werden, durch die absolute Wahllosigkeit, mit der dann danach gegriffen werden müßte.

Die Frau muß also für die Möglichkeit einer Berufswahl vorbereitet und erzogen werden. Selbstverständlich muß daher auch ihr Bemühen erscheinen, diese Möglichkeit auf die weitesten Gebiete auszudehnen, sie aus engherzigen Beschränkungen frei zu machen und auf größere und befriedigendere Wirkungskreise zu übertragen. Ist sie dazu »weniger begabt«, so lasse man das nur ihre Sorge sein. Sie wird dann eben mehr Mühe aufwenden müssen, um den vorgeschriebenen Bedingungen zu entsprechen. Praktisch hat sich indes eine solche mindere Begabung der Frau noch nirgends dokumentiert, es ist nirgends beobachtet worden, daß eine Frau von einem neu erschlossenen Posten hätte entlassen werden müssen, weil sie den üblichen Anforderungen nicht entsprach. Es ist auch wahrscheinlich, daß man sich nicht gegen alle Anlage und Fähigkeit zu irgend etwas drängt, sondern immer das der eigenen Natur Passende zu erringen trachtet.

»Minderbegabt« und durchaus ungeeignet scheint mir die Frau nur für einen einzigen Beruf, und das ist gerade der, zu dem man ihr seit altersher unbeschränkten »freien Zutritt« gelassen hat: der Beruf der schweren Taglöhner- und Fabriksarbeit.

Von der Hungergeißel hineingetrieben, büßt die Unselige mit schweren Schädigungen an ihrem Geschlechte und an ihrer Nachkommenschaft, Schädigungen, die die Rasse treffen, — die Schuld des Kapitalismus, der dem Arbeiter für Einsetzung seiner ganzen Kraft nicht soviel Einkommen gewährt, daß er Weib und Kind erhalten kann. Und während dieses Weib selbst hinaus muß in einen unnatürlichen Frondienst, bleibt das Heim unversorgt, die Kinder ohne Aufsicht und Pflege, denn soviel, um eine helfende Hand zu bezahlen, kann auch die Arbeit beider

nicht erschwingen: darum ihr Herren, wendet euch mit eurem Ruf: »Die Frau gehört ins Haus«, vor allem an die Proletarierin, die tatsächlich hineingehört, da es ohne sie verfällt, wendet euch mit diesem Ruf an das Unternehmertum, damit es ihr diese Möglichkeit gewähre!

Was die bürgerlichen Berufe, um deren uneingeschränkte Zulassung heute gekämpft werden muß, selbst betrifft, so glaube man ja nicht, daß ich die Berufstätigkeit der Frau als ein Glück betrachte. Glück und Befriedigung gewährt wohl nur künstlerische oder wissenschaftliche Betätigung — die sogenannten freien Berufe — im Gegensatz zu den sicheren Brotberufen. (Die Verfasserin dieser Zeilen gehört selbst zu den Menschen, die nur mit großer Überwindung auch nur zwei Tage hintereinander ganz das gleiche tun können.) An dem grauen, trostlosen Einerlei der meisten Brotberufe leiden aber auch die Männer. Daß die Frauen um Zulaß zu diesen Berufen kämpfen, beweist am besten, daß nicht Abenteurerlust, sondern zwingende soziale Gründe sie aus dem »Hause« heraustreiben. Aus innerer Vorliebe strebt man wahrhaftig nicht ins Amt oder ins Bureau: aber wenn man die Wahl hat, zu verhungern oder sich bei Verwandten herumzudrücken, oder aber sich zu prostituieren — mit oder ohne Ehe — so geht man eben doch noch lieber ins Bureau; ja, selbst dann schon, wenn man ganz ohne jede ernste Beschäftigung in tödlicher Langeweile und Inhaltslosigkeit und in beständiger Abhängigkeit »im Hause« herumstreift.

Führt man als störendes Hindernis weiblicher Berufstätigkeit die Geschlechtsfunktionen, vor allem die Mutterschaft an, — denn selbstverständlich muß die Erwerbsmöglichkeit auch für die verheiratete Frau beansprucht werden, — so ist gegen diesen Einwurf einzuwenden, daß die schuldige Rücksicht, die man der berufstätigen Frau zur Zeit, da sie der Schonung bedarf, ganz gewiß zu erweisen hat (nicht, daß sie ihrer überhaupt nicht bedürfte, wie viele

Feministinnen meinen), einfach als eine soziale Pflicht zum Wohle der Rasse zu betrachten ist, deren Erfüllung aber nicht mehr Zeit beansprucht als etwa das Militärjahr des Mannes, welches doch noch nie als Grund für die Unfähigkeit, einen Beruf auszuüben, angeführt wurde.

In der Tat, selbst wenn wir annehmen, daß die Mutterwerdung der Frau zwei Monate Urlaub beansprucht, einen vor, einen nach der Entbindung, mehr bedarf es bei vernünftiger Lebensweise ganz gewiß nicht, so müßte die sehr stattliche Ziffer sechsmaligen Kindersegens angenommen werden, um dem Militärjahr gleichzukommen. Was endlich die verflixten drei Tage im Monat betrifft, so verursachen sie vielen Frauen überhaupt kein wesentliches Unbehagen und bedürften daher kaum besonderer Berücksichtigung; angenommen aber selbst, es würde einer derartigen Indisposition Rechnung getragen, so könnte und dürfte dies einen wohlgeordneten Betrieb so wenig aus dem Geleise bringen, als etwa die Waffenübungen, die gleich auf Wochen hinaus den jungen Mann abberufen.

Der dritte Grund, warum eine Wertung von vorneherein auf falschem Boden steht, die davon ausgeht, ob der Mann oder das Weib »geistig höherstehend« oder für diesen oder jenen Beruf »begabter« sei, liegt in der einfachen Tatsache, daß solche Vergleiche, die gewiß von Individuum zu Individuum jedesmal andere Resultate ergeben, überhaupt nicht geeignet sind, den Wert einer Persönlichkeit oder gar einer Gattung zu bestimmen. Ob eine Frau als Bahninspektor, Zahnärztin, Agentin, Telephonistin, Mathematikerin oder Malerin tüchtiger oder untüchtiger ist als ein männlicher Kollege, ist höchst gleichgültig für ihren Wert. Es kann höchstens ihren (eng an ihre Person geknüpften) Wert als Malerin, Zahnärztin etc. bestimmen und wird sie allein die Konsequenzen ihrer eventuellen Untüchtigkeit wirtschaftlich zu tragen haben, kommt aber bei der Bewertung des ganzen

Geschlechtes gegenüber dem anderen Geschlechte überhaupt nicht in Frage. Es gibt Frauen genug, die überhaupt keinen Beruf ausüben, die vielleicht gar keine besonderen Talente haben, und die durch ihr bloßes Dasein ihre ganze Umgebung erheben und beglücken. (Sein und Wesen entstammen nicht umsonst sprachlich derselben Wurzel.) Kein Geschlecht kann »wertvoller«, keines »minderwertiger« sein als das andere, denn schon durch ihre unersetzliche unentbehrliche Funktion der gegenseitigen Ergänzung sind beide Geschlechter für einander gleichwertig.

Eine vergleichende Wertung gibt es nur von Mensch zu Mensch, von Fall zu Fall, aber nicht zwischen den Typen Mann und Weib.

Die Schnecke, die hermaphroditisch ist, repräsentiert schon als einzelnes, ungepaartes Individuum den Typus Schnecke. Aber erst Mann und Weib zusammen ergeben den Genus »Mensch«. Männerhaß oder Weiberverachtung sind abnorme Erscheinungen, die ihre Hinfälligkeit im eigensten Wesen tragen. Der Haß eines Geschlechtes gegen das andere und seine Herabsetzung und Herabwertung war immer das Zeichen des Verfalls, der Entartung, der Verwesung — des einzelnen, wenn vom einzelnen geübt, ganzer Völker, wenn in Massen um sich greifend. Die sexuellen Perversitäten, die diese Erscheinungen in unmittelbarem Gefolge hatten, waren stets der Ruin noch so gesunder Kräfte; Griechen und Römer waren im Stadium des Verfalls und Niederganges, da die Knabenliebe bei ihnen überhand nahm, und der Orient, der das Weib am tiefsten drückt, ist auch politisch ein lendenlahmer »kranker Mann«.

Hinter uns aber stehen nicht die ersatzbereiten Kräfte unverbrauchter Völkerstämme, wie die Germanen hinter dem zugrunde gehenden Altertum. An Spannkraft und Nerven werden von einem auf die Spitze getriebenen Daseinskampf so hohe Anforderungen gestellt, daß es Wahnsinn wäre, die

Glücksmöglichkeiten, die in herzlichen, achtungsvollen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern liegen, auch noch gewaltsam zu verwüsten. Es bedarf keiner »Vermännlichung« des Weibes, um es zu erheben, wohl aber wird eine stete, unaufhaltsame Vermenschlichung des Mannes und des Weibes beide einander nur inniger zuführen, ihre Beziehungen vertiefen und adeln und durch natürliche Züchtung eines immer vollendeteren Typus die Gesamtheit heben und der Vervollkommnung näher bringen.




COUNTWAY LIBRARY
HC 1GTS H






J. HOLZER
BINDER
BOSTON, MASS.

